



DIE SONNENROSE

*Allen kleinen und großen  
Märchenfreunden legt der Verlag  
in der Reihe sowjetischer  
Volksdichtung nunmehr einen Band  
ukrainischer Märchen vor.*

*Die Lebensweisheit vieler Generationen,  
Witz und urwüchsiger Humor  
verleihen den Märchen unseres  
Auswahlbandes ihr Gepräge.*

*Die Märchen geben dem Leser  
eine Vorstellung vom Leben des  
ukrainischen Volkes in einer weit  
zurückliegenden Zeit, von seiner  
Gedankenwelt und seinen  
moralischen Prinzipien, seinen*





Die Sonnenrose

Ukrainische Märchen



Illustrationen Irmhild und Hilmar Proft





# Die Sonnenrose

Ukrainische Märchen



Verlag Kultur und Fortschritt · Berlin 1966

Titel der russischen Ausgaben:

УКРАИНСКИЕ НАРОДНЫЕ СКАЗКИ

Herausgegeben im Staatsverlag für Schöne Literatur, Moskau 1955

УКРАИНСКИЕ НАРОДНЫЕ СКАЗКИ

Herausgegeben im Staatsverlag für Kinderliteratur beim Ministerium  
für Volksbildung der RSFSR, Moskau-Leningrad, 1954

## Das lahme Entchen

Es waren einmal zwei alte Leute, die hatten keine Kinder.

Eines Tages sagte der Mann: „Komm, Alte, wir wollen in den Wald gehn, Pilze suchen.“

Im Walde aber entdeckte die Frau unter einem Strauch ein Nest, in dem ein Entchen saß.

„Schau her, Alter, ein Entchen!“

Der Mann sah sich das Entchen an.

„Das wollen wir mit nach Hause nehmen“, sagte er. „Mag es bei uns wohnen.“

Doch als sie das Entchen aufheben wollten, sahen sie, daß es ein gebrochenes Beinchen hatte. Da nahmen sie es behutsam mitsamt dem Nest, trugen es heim, setzten es in die Stube und gingen wieder in den Wald, um Pilze zu suchen.

Als sie aber am Abend heimkamen, da war die Hütte blitzblank geputzt, das Brot gebacken und der Borstsch gekocht.

Sie liefen zu den Nachbarn und fragten: „Wer hat unsere Hütte blitzblank geputzt, das Brot gebacken und den Borstsch gekocht?“

Aber niemand konnte es ihnen sagen.

Am nächsten Tage gingen sie wiederum Pilze suchen, und als sie am Abend heimkehrten, war wiederum alles blitzblank geputzt, und Quarkknödel standen auf dem Tisch.

„Habt ihr irgendwen in unserer Hütte gesehn?“ fragten sie die Nachbarn.

„Ein Mädchen hab ich gesehn“, antwortete eine Nachbarin, „das holte Wasser. Ein wunderhübsches Ding, aber es hinkte.“

Die beiden alten Leute zerbrachen sich den Kopf, wer das wohl sein mochte.

„Wir wollen sagen, daß wir Pilze suchen gehn“, schlug die Frau vor, „in Wirklichkeit aber bleiben wir daheim und verstecken uns, dann werden wir sehen, wer unsere Wirtschaft besorgt.“

Das taten sie auch. Und bald sahen sie ein Mädchen mit einem Tragholz aus ihrer Hütte kommen. Ein wunderhübsches Ding, aber es hinkte ein wenig.

Während es zum Brunnen ging, liefen die alten Leute in die Hütte. Und siehe – das Entchen war aus dem Nest verschwunden, bloß seine Federn lagen noch darin. Eilends nahmen sie das Nest und warfen es in den Ofen, wo es verbrannte.

Als das Mädchen mit dem Wasser zurückkehrte und die beiden alten Leute erblickte, wollte es zu seinem Nest laufen. Aber das war verschwunden. Da brach es in Tränen aus.

„Weine nicht, Herzchen!“ redeten ihm die alten Leute zu. „Du sollst von nun an unsere Tochter sein, und wir wollen dich wie unser eigen Kind liebhaben.“

„Hättet Ihr das Nest nicht verbrannt, und hättet Ihr mich nicht belauert, ich wär wohl mein Leben lang bei Euch geblieben“, antwortete das Mädchen. „Doch nun ist mir die Lust dazu vergangen. Macht mir jetzt ein Spinnrad und eine Spindel, Großvater!“

Die beiden alten Leute flehten das Mädchen unter Tränen an zu bleiben, aber es ließ sich nicht erweichen.

„Nein“, sagte es, „Ihr habt mir mißtraut und mich belauert, nun verlasse ich Euch.“





Nachdem ihm der Alte ein Spinnrad und eine Spindel gemacht hatte, setzte sich das Mädchen vor die Tür und spann. Da kam ein Schwarm Enten geflogen, und als sie das Mädchen erblickten, schnatterten sie:

„Da sitzt unser Mädchen,  
unser wunderhübsches Ding,  
dreht das Schnurrerädchen,  
spinnt ein feines Fädchen  
und blickt zum Himmel auf,  
sehnt sich zu uns herauf.  
Muß ein neu Gefieder kriegen,  
wird dann mit uns fliegen!“

Antwortete das Mädchen:

„Will nicht mit euch fliegen!  
Als ich mir das Füßlein brach  
und erfuhr groß Ungemach,  
habt ihr mich verlassen,  
mich böß im Stich gelassen.“

Dennoch warf ihm jede Ente eine Feder hinab, und dann zog der Schwarm davon. Bald aber kam ein neuer Schwarm geflogen, und als die Enten das Mädchen erblickten, schnatterten sie:

„Da sitzt unser Mädchen,  
unser wunderhübsches Ding,  
dreht das Schnurrerädchen,  
spinnt ein feines Fädchen  
und blickt zum Himmel auf,  
sehnt sich zu uns herauf.  
Muß ein neu Gefieder kriegen,  
wird dann mit uns fliegen.“

Das Mädchen aber rief zurück:

„Will nicht mit euch fliegen!  
Als ich mir das Füßlein brach  
und erfuhr groß Ungemach,  
habt ihr mich verlassen,  
mich böß im Stich gelassen.“

Dennoch warf ihm jede Ente eine Feder hinab.  
Bald kam ein dritter Schwarm geflogen und sang gleichermaßen:

„Da sitzt unser Mädchen,  
unser wunderhübsches Ding,  
dreht das Schnurrerädchen,  
spinnt ein feines Fädchen  
und blickt zum Himmel auf,  
sehnt sich zu uns herauf.  
Muß ein neu Gefieder kriegen,  
wird dann mit uns fliegen.“

Und als jede Ente dem Mädchen wiederum eine Feder hinabwarf,  
verwandelte es sich in ein Entchen und flog davon.



## Die fliegende Truhe

Es waren einmal zwei junge Burschen, ein Weber und ein Tischler, die freiten um dieselbe Jungfer. Das ging so eine Weile, schließlich aber sagte sie zu ihnen: „Beide kann ich euch nicht heiraten!“ Und sprach zum Tischler: „Mach mir eine Truhe, die durch die Luft fliegen kann, und der Weber soll mir ein Hemd weben, ganz und gar ohne Naht.“

Danach gingen die Burschen heim.

Der Weber überlegte, wie er wohl ein solches Hemd weben könne. Da fiel ihm ein, daß man Strümpfe ganz und gar ohne Naht wirken konnte. So machte er sich ein Gestell aus Holz und wirkte das Hemd rundherum.

Der Tischler baute indessen eine Truhe, so wie ihm die Jungfer aufgetragen, und ließ sie vom Schmied mit Eisen beschlagen. Wenn man sich hineinsetzte und einen Knopf drehte, flog sie durch die Luft. Beide Burschen brachten der Jungfer ihre Geschenke, und diese gefielen ihr gar wohl. Sie betrachtete das Hemd, ganz und gar ohne Naht, und willigte ein, den Weber zu heiraten. Dann sah sie sich die Truhe an, zweifelnd, ob sie in Wahrheit damit durch die Luft fliegen könne.

Da sprach der Weber zum Tischler: „Steig hinein!“

„Nein, steig du hinein!“ entgegnete der Tischler.

Keiner von beiden wollte in die Truhe steigen. Der Weber aber ließ sich schließlich übertölpeln, stieg in die Truhe, drehte innen den Knopf, und schon erhob er sich in die Luft, meilenhoch, und kehrte nimmer zu der Jungfer zurück. Und da er nun davongeflogen war, heiratete sie den Tischler. Der Weber flog eine Woche lang über Berg und Tal und landete schließlich auf einem Heuschober. Als der Abend anbrach, erblickte er, wohl an die zwei Meilen entfernt, eine Stadt und darin ein helles Licht, drehte noch einmal den Knopf und flog stracks auf das Licht zu. Das Licht schien aus einem Fenster des Palastes, worin der König wohnte. Dieser König besaß eine Tochter, die war so schön, daß er sie immer zur Nacht ins dritte Stockwerk hinaufbrachte, weil er fürchtete, es könnte ein Unheil durch sie geschehen.

Als der Weber nun zu ihrem Fensterchen geflogen kam und bei ihr anpochte, fragte sie: „Wer ist da?“

„Ich, der heilige Petrus“, gab er zur Antwort. „Von Gott zu deiner Kurzweil entsandt.“

Er plauderte ein Weilchen mit ihr und flog dann davon. Am folgenden Abend pochte Petrus wiederum an ihr Fensterchen. Sie aber hatte schon alles Erforderliche bereitgestellt und bewirtete ihn mit Speis und Trank. Er aß sich nudelsatt und fragte dann, ob er bei ihrem Vater um sie freien dürfe. Ein Weilchen plauderte er noch mit ihr und flog hernach davon.

Als der Morgen kam, fragte der Vater seine Tochter: „Weshalb bist du so fröhlich? Ist etwa jemand in der Nacht bei dir gewesen?“

„Freilich“, erwiderte sie, „der heilige Petrus war bei mir und fragte an, ob er bei dir, meinem Vater, um mich freien dürfe.“

„Wie kann ich dich mit ihm vermählen!“ erwiderte der Vater. „Du bist doch schon dem Sohn des Nachbarkönigs versprochen. Der würde sogleich sein Heer gegen mich ins Feld führen, wenn ich dich dem Petrus vermählte. Sollte er in der nächsten Nacht wieder zu dir geflogen kommen, dann frag ihn, ob er mir als mein Eidam auch Rat und Hilfe erweisen kann. Denn jener König ist stärker als ich.“

Als Petrus in der nächsten Nacht zu ihr geflogen kam, erzählte sie ihm alles, wie es sich verhielt.

„Gut“, sagte er, „ich will deinem Vater gar wohl Rat und Beistand erweisen.“

Da vermählte der König sie mit Petrus.

Als das der Nachbarkönig erfuhr, erklärte er sogleich den Krieg.

Beide Könige rüsteten zur Schlacht, aber der Nachbarkönig war stärker und hatte auch ein viel größeres Heer. Der schwächere König fragte seinen Eidam: „Was soll nun werden?“

„Fürchtet euch nicht, Väterchen“, gab Petrus zur Antwort. „Zieht getrost ins Feld.“

Petrus aber blieb daheim zurück, machte Öl und Wasser in großen Kesseln siedend heiß und flog damit gegen den Feind. Als er dann das feindliche Heer aus der Luft mit siedendem Öl und kochendem Wasser begoß, gestand der Nachbarkönig ein: „Es muß wohl die reine Wahrheit sein, daß dies der heilige Petrus ist, denn er sendet uns vom Himmel herab ein Strafgericht.“

Er schloß Frieden, und somit war der Krieg zu Ende.

Doch schon nach einer kleinen Weile sprach der Nachbarkönig: „Warum nur bin ich vor so einem Dummkopf zurückgewichen!“

Und aufs neue erklärte er den Krieg.

Da fragte der König seinen Eidam: „Nun, lieber Sohn, was werden wir tun?“

„Zieht nur ins Feld!“ gab Petrus zur Antwort. „Ich werde euch helfen.“

Als das Heer in die Schlacht gezogen war, füllte Petrus seine Truhe bis an den Rand mit glühenden Kohlen, flog gegen den Feind und überschüttete ihn aus der Luft mit Kohlenglut. Da mußte der stärkere König wiederum Frieden schließen, und seine Soldaten sprachen: „Wahrlich, es ist der heilige Petrus.“

So hatte der Krieg ein Ende. Es war aber noch kein halbes Jahr vergangen, da sprach der stärkere König: „Nie und nimmer werde ich vor diesem Dummkopf zurückweichen.“

Und er schrieb Petrus, er werde aufs neue gegen ihn zu Felde ziehen. Diese Nachricht betrückte Petrus über alle Maßen, denn nach dem letzten Feldzug war in der Truhe ein großes Stück Kohle zurückgeblieben, das hatte die Flügel verbrannt, mit denen die Truhe geflogen war. Als nun beide Könige in die Schlacht zogen, ließ Petrus sich ein Pferd ohne Sattel und Zaumzeug bringen, bestieg das Pferd und ließ sich die Füße unter dessen Bauch zusammenbinden. So ritt er ins Feld, denn er vermeinte, durch das Pferd den Tod zu finden. Er besaß ja nichts mehr, womit er sich in dem dritten Feldzug hätte verteidigen können. Das Pferd jagte mit ihm dahin, und er hoffte, es würde in den Wald laufen, denn er dachte in seinem Sinn: Wenn es an einem Baum vorüberjagt, pack ich den Baum und halt mich daran fest, und da mir die Beine unter dem Pferdebauch zusammengebunden sind, wird mich das Pferd zerreißen.

Das Pferd aber bog nicht zum Walde ab, sondern raste schnurstracks zum Schlachtfeld. Auf dem Wege dahin stand ein altes Kruzifix. Das packte Petrus im Vorüberjagen mit beiden Händen und währte, so den Tod zu finden. Doch der Sockel des Kruzifixes war morsch, er brach ab, und Petrus jagte mit dem Kruzifix mitten ins feindliche Heer und mähte die Feinde damit nieder – links mit dem Kreuz, rechts mit dem Sockel. Das Pferd jagte hin und her durch die feindlichen Reihen, und Petrus mähte mehr als die Hälfte des Heeres nieder. Da sah der feindliche König seine Sache verloren und mußte Frieden schließen, denn er besaß keine Soldaten mehr, mit denen er kämpfen konnte. Und er sprach: „Dies ist der Beweis dafür, daß des Königs Eidam in Wahrheit der heilige Petrus ist. Dreimal bin ich gegen ihn zu Felde gezogen und hoffte, ihn zu besiegen. Aber jedesmal sandte er mir vom Himmel herab ein Strafgericht.“

So blieb der Weber des Königs Eidam. Und damit basta.



## Der Frost

Einst lebte ein armer Bauer, der hatte viele Kinder. Deshalb säte er viel Hirse aus. Bevor er sie aber im Herbst mähen konnte, kam der Frost und machte sie zunichte, und dem Bauern blieb nichts zu ernten. Als er sah, daß die ganze Hirse vernichtet war, kehrte er nach Hause zurück.

„Was hast du nun vor, lieber Mann?“ fragte ihn seine Frau.

„Ich will gehen und den Frost suchen.“

„Und warum?“

„Er hat mir die ganze Hirse vernichtet.“

„Und was willst du mit ihm tun?“

„Ihn erwürgen.“

Er machte sich also auf und wanderte kreuz und quer, bis er den Frost fand.

„Mich kannst du doch nicht erwürgen“, sagte der Frost zu dem Bauern. „Nimm lieber hier diesen Quersack, und du wirst, solange du lebst, dein täglich Brot haben.“

„Wie aber soll ich ihn nutzen?“ fragte der Bauer.

„Wenn du heimkommst, brauchst du ihn nur auf den Tisch zu legen.



Was immer du auch begehrst, das kannst du dann aus ihm herausnehmen.“

Der Bauer freute sich über den vortrefflichen Quersack. Er hatte aber einen Bruder, der war ein reicher, kinderloser Mann. Eines Tages lud er ihn zu sich ein. Der Reiche sollte den Quersack bestaunen und aus ihm schmausen.

„Ich will dir sechs Bienenstöcke und einen Pflug schenken“, sprach da der Reiche. „Dann kannst du deinen Acker bestellen und deine Kinder ernähren. Mir aber gib den Quersack dafür!“

Und obwohl der Frost dem Bauern befohlen hatte, den Quersack niemandem zu überlassen, gab jener den Quersack hin.

Als er am nächsten Morgen die sechs Bienenstöcke holen wollte, sagte der Reiche: „Bruder, wo hätte man je erlebt, daß ein Quersack Essen spendet, wenn man zuvor nichts hineingetan?“

Behielt den Quersack und gab die Bienenstöcke nicht her.

Da machte sich der Arme auf und ging abermals zum Frost. Weinend erzählte er ihm von seinem Mißgeschick.

„Ich habe dir doch befohlen, den Quersack niemandem zu überlassen!“ sagte darauf der Frost. „Hier hast du einen Laib Brot und ein Stück Speck, gib deinen Kindern satt zu essen, damit sie sich

fröhlich auf der Straße tummeln. Du aber nimm hier diesen silbernen Quersack und hänge ihn, wenn du wieder zu Hause bist, an die Wand. Lade dann deinen reichen Bruder ein. Er wird sogleich den ersten Quersack gegen den silbernen eintauschen wollen. Du aber nimm getrost den ersten und überlaß ihm den silbernen.“

Der Bauer tat, wie ihn der Frost geheißen. Als der Reiche den prächtigen silbernen Quersack erblickte, gingen ihm die Augen über. Der Arme aber sagte: „Gib mir den anderen Quersack wieder, Bruder, und du kriegst den silbernen dafür.“

Also tauschten sie die Quersäcke – der Arme gab den silbernen hin und erhielt den essenspendenden zurück.

Der reiche Bruder nahm den silbernen Quersack, trug ihn nach Hause und sagte zu seiner Frau: „Da hab ich doch einen weit schöneren, einen silbernen Quersack von meinem Bruder erworben. Geh und lade geschwind den Tennenwächter, den Notarius, den Rittmeister und den Popen zum Schmaus ein.“

Die Gäste erschienen, aber kein Feuer brannte im Herd. Der Reiche hieß alle um den Tisch Platz nehmen, legte den Quersack darauf, und jedermann staunte ihn an.

„Quersack, öffne dich!“ sprach er.

Da tat sich der Quersack auf, und sieben Teufel sprangen heraus. Die zwickten und zwackten nun die Gäste, daß es nur so eine Art hatte.

„Quersack, schließ dich!“ hätte der Reiche rufen müssen, aber er schrie nur immer: „Quersack, versteck dich!“

Da schlugen die Gäste die Fenster entzwei und rannten allesamt schleunigst heim.



## Das Geschenk für den Vater

Ein Fuhrmann wollte zur Krim fahren und fragte seinen Vater: „Was für ein Geschenk soll ich Euch mitbringen, Väterchen?“

„Sammle unterwegs alle Überbleibsel und Brotkrümel, mein Sohn“, antwortete jener, „und die bring mir als Geschenk.“

Als der Fuhrmann und seine Weggefährten aufbrachen, war jeder von ihnen reichlich mit allem versorgt und konnte essen, soviel ihm behagte. Der Fuhrmann aber sammelte alle Überbleibsel und steckte sie in seinen Quersack. Seine Gefährten verspotteten ihn und fragten: „Warum tust du das?“

„Mein Vater hat mir aufgetragen“, gab er zur Antwort, „ich soll ihm die Überbleibsel als Geschenk mitbringen.“

Über kurz oder lang kamen sie durch eine Gegend, wo ein Dorf vom anderen drei Tagereisen entfernt lag. Ihre Vorräte aber waren zur Neige gegangen, und nirgendwo gab es etwas zu kaufen. Da fiel ihnen der Quersack ein, und von seinem Inhalt konnten sie drei Tage ihr Leben fristen.

Als der Fuhrmann nach Hause kam, fragte der Vater: „Nun, mein Sohn, hast du mir das versprochene Geschenk mitgebracht?“

„Nein, Väterchen“, entgegnete der Sohn, „wohl sammelte ich während der ganzen Reise die Überbleibsel, als wir aber auf dem Heimweg in Not gerieten, haben wir sie aufgegessen.“

„Nun, das macht nichts. Ich gab dir diesen Auftrag eigens dazu, damit ihr einen Vorrat hättet, falls euch unterwegs etwas zustoßen sollte.“

## Der Fäustling

Einst wanderte ein alter Mann durch den Wald, ihm nach sprang sein Hündchen. Wie er so ging, verlor er einen Fäustling. Da kam ein Mäuslein gelaufen, das kroch in den Fäustling.

„Hier will ich wohnen!“ sagte es.

Da hüpfte ein Fröschlein herbei und fragte: „Ei, wer wohnt in dem Fäustling?“

„Das Mäuslein Scharrefein, und wer bist du?“

„Ich bin das Fröschlein Hüpfbein. Laß mich ein!“

„Komm nur herein!“

Da waren es zwei. Sprang ein Häslein herbei und fragte: „Ei, wer wohnt in dem Fäustling?“

„Das Mäuslein Scharrefein und das Fröschlein Hüpfbein. Und wer bist du?“

„Ich bin das Häslein Sausewind. Laßt mich ein!“

„Komm nur herein!“

Da waren es drei. Kam ein Fuchslein geschlichen und fragte: „Ei, wer wohnt in dem Fäustling?“

„Das Mäuslein Scharrefein und das Fröschlein Hüpfbein und auch das Häslein Sausewind. Und wer bist du?“

„Ich bin das Fuchslein Packgeschwind. Laßt mich ein!“

Da hockten sie zu viert im Fäustling. Trottete ein Wölflein herbei, das blieb vor dem Fäustling stehen und fragte: „Ei, wer wohnt in dem Fäustling?“

„Das Mäuslein Scharrefein und das Fröschlein Hüpfbein, das Häslein Sausewind und das Fuchslein Packgeschwind. Und wer bist du?“

„Ich bin das Wölflein Kräuselfell. Laßt mich ein!“

„Komm nur herein!“

Kroch auch hinein, da waren es fünf. Trappelte ein Eber herbei.

„Ei, wer wohnt da in dem Fäustling?“

„Das Mäuslein Scharrefein und das Fröschlein Hüpfbein, das Häslein Sausewind und das Fuchslein Packgeschwind und auch das Wölflein Kräuselfell. Und wer bist du?“

„Ich bin der Eber Schnüffelschnell. Laßt mich ein!“

Schlimm war es, jeder wollte im Fäustling wohnen!

„Aber du paßt nicht mehr hinein!“

„Es wird schon gehen, rückt nur zusammen!“

„Wenn's denn sein muß, kriech herein!“

Kroch auch der Eber hinein. Nun waren es sechs. Herrje! War das eine Enge, sie konnten sich weder drehen noch wenden! Da knackte mit einemmal das Reisig, und ein Bär tappte herbei. Der kam auch auf den Fäustling zu.

„Ei, wer wohnt da in dem Fäustling?“ brummte er.

„Das Mäuslein Scharrefein und das Fröschlein Hüpfbein, das Häslein Sausewind und das Fuchslein Packgeschwind, das Wölflein Kräuselfell und der Eber Schnüffelschnell. Und wer bist du?“

„Brumm-brumm-brumm, da seid ihr freilich schon viele. Ich bin das Bärenväterchen. Laßt mich ein!“

„Wie könnten wir dich einlassen? Wir haben es ohnehin schon mehr als eng.“

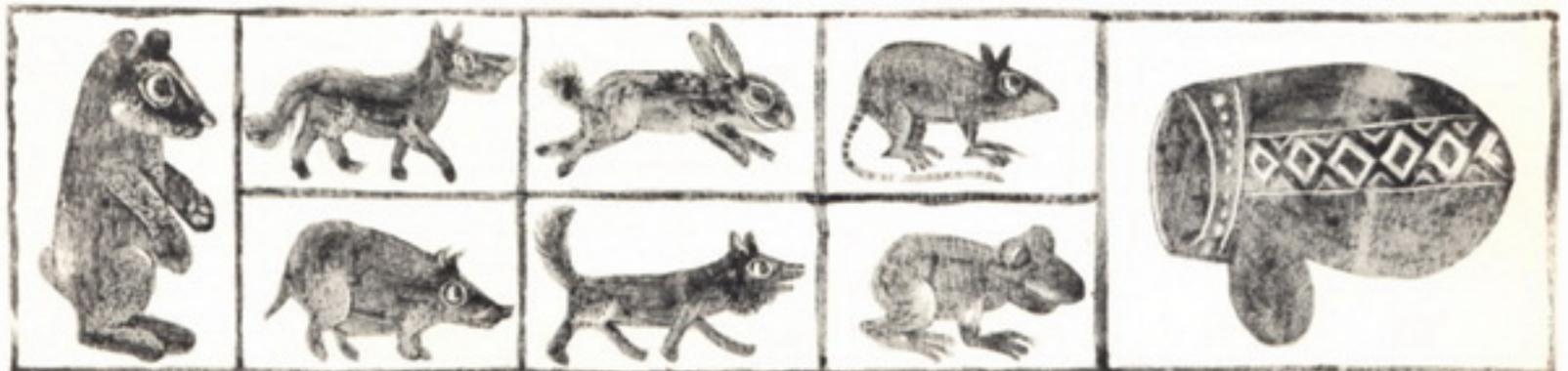
„Na, halbwegs wird's wohl gehn.“

„Dann komm herein, aber nur mit einem Hinterbein.“

Kroch auch der Bär hinein, da waren es sieben, aber so eng saßen sie nun beisammen, daß der Fäustling in allen Nähten krachte.

Inzwischen merkte der alte Mann, daß er einen Fäustling verloren hatte. Er kehrte um und ging ihn suchen. Das Hündchen aber sprang voraus. Es lief und lief und sah den Handschuh liegen, der sich bewegte. Da bellte das Hündchen: „Wau, wau, wau!“

Die Tiere erschrakten, purzelten heraus, nahmen Reißaus und rannten in den Wald. Na, und dann kam der alte Mann und hob den Fäustling auf.



## Iwan Findelkind

Es ging einmal eine Frau auf den Markt, die trug ihr Kindlein in einem Korbe mit sich. Als sie vom Markt nach Hause ging, sah sie ein schönes Vöglein, das hüpfte vor ihr her. Flugs setzte sie den Korb mit dem Kind nieder und eilte dem Vöglein nach, denn sie wollte es fangen ihrem Söhnlein zum Zeitvertreib. Wohl eine Werst weit lief sie von dem Korbe fort.

Das Vöglein flog auf einen Baum und sprach: „Frau, schau zurück, wo ist dein Kindlein geblieben?“

Die Frau schaute zurück, vermochte ihr Kindlein aber nicht zu erblicken und kehrte um, es zu suchen. Sie suchte allüberall und fand es dennoch nicht. Da weinte sie und sprach: „Gott hat's gegeben, Gott hat's genommen!“ Und ging heim.

Im Walde aber wohnte ein alter Mann, ein Zauberer, der wußte alles, was auf der Welt geschah. So erfuhr er aus seinen Zauberbüchern, daß auf der und der Straße in einem Korbe ein Kindlein liege. Also machte er sich auf, nahm das Kind, brachte es in sein Haus, dingte ihm eine Amme, zog es groß und nannte es Iwan Findelkind.

Als der Knabe fünfzehn Jahre zählte, erlaubte ihm sein Pflegevater, auf die Jagd zu gehen. Der Knabe streifte umher und gelangte an einen großen Sumpf. Dort spähte er aus, ob wohl ein Wildbret zu erblicken wäre. Da kamen drei Entchen geflogen. Schon wollte er auf sie anlegen, aber siehe, sie ließen sich nieder, warfen die Flügelchen ab und verwandelten sich in Mädchen. Die beiden älteren waren schön, das jüngste Mädchen aber war so schön, daß man sich an ihm nicht satt sehen konnte. Er wartete ab, bis sie im Wasser waren, raffte sodann das Federkleid der Jüngsten auf und machte sich eilends davon.

Als die Mädchen aus dem Wasser kamen und sich ankleiden wollten, sah die Jüngste, daß ihr Kleid verschwunden war, und sprach: „Findelkind hat's gestohlen, das weiß ich wohl!“

Und lief ihm nach. Sie holte ihn auch ein, trat vor ihn hin und bat ihn flehentlich, ihr das Kleid zurückzugeben, aber er behielt, was er hatte.

Da ward sie zornig, riß ihr Kleid an sich und schlug ihn ins Gesicht. Sogleich verwandelte er sich in einen Ahorn, einen hohen, weitverzweigten Baum. Der Alte wartete und wartete, aber Findelkind kehrte nicht zurück. Er schlug seine Bücher auf und sah nach.

„Ei, ei, da ist ja mein Sohn!“ Er nahm eine Axt auf die Schulter und ging zu ihm hin, denn er wußte schon, daß aus Findelkind ein Ahorn geworden und auch, wo er stand.

„Ach!“ sagte er. „Du bist ein gar schöner Ahorn. Wollt ich dich fällen, bekäm ich feste Grundbalken für meine Hütte.“ Und fragte sodann: „Oder bist du es etwa, mein Sohn?“

Da stand Iwan Findelkind in seiner früheren Gestalt vor ihm.

„Ja, ich bin's, Väterchen!“ erwiderte er.

„Siehst du, mein Sohn“, sprach der Alte, „hab ich dir nicht gesagt, du sollst niemandem etwas zuleide tun?“ Sprach's und führte ihn nach Hause.

Am nächsten Tage wollte Findelkind wiederum auf die Jagd gehen, aber der Alte ließ ihn nicht fort.

„Wohin zieht es dich? Willst du wieder jemandem etwas zuleide tun?“

„Ach, Väterchen, es zieht mich zu ihr, ohne sie kann ich nicht leben, sie gefällt mir gar so sehr.“

„Nun, mein Sohn, wenn dies dein Begehrt ist, dann geh. Sobald du aber an den See kommst, verbirg dich unter dem kleinsten Weidenbusch, damit die Mädchen dich nicht finden. Denn wenn sie herbeifliegen, werden sie gewiß nach dir suchen. Haben sie sich entkleidet und sind im Wasser, nimmst du das Kleid der Jüngsten und läufst davon, so schnell dich deine Füße tragen. Holt sie dich unterwegs





ein, bist du verloren. Erreicht sie dich aber erst an der Türschwelle, kann ich euch beide abfangen, während sie sich auf dich stürzt. Ich hack derweilen Holz hinter der Hütte.“

Findelkind verbarg sich unter dem kleinsten Weidenbusch, und als die Mädchen herbeiflogen und ihn suchten, fanden sie ihn nicht. Da warfen sie ihre Kleider ab und sprangen ins Wasser. Er aber packte Kleid und Flügelchen und rannte davon.

Die Mädchen badeten eine Weile, und als sie sich im Wasser erquickt hatten, kehrten sie ans Ufer zurück. Dort lagen aber nur die Kleider der beiden Älteren, die der Jüngsten waren verschwunden.

„Kein anderer als Findelkind ist der Dieb!“ sagte die Jüngste und eilte ihm nach. Sie holte ihn auch ein, aber erst kurz vor der Hütte, und als sie ihn um ihre Kleider bat, ward er zornig und fiel just auf der Türschwelle nieder. Sie stürzte sich auf ihn, doch da trat auch schon der Alte hinter der Hütte hervor, fing beide ab und hob sie auf.

„Wohlan“, sprach er, „jetzt werdet ihr Mann und Frau.“

Sie wurden getraut, feierten die Hochzeit und lebten im Hause des Alten.

So verstrichen etliche Jahre, bis eines Tages der Alte sprach: „Iwan Findelkind, nun mußt du zu deiner Mutter reisen.“

„Wohin sollt ich wohl reisen? Weiß nicht einmal, wo ich geboren bin, viel weniger noch, wo ich die Mutter finden könnt.“

Der Alte gab ihm eine Kutsche, mit zwei Pferden bespannt, und sprach: „Sobald du zwei Dörfer durchquert hast und in das dritte einfährst, sagst du zu der ersten Frau, die dir begegnet: ‚Guten Tag, Mutter!‘ Wenn sie dich dann fragt: ‚Wieso sollte ich deine Mutter sein?‘, so antwortest du ihr: ‚Entsinnst du dich meiner nicht mehr? Als du einst vom Markt heimkehrtest, ließest du mich auf der Landstraße in einem Korbe stehen, und hernach fandest du mich nicht.‘ Also wird sie sich deiner entsinnen, obgleich sie dich nicht wiedererkennt. Und hab wohl acht auf dein Weib. Es wird nur so lange bei dir bleiben, bis jemand dir die Flügelchen stiehlt; befestige sie deshalb unter deiner Achselhöhle.“

So reiste denn Iwan Findelkind mit seinem Weib davon. Und wirklich, als sie ins dritte Dorf einfuhren, kam ihnen eine Frau entgegen, die wollte Wasser holen. Zu ihr sagte Findelkind: „Guten Tag, Mutter!“

Die Frau blieb stehen und starrte ihn an.

„Wieso sollte ich deine Mutter sein?“

Und er sagte es ihr. Überglücklich nahm sie die jungen Eheleute in ihr Haus auf. War aber der Sohn in der folgenden Zeit einmal nicht daheim, dann betrachtete sie nur immerzu ihre Schwiegertochter, wandte kein Auge von ihr, denn sie war gar zu schön.

„Warum betrachtet Ihr mich immerzu, Mutter?“ fragte die Schwiegertochter eines Tages, als Iwan Findelkind wiederum auf die Jagd geritten war.

„Ich kann mich nicht satt sehen an dir, gar zu schön bist du“, erwiderte die Mutter.

Da sprach die Schwiegertochter: „Ach, Mutter, könnt ich mich mit meinen Flügelchen schmücken, ich wär noch tausendmal schöner. Aber die trägt Iwan in der linken Achselhöhle.“

Am Abend kehrte Iwan Findelkind von der Jagd heim, und als es Schlafenszeit war, ging er mit seiner Frau zu Bett. Die Mutter aber hatte nichts anderes im Sinn, als ihm die Flügel wegzunehmen, gar zu gern wollte sie die Schwiegertochter im Schmuck der Flügel sehen. Also schlich sie zu ihrem Sohn, nachdem er eingeschlafen war, und hakte ihm die Flügel ab.

Am nächsten Morgen erhob sich Iwan Findelkind vom Lager, ohne zu merken, daß die Flügel verschwunden waren, frühstückte und ging wieder auf die Jagd.

Da gab die Mutter ihrer Schwiegertochter die Flügel, jene heftete



sie sich an, flatterte zum Fenster hinaus und setzte sich auf den Dachfirst.

Die Mutter starrte ihr nach. Was ist nur mit ihr? dachte sie. Kaum geb ich ihr die Flügel, schon fliegt sie auf und davon.

Sie rannte auf den Hof und blickte fassungslos zu ihrer Schwiegertochter hinauf.

Die aber sprach: „Mutter, Iwan soll mich nicht suchen. Wenn er mich aber finden will, soll er den Ochsenberg-Seidengras suchen.“ Und flog davon.

Als Iwan Findelkind von der Jagd zurückkehrte und seine Frau nirgends finden konnte, fragte er schließlich die Mutter nach ihr.

„Ich habe ihr die Flügel gegeben“, antwortete jene. „Aber sie muß schier vom Teufel besessen sein, denn sie ist stracks mit ihnen davongeflogen.“

„Ach“, gab er zur Antwort, „du warst mir keine Mutter und wirst mir auch keine sein.“

Die Mutter entgegnete ihm: „Ehe deine Frau von dannen flog, sagte sie noch, daß du nicht sie, sondern den Ochsenberg-Seidengras suchen sollst, denn nur dort würdest du sie finden.“

Da packte er sich Brot als Wegzehrung ein und machte sich auf die Reise. Lange wanderte er über Berg und Tal, bis er endlich zu einem dichten Wald gelangte, an dessen Rande eine Hütte stand. Und weil ein Lichtlein darin flimmerte, trat er ein. In der Hütte aber war nur ein altes Weiblein.

„Guten Abend, Großmutter!“ sagte er.

„Guten Abend, Iwan Findelkind!“ antwortete sie. „Wohin des Wegs?“

„Bin ausgezogen, den Ochsenberg-Seidengras zu suchen.“

Da sagte sie: „Viel flog ich in der Welt umher und weiß doch nicht, wo der Ochsenberg-Seidengras zu finden ist. Geh zu meiner jüngeren Schwester, die tief im Walde wohnt, vielleicht weiß sie's.“

Sie bot ihm ein Nachtlager an. Er aber dankte und zog weiter.

Lange mußte er wandern, aber zu guter Letzt fand er tief im Wald eine Hütte, in der flimmerte ein Lichtlein. Er trat ein. Darinnen saß ein altes Weiblein.

„Guten Abend, Großmutter!“

„Guten Abend, Iwan Findelkind“, antwortete sie. „Wohin des Wegs?“

„Bin ausgezogen, den Ochsenberg-Seidengras zu suchen.“



„Viel flog ich in der Welt umher, aber den Ochsenberg-Seidengras kenne ich nicht. Geh zu unserer jüngsten Schwester. Wenn sie es dir nicht sagen kann, weiß es niemand.“

Auch bei ihr blieb er nicht zur Nacht, sondern wanderte weiter.

Immer dichter wurde der Wald, immer undurchdringlicher; und bald wußte Iwan Findelkind nicht mehr, ob es Nacht war oder Tag.

Da kam ein Krebs des Wegs gekrochen und sprach: „Sei gegrüßt, Iwan Findelkind!“

Höchst verwundert war da Iwan, wie das wohl zugehen mochte: Jedes Lebewesen, das ihm begegnete, kannte seinen Namen.

„Laß den Kopf nicht hängen, Iwan Findelkind, ich will dir helfen, wann immer es auch sei“, sagte der Krebs und gab ihm ein Pfeifchen. „Nimm das, und wenn du in Not bist, blase hinein.“

Und weiter wanderte er, bis ihm ein Windhund begegnete, der sprach: „Sei gegrüßt, Iwan Findelkind!“

„Sei mir gegrüßt, Windhund!“

Der Windhund gab ihm ein Härchen und sagte: „Nimm das, Iwan Findelkind, und wenn du in Not bist, verbrenne es.“

Und weiter wanderte er, bis ihm ein Wolf begegnete, der sprach: „Sei gegrüßt, Iwan Findelkind, wohin des Wegs?“

„Bin ausgezogen, den Ochsenberg-Seidengras zu suchen.“

„Nun, wenn du in Not gerätst, blas in das Pfeifchen, das der Krebs dir gab, und ich will flugs vor dir erscheinen.“

Und weiter wanderte Iwan Findelkind, bis er den Wald durchquert hatte und eine Hütte an seinem Rande stehen sah. Er trat ein und begrüßte die Alte, die darinnen saß. Die Alte aber war eine Zauberin.

„Iwan Findelkind“, redete sie ihn an, „vermagst du es, drei Nächte lang meine drei Stuten zu hüten, so gebe ich dir ein Pferd, das dich zu jenem Berge bringt. Vermagst du es nicht, so schlag ich dir den Kopf ab. Dort an der Wand hängen schon vierunddreißig Köpfe von solchen, die es vor dir versuchten, die Stuten zu hüten. Dein Kopf wird gewißlich der fünfunddreißigste sein.“

Alsdann buk sie ihm ein Küchlein, das sollte er auf der Weide verzehren. Ein Kätzchen war ihm auf Schritt und Tritt gefolgt, und weil es so kläglich miaute, brach er ein Stück von dem Küchlein ab und gab es ihm. Das Kätzchen nahm es und sprach: „Das Küchlein solltest du lieber wegwerfen, denn wenn du es aufißt, wirst du zwei Tage und zwei Nächte lang schlafen.“

Da gab Iwan Findelkind dem Kätzchen das ganze Kuchlein. Das Kätzchen fraß es und legte sich zur Ruh.

Er trieb die Stuten auf die Weide, hütete sie die ganze Nacht und ließ sie nicht aus den Augen. Doch bei Tagesanbruch rannten sie davon, und keine blieb bei ihm zurück. Da besann er sich auf den Windhund, verbrannte das Härchen, und im selben Augenblick stand der Windhund auch schon vor ihm.

„Warum hast du mich gerufen?“ fragte der Windhund.

Iwan Findelkind erzählte es ihm.

„Höre, was ich dir sage! Wenn du die Stuten einfängst, mußt du die vorderste packen. Gelingt dir das nicht, bist du verloren.“

Der Windhund rief alsdann eine Hundemeute herbei, die machte sich flugs auf die Suche. Und da trieben sie die Stuten auch schon heran. Iwan Findelkind packte die vorderste an der Mähne und brachte alle drei Stuten zur Zauberin zurück. Die Alte aber verprügelte die Tiere, weil sie sich so schlecht vor Iwan Findelkind versteckt hatten.

In der folgenden Nacht trieb er die Stuten wiederum auf die Weide und ließ sie nicht aus den Augen. Bei Tagesanbruch aber liefen sie wieder davon und waren allesamt spurlos verschwunden. Wie sollte er sie zurückholen? Da fiel ihm das Pfeifchen ein. Er blies hinein, und der Wolf erschien.

„Was ist dein Begehrt?“

Iwan Findelkind klagte ihm sein Leid.

Schnell rief der Wolf ein Rudel Wölfe herbei. Iwan Findelkind aber schärfte er ein, ja die vorderste Stute zu packen. Und als die Wölfe mit den Stuten zurückkehrten, fing er auch richtig die vorderste ein und brachte alle drei zur Zauberin zurück. Die Alte prügelte die Stuten windelweich und befahl ihnen, sich in der dritten Nacht im Meer zu verstecken und in Fische zu verwandeln.

Also zog Iwan Findelkind auch in der dritten Nacht mit den Stuten auf die Weide und ließ sie dort nicht aus den Augen. Aber ehe er sich's versah, jagten sie davon. Wenigstens in der dritten Nacht wollten sie sich so gut vor ihm verbergen, daß er sie nicht wiederfände, denn übel würde es ihnen sonst ergehen. Darum verwandelten sie sich in Fische und stürzten sich ins Meer.

Iwan Findelkind sah, die Not war groß, und blies in das Pfeifchen. Da erschien der Krebs.

„Ach“, sagte Iwan Findelkind, „hilf mir, Bruderherz! Vermag ich

in dieser Nacht die Stuten nicht zu hüten, schlägt mir die Zauberin den Kopf ab.“

Da kroch der Krebs ins Meer zurück, rief alle Meerungeheuer, die Delphine und Seekatzen herbei und befahl: „Macht euch auf, und wo immer ihr einen der Fische erblickt, zwackt ihn und treibt ihn ans Ufer zurück!“

Eilends schwammen sie davon und durchforschten alle Tiefen des Meeres. Die Krebse zwickten die Fische, und die Seekatzen peitschten sie mit den Schwänzen.

Iwan Findelkind hatte sich am Meeresstrand aufgestellt und fing die vorderste Stute ein. Als er sich auf den Rückweg machen wollte, sprach die Stute zu ihm: „Höre, was ich dir sage, Iwan Findelkind! Die Zauberin wird dir eine von uns dreien geben wollen, du bitte sie um das rüdiges Fohlen, das bei ihr im Stall steht. Unsere Herrin besitzt überdies Siebenmeilenstiefel und eine Tarnkappe; beides hält sie unter ihrem Kopfkissen verborgen.“

Als er zurückkehrte, mußte die Zauberin wohl oder übel ihr Versprechen einlösen und sprach: „Wähle dir unter den drei Stuten eine aus.“

„Gebt mir lieber das rüdiges Fohlen aus Eurem Stall.“

Soviel sie sich auch weigerte, schließlich mußte die Zauberin doch gehen und ihm das Fohlen aus dem Stall holen. Da stürzte Iwan Findelkind geschwind in die Hütte und riß die Siebenmeilenstiefel und die Tarnkappe unter dem Kopfkissen hervor. Als er zurückkam, stand ein Pferd vor ihm, dessen Glanz alles ringsumher erhellte.

„Wie soll ich dich tragen, Iwan Findelkind, über die Bäume hinweg oder unter den Bäumen hindurch?“ fragte es.

„Trag mich über die Bäume hinweg.“

Da stiegen sie hoch in die Luft empor, und als sie am Ochsenberg-Seidengras anlangten, erblickte Iwan Findelkind auf dem Gipfel einen Palast, so schön, daß man ihn gar nicht beschreiben kann.

Er sprang vom Pferd, ließ es das seidige Gras zupfen und ging auf den Palast zu. Rund um den Palast aber waren Löwen angekettet, die lagen drei Ellen voneinander entfernt, fletschten die Zähne und ließen niemanden durch. Iwan Findelkind war ratlos. Doch da fielen ihm die Siebenmeilenstiefel und die Tarnkappe ein. Vielleicht gelingt es mir hindurchzuspringen, dachte er, und ich sehe meine

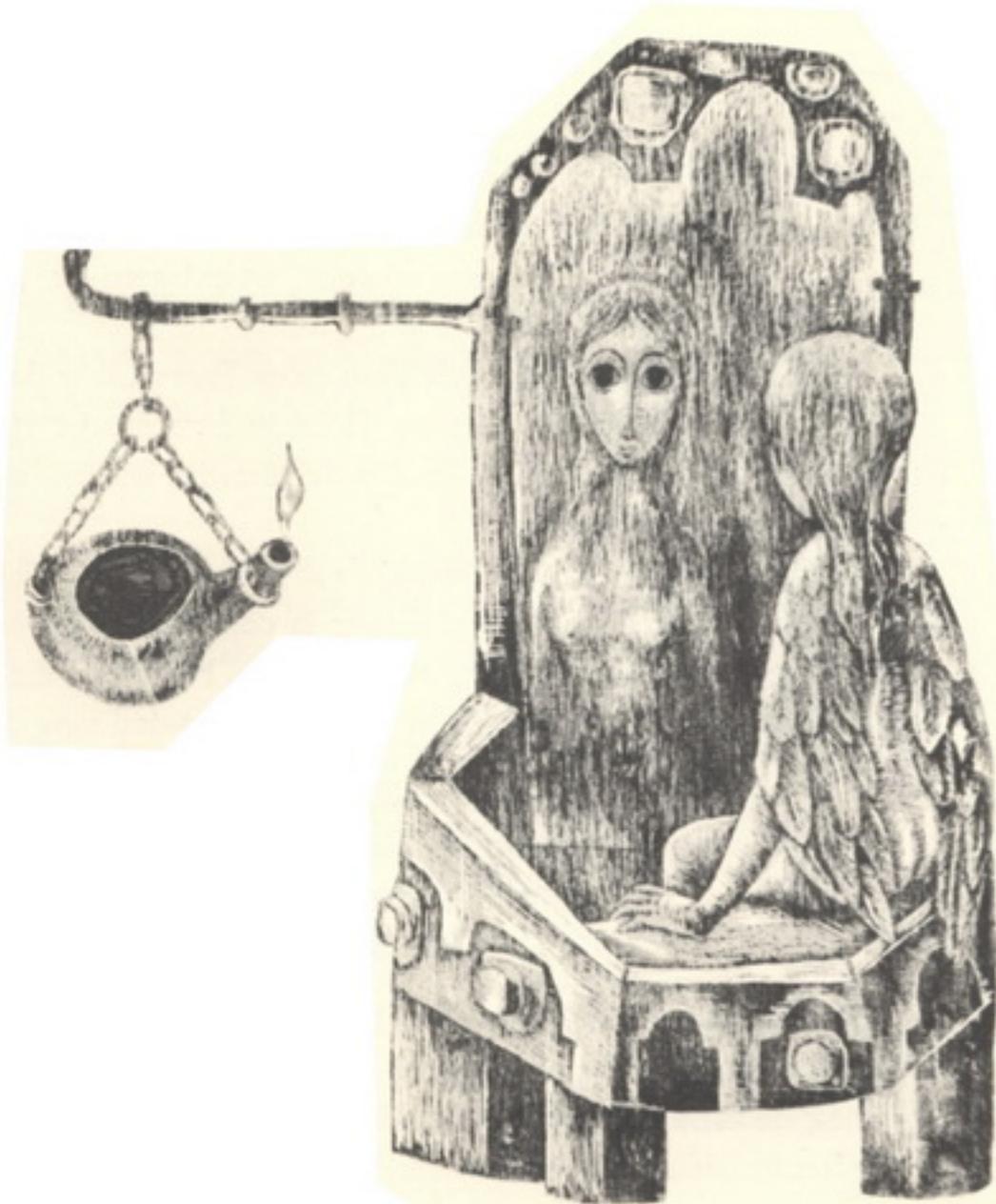
Frau wieder! Gelingt es mir nicht, fressen mich gewißlich die Löwen.

Er zog die Stiefel an, setzte die Tarnkappe auf und sprang so geschwind zwischen den Löwen hindurch, daß sie ihn nicht bemerkten. Dann schritt er durch alle Gemächer, bis er endlich seine Frau erblickte. Sie saß vor dem Spiegel und kämmt sich das Haar. Als er sie anrief, hörte sie wohl seine Stimme, wandte sich auch um, konnte ihn aber nicht sehen.

„Ach“, sagte sie, „wo bist du, Iwan Findelkind, ich sehne mich schon so sehr nach dir!“

Er nahm die Tarnkappe ab, und nun konnte sie ihn sehen. Da fiel sie ihm um den Hals und küßte ihn.

Und von nun an lebten sie herrlich und in Freuden, brauchten keine Not zu leiden.





## Telessik, das hölzerne Kindlein

Es waren einmal ein Mann und eine Frau, die waren schon nicht mehr jung, hatten aber keine Kinder, und das betrückte sie tief.

„Wer wird im Alter für uns sorgen“, wehklagten sie, „wer wird uns die Augen zudrücken?“

„Ach, lieber Mann“, sagte die Frau eines Tages, „fahr doch in den Wald, und schnitze mir dort ein Hölzlein zurecht und eine Wiege dazu. Das Hölzlein will ich in den Schlummer wiegen, so hab ich wenigstens meine Kurzweil.“

Anfangs sträubte sich der Mann, als aber die Frau ihn immer wieder bat, gab er schließlich nach und fuhr in den Wald. Dort hobelte er ein Hölzlein glatt und schnitzte eine Wiege. Nun legte die Frau das Hölzlein in die Wiege, wiegte es in Schlummer und sang dazu:

„Meinem hölzern Kindlein  
kochte ich ein Breilein,  
kocht' ich einen Pudding fein,  
schlafe, Kindlein, schlafe ein!“

Sie wiegte und schaukelte das Hölzlein so lange, bis es Schlafenszeit war. Und als die alten Leute am nächsten Morgen aufstanden, siehe!, da hatte sich das Hölzlein in einen kleinen Sohn verwandelt. Sie freuten sich inniglich und nannten ihn Telessik.



Er wuchs heran und ward ein wunderhübscher Bursch, nicht satt sehen konnten sich die alten Leute an ihm.

„Väterchen“, sprach er, als er erwachsen war, „macht mir ein goldenes Boot mit silberfeinen Rudern, damit ich dem Fischfang nachgehen und Euch ernähren kann.“

Also machte ihm der Vater ein goldenes Boot mit silberfeinen Rudern, ließ es zu Wasser, und Telessik fuhr los. Seitdem verbrachte er seine Tage mit dem Fischfang und ernährte seine alten Eltern. Er übergab ihnen seine Beute und ruderte sodann wieder auf den Fluß hinaus.

Die Mutter aber trug ihm das Essen ans Boot und sagte dabei jedesmal: „Gib gut acht, lieber Sohn! Komm nur ans Ufer, wenn ich dich rufe, und fahre weiter, wenn du eine fremde Stimme hörst.“

Eines Tages kochte sie ihm ein Vespermahl, trug es an den Fluß und rief:

„Meinem hölzern Kindlein  
kochte ich ein Breilein,  
Söhnchen, komm ans Ufer,  
die Mutter ist der Rufer!“

Das hörte Telessik.

„Boot“, sagte er, „fahr ans Ufer geschwind! Die Mutter hat mir das Essen gebracht!“

Fuhr herbei, legte am Ufer an, aß und trank sich satt, stieß sodann das goldene Boot mit den silberfeinen Rudern ab und fuhr wieder zum Fischfang auf den Fluß hinaus.

Eine böse Natter aber hatte Telessiks Mutter belauscht. Sie kroch ans Ufer und zischte mit heiserer Stimme:

„Meinem hölzern Kindlein  
kochte ich ein Breilein,  
Söhnchen, komm ans Ufer,  
die Mutter ist der Rufer!“

Das hörte Telessik.

„Nein“, rief er, „das ist nicht die Stimme meiner Mutter! Fahr weiter, Boot, fahr weiter! Fahr weiter, Boot, fahr weiter!“

Schwenkte die silberfeinen Ruder, und das Boot fuhr davon. Die Natter aber wartete und wartete und mußte unverrichteterdinge abziehen.

Ein andermal hatte die Mutter für Telessik das Mittagessen gekocht, trug es an den Fluß und rief:

„Meinem hölzern Kindlein  
kochte ich ein Breilein,  
Söhnchen, komm ans Ufer,  
die Mutter ist der Rufer!“

Das hörte Telessik.

„Boot, fahr ans Ufer geschwind! Die Mutter bringt mir das Mittagessen!“

Fuhr herbei, legte am Ufer an, aß und trank sich satt, stieß sodann das Boot ab und fuhr wiederum zum Fischfang auf den Fluß hinaus.

Wenig später kroch die Natter zum Fluß und zischte erneut mit heiserer Stimme:

„Meinem hölzern Kindlein  
kochte ich ein Breilein,  
Söhnchen, komm ans Ufer,  
die Mutter ist der Rufer!“

Doch Telessik hörte, das war nicht die Stimme seiner Mutter, und schwenkte die Ruder.

„Fahr weiter, Boot, fahr weiter! Fahr weiter, Boot, fahr weiter!“

Und das Boot fuhr davon.

Da sah die Natter ein, daß sie auf diese Weise nichts ausrichten konnte, und kroch zum Schmied.

„Schmied, ach Schmied! Schmiede mir eine so klare Stimme, wie Telessiks Mutter sie besitzt.“

Der Schmied tat, wie ihm geheißen, die Natter eilte zum Fluß und rief:

„Meinem hölzern Kindlein  
kochte ich ein Breilein,  
Söhnchen, komm ans Ufer,  
die Mutter ist der Rufer!“

Telessik vermeinte, die Stimme seiner Mutter zu hören.



„Boot, fahr ans Ufer geschwind! Die Mutter hat mir das Essen gebracht!“ Und legte am Ufer an. Da riß ihn die Natter aus dem Boot und schleppte ihn zu ihrer Hütte.

„Aljonka, Töchterchen, öffne!“ rief sie von draußen.

Aljonka öffnete die Tür, und die Natter kroch herein.

„Aljonka, Töchterchen, heize den Ofen, bis er glüht, und brate mir Telessik. Ich will derweilen die Gäste zum Festschmaus laden.“

Und eilte davon, um die Gäste zu holen.

Aljonka heizte den Ofen, bis er glühte, und sagte dann: „Setz dich auf den Ofenschieber, Telessik.“

„Ich weiß aber nicht, wie ich das machen soll“, antwortete er.

„Setz dich drauf, aber flink!“ schimpfte Aljonka.

Er legte den Arm auf den Ofenschieber. „So?“ fragte er.

„Nein, nicht so. Setz dich ganz drauf.“

Er legte den Kopf auf den Ofenschieber. „Vielleicht so?“

„Nein, nicht so. Setz dich ganz drauf.“

„Wie denn? Etwa so?“ Und legte das Bein drauf.

„Nein, nicht so!“ widersprach sie. „Nicht so!“

„Dann zeig mir, wie ich es machen soll“, sagte Telessik.

Sie zeigte ihm, wie er es machen müsse. Kaum aber hatte sie sich auf den Ofenschieber gesetzt, da schob er sie in den Ofen, schlug die Ofenklappe zu, verschloß die Hütte, kletterte auf den allerhöchsten Ahorn und versteckte sich im Laub.

Kurz darauf kam die Natter mit ihren Gästen herbeigeeilt.

„Aljonka, Töchterchen, öffne!“

Keine Antwort.

„Aljonka, Töchterchen, öffne!“

Alles blieb still.

„So ein ungezogenes Ding! Wo mag sie nur stecken?“ schalt die Natter, schloß selber die Hütte auf und ließ die Gäste ein. Als sich alle an den Tisch gesetzt hatten, öffnete sie die Ofenklappe, zog den Braten heraus und machte sich mitsamt den Gästen darüber her in dem Glauben, Telessik zu verzehren.

Sie aßen sich nudelsatt, krochen dann hinaus auf den Hof und wälzten sich im Grase.

„Telessiks Fleisch war süß und zart, drum wälzet euch nach Natternart!“

Da rief Telessik vom Baum: „Aljonkas Fleisch war süß und zart, drum wälzet euch nach Natternart!“

Sie horchten auf. Was war das? Und riefen wiederum: „Telessiks Fleisch war süß und zart, drum wälzet euch nach Natternart!“

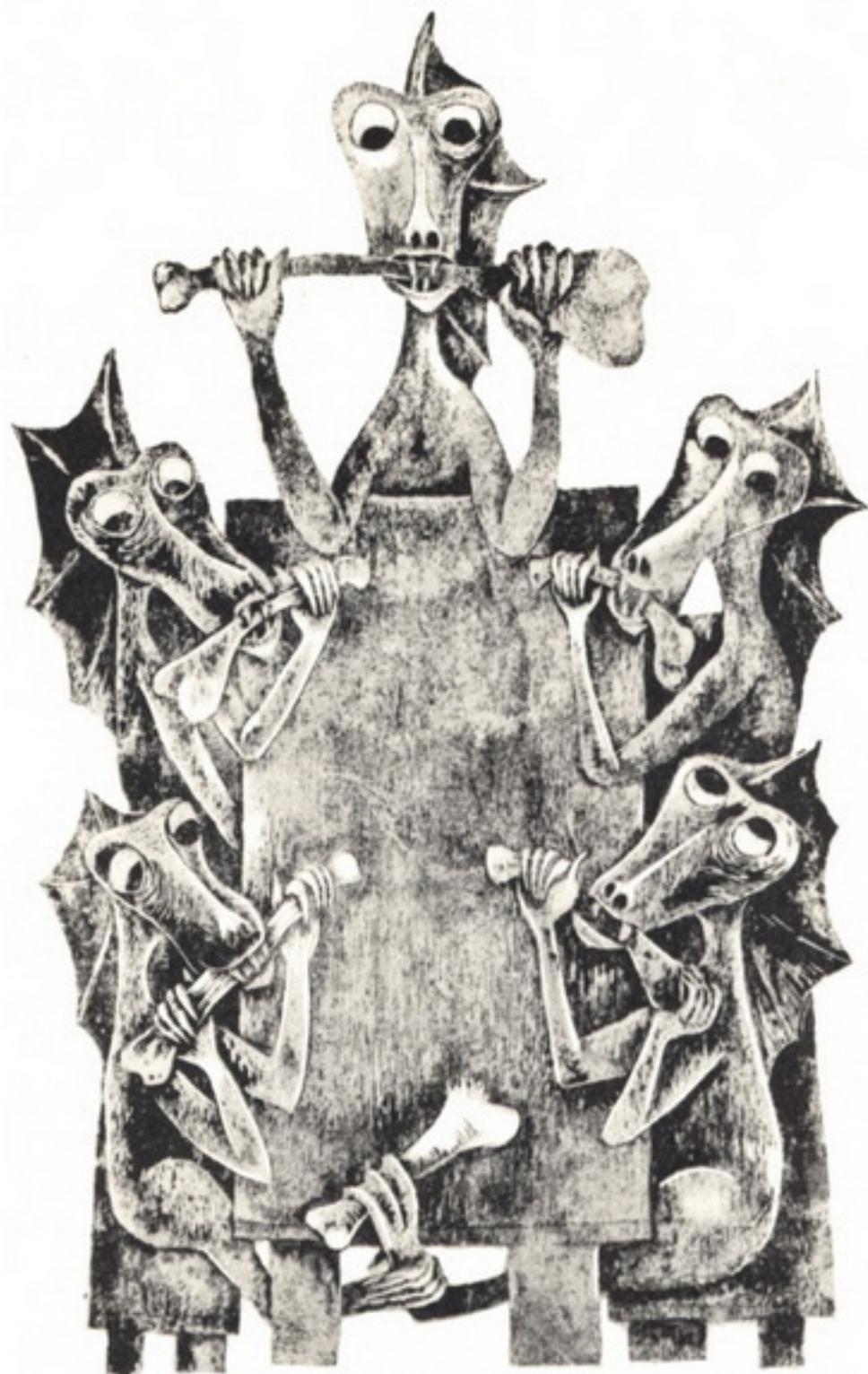
Er aber rief zurück: „Aljonkas Fleisch war süß und zart, drum wälzet euch nach Natternart!“

Sie aber staunten. Wer mochte das sein?

Sie suchten allerorten und spähten so lange, bis sie Telessik auf dem Ahorn entdeckten. Da schlängelten sie sich zu dem Ahorn hin und wollten ihn durchnagen. Sie nagten und nagten und brachen sich die Zähne daran aus. Drum liefen sie zum Schmied.

„Schmied, ach Schmied, schmiede uns die Zähne hart, wir müssen den Ahornbaum durchnagen!“

Der Schmied tat, wie ihm geheißen. Die Nattern stürzten sich wieder zum Ahornbaum und nagten weiter, daß der Stamm nur so splitterte.



Da kam ein Schwarm Gänse geflogen, die flehte Telessik an:

„Gänse, liebe Gänse mein,  
seid so gut und bringt mich heim!  
Tragt mich durch der Wolken Graus,  
setzt mich ab im Vaterhaus!“

„Das geht nicht“, schnatterten die Gänse. „Wir sind die vordersten! Laß dich vom zweiten Schwarm mitnehmen!“

Die Nattern aber nagten unablässig weiter. Da kam der zweite Schwarm geflogen. Den flehte Telessik an:

„Gänse, liebe Gänse mein,  
seid so gut und bringt mich heim!  
Tragt mich durch der Wolken Graus,  
setzt mich ab im Vaterhaus!“

„Das geht nicht“, schnatterten auch diese. „Wir sind der zweite Schwarm. Laß dich vom dritten mitnehmen.“

Der Ahornbaum schwankte schon. Die Nattern verschnaufte ein wenig und nagten weiter, verschnaufte wieder ein wenig und nagten weiter. Da kam der dritte Schwarm geflogen, den flehte Telessik an:

„Gänse, liebe Gänse mein,  
seid so gut und bringt mich heim!  
Tragt mich durch der Wolken Graus,  
setzt mich ab im Vaterhaus!“

„Das geht nicht!“ schrien die Gänse zurück. „Laß dich von der letzten Gans mitnehmen!“ Und flogen davon.

Da saß nun Telessik, der liebe Junge, und sah den Ahorn schon stürzen, sah schon sein Ende gekommen. Doch siehe, da tauchte eine Gans am Himmel auf, mutterseelenallein! Sie war wohl hinter dem Schwarm zurückgeblieben, vermochte auch kaum noch die Flügel zu regen. Telessik aber flehte sie an:

„Gans, o liebes Gänlein mein,  
sei so gut und bring mich heim!  
Hast gewiß ein gutes Herz  
und verstehst, wie groß mein Schmerz.  
Wirst auch du im Stich mich lassen,  
kriegt die Natter mich zu fassen.“

„Steig auf!“ antwortete die Gans.

Da kletterte Telessik auf ihren Rücken, aber die Kräfte drohten sie zu verlassen, und sie konnte nur noch dicht über dem Boden fliegen.

Die böse Natter setzte ihnen nach, gleich würde sie Telessik eingeholt haben und ihn packen. Aber es gelang ihr nicht!

Mit letzter Kraft erreichte die Gans Telessiks Vaterhaus und ließ ihn auf dem Erdwall an der Hüttenwand absteigen. Dann watschelte sie über den Hof und suchte sich Futter.

Telessik blieb auf dem Erdwall sitzen und horchte auf das, was in der Hütte geschah. Seine Mutter hatte nämlich gerade Pasteten gebacken, die zog sie aus dem Ofen und sagte: „Dies Pastetchen ist für dich, Vater, und dies Pastetchen ist für mich.“

„Und für mich?“ rief Telessik vom Hof.

Die Mutter zog die nächste Portion aus dem Ofen.

„Dies Pastetchen ist für dich, Vater, und dies Pastetchen ist für mich.“

„Und für mich?“ rief Telessik wieder.

Die alten Leute horchten auf. Was mochte das sein?

„Vater, hat dort nicht jemand gerufen?“

„Vielleicht deuchte dir das auch nur!“ meinte der Alte.

Da wiederholte sie: „Dies ist für dich, Vater, und dies ist für mich!“

„Und für mich?“ rief Telessik.

„Es ruft wirklich jemand!“ sagte die Mutter, trat ans Fenster – und sah Telessik auf dem Erdwall sitzen!

Da eilten die alten Leute aus dem Haus, hoben ihn auf und trugen ihn überglücklich in die Stube.

Nach einer Weile gewahrte die Mutter die Gans, die immer noch im Hof herumwatschelte, und sprach: „Was für eine vortreffliche Gans! Die will ich fangen und schlachten!“

„Nein, Mütterchen, schlachte sie nicht, gib ihr lieber etwas Futter, denn ohne ihre Hilfe wär ich nicht zu Euch zurückgelangt“, sagte Telessik.

Da streuten die alten Leute der Gans Futter hin, gaben ihr zu trinken, schütteten ihr auch noch Hirsekörner als Wegzehrung unter die Flügel, und dann flog sie davon.

Das war für euch ein Märchen fein, und ich krieg jetzt ein Kringlein.

## Wie der Bauer sein Geld den Fröschen gab

Ein Bauer trieb ein Öchslein zum Verkauf auf den Markt. Er verkaufte es für zehn Silberrubel und ging dann in die Schenke, um den Handel zu begießen. Setzte sich an den Tisch, bestellte ein Gläschen Branntwein und aß sein Brot dazu. Da kam der Vater seiner Schwiegertochter in die Schenke, mit dem trank er ein zweites Gläschen. Wenig später gesellte sich der Gevatter Jakim dazu, den mußte er auch bewirten, und er bestellte noch ein Gläschen. Allmählich kam er auf den Geschmack und goß am Ende den Branntwein becherweis in sich hinein.

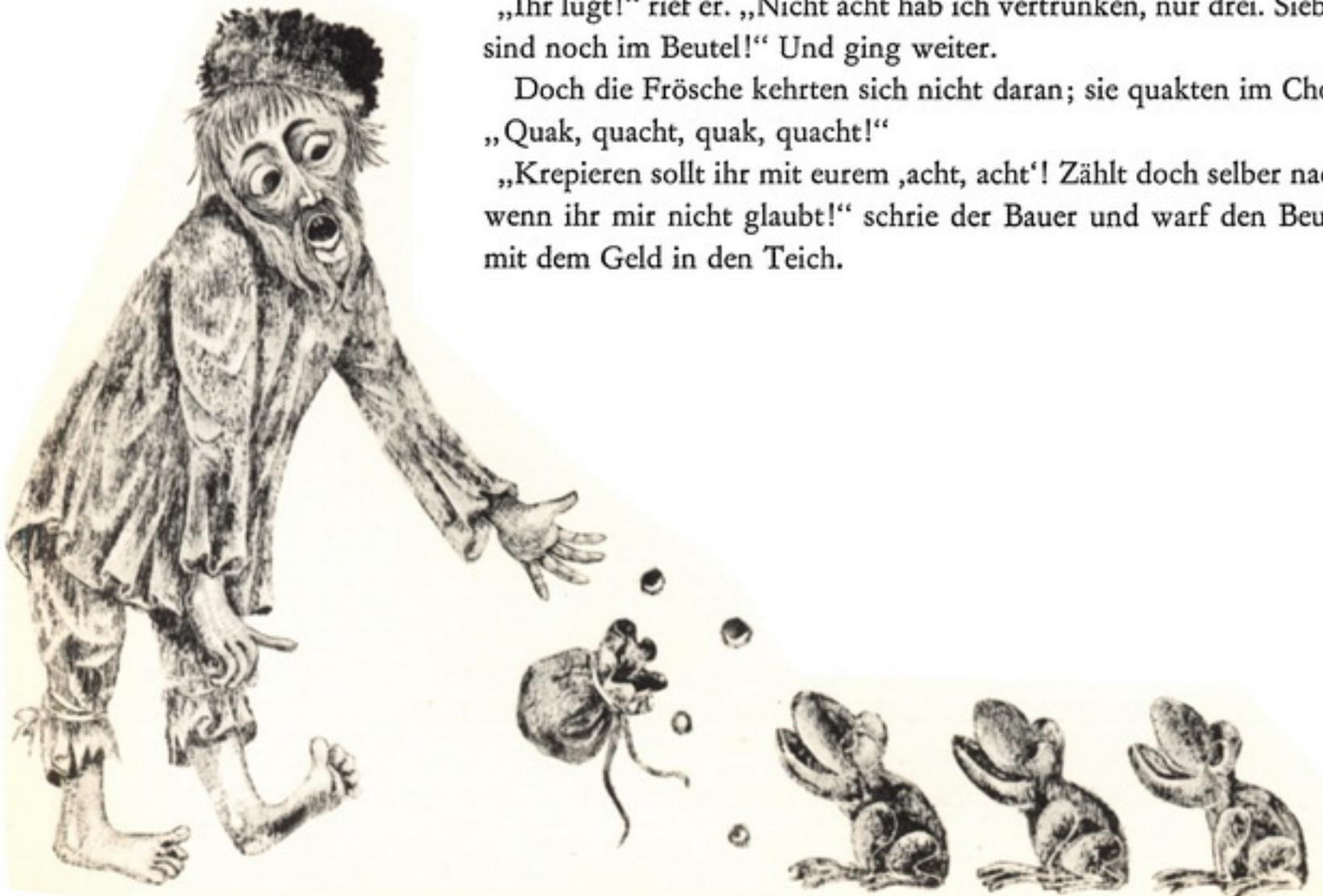
So vertrank er ganze drei Silberrubel. Dann besann er sich, verließ die Schenke und machte sich auf den Heimweg. Seine Straße führte ihn aber an einem Teich vorüber, in dem viele Frösche saßen. Die quakten aus vollem Halse: „Quak, quacht, quak, quacht!“

Der Bauer blieb stehen.

„Ihr lügt!“ rief er. „Nicht acht hab ich vertrunken, nur drei. Sieben sind noch im Beutel!“ Und ging weiter.

Doch die Frösche kehrten sich nicht daran; sie quakten im Chor: „Quak, quacht, quak, quacht!“

„Krepieren sollt ihr mit eurem ‚acht, acht‘! Zählt doch selber nach, wenn ihr mir nicht glaubt!“ schrie der Bauer und warf den Beutel mit dem Geld in den Teich.



## Vom Rotschwanz, dem Füchslein, und Graubart, dem Wolf

Es war einmal ein Füchslein, das baute sich eine Hütte, und als die Hütte fertig war, zog es hinein. Bald aber kam der Winter, und es wurde bitter kalt; und weil das Füchslein gar so fror, lief es ins Dorf nach Feuer. Es kam zu einer alten Frau und sprach: „Einen schönen Feiertag, Gevatterin! Gib mir doch ein bißchen Feuer, ich friere so. Ich will es dir auch nicht schuldig bleiben.“

„Das sollst du haben, Füchslein! Setz dich hin und wärm dich, ich nehm derweil nur die Kuchen aus dem Ofen.“

Die Frau hatte nämlich Mohnwickel gebacken. Die zog sie aus dem Ofen und legte sie auf den Tisch, damit sie abkühlten. Das Füchslein aber suchte sich den knusprigsten heraus, ergriff ihn – und machte sich aus dem Staube. Die Mohnfüllung aß es auf, tat eine Handvoll Sand hinein, drückte den Kuchen wieder schön zusammen und lief weiter.

Da sah es die Hirtenjungen das Vieh zur Tränke treiben.

„Guten Tag, liebe Hirten!“

„Guten Tag, liebes Füchslein!“

„Wollt ihr mir nicht ein Öchslein für meinen Mohnwickel geben?“

„Warum nicht!“ sagten die Hirten.

„Aber ihr dürft ihn nicht gleich essen – erst, wenn ich weg bin, er ist nämlich noch zu warm.“

So tauschten sie. Das Füchslein nahm den Ochsen und lief in den Wald. Als nun die Hirtenjungen ihren Kuchen essen wollten, hatten sie nichts als lauter Sand.

Das Füchslein aber lief weiter bis zu seiner Hütte. Dort fällte es einen Baum, baute einen Schlitten daraus, spannte das Öchslein davor – und fuhr davon. Sieh an, da kam der Wolf gelaufen.

„Guten Tag, Bruder Rotschwanz!“

„Guten Tag, Gevatter Graubart!“

„Wo hast du denn das Öchslein und den Schlitten her?“

„Den hab ich selbst gebaut!“

„Nimm mich mit!“

„Ach, wo willst du dich denn hinsetzen? Du brichst mir ja den Schlitten entzwei!“

„Nein, nein“, sagte der Wolf, „ich lege nur ein Bein darauf!“

„Ei nun, so leg es drauf!“ Und los ging die Fahrt.

Als sie ein Stückchen gefahren waren, sagte der Wolf: „Weißt du was – jetzt leg ich noch ein Bein drauf.“

„Ach, Gevatter, du brichst mir ja den Schlitten entzwei!“

„Nein“, sagte der Wolf, „es wird schon alles gut gehen.“

„Ei nun, so leg's drauf.“

Der Wolf legte das zweite Bein auf den Schlitten, und weiter ging die Fahrt. Auf einmal machte es „knacks“!

„Ach, Gevatter, du brichst mir den Schlitten entzwei!“

„Nein, Bruder Rotschwanz, ich habe nur eine Nuß geknackt!“

Und sie fuhren weiter.

Nach einer Weile sagte der Wolf: „Jetzt, Brüderchen, leg ich noch das dritte Bein drauf!“

„Wo willst du's denn nur hinlegen? Du zerbrichst mir ja den Schlitten, und womit soll ich dann Holz holen?“

„Nein“, sagte der Wolf, „ich breche dir den Schlitten nicht entzwei!“

„Ei nun, leg's drauf!“

Der Wolf legte auch das dritte Bein drauf, und wieder machte es „knacks“!

„Ach herrje!“ rief das Füchslin, „steig ab, Gevatter, steig ab beizeiten – du machst mir den Schlitten noch ganz kaputt!“

„Nein, das war wieder eine Nuß, die ich geknackt habe.“

„Gib mir auch eine!“

„Jetzt habe ich keine mehr“, sagte der Wolf, „das war gerade die letzte.“ Sie fuhren noch ein Stück, da sprach der Wolf: „Jetzt setz ich mich ganz drauf, Brüderchen!“

„Wo willst du dich denn hinsetzen, Gevatter? Du brichst mir ja den Schlitten entzwei!“

„Ach“, sagte der Wolf, „ein kleines bißchen nur!“

„Ei nun, meinetwegen!“

Kaum aber hatte sich der Wolf gesetzt, da brach der Schlitten entzwei. Oje, fing da das Füchslin an zu schimpfen. Es schimpfte das Blaue vom Himmel herunter und sprach: „Der Teufel soll dich holen! Geh, brich Brennholz, und schlage Stangen für den Schlitten, und schlepp alles herbei!“

„Wie soll ich Holz schlagen“, sprach der Wolf, „wenn ich nicht weiß, was für Stangen man braucht?“

„Ach, dich soll doch gleich... Als du den Schlitten zerbrachst, wußtest du wohl, wie man's macht, aber Holz schlagen – das kannst



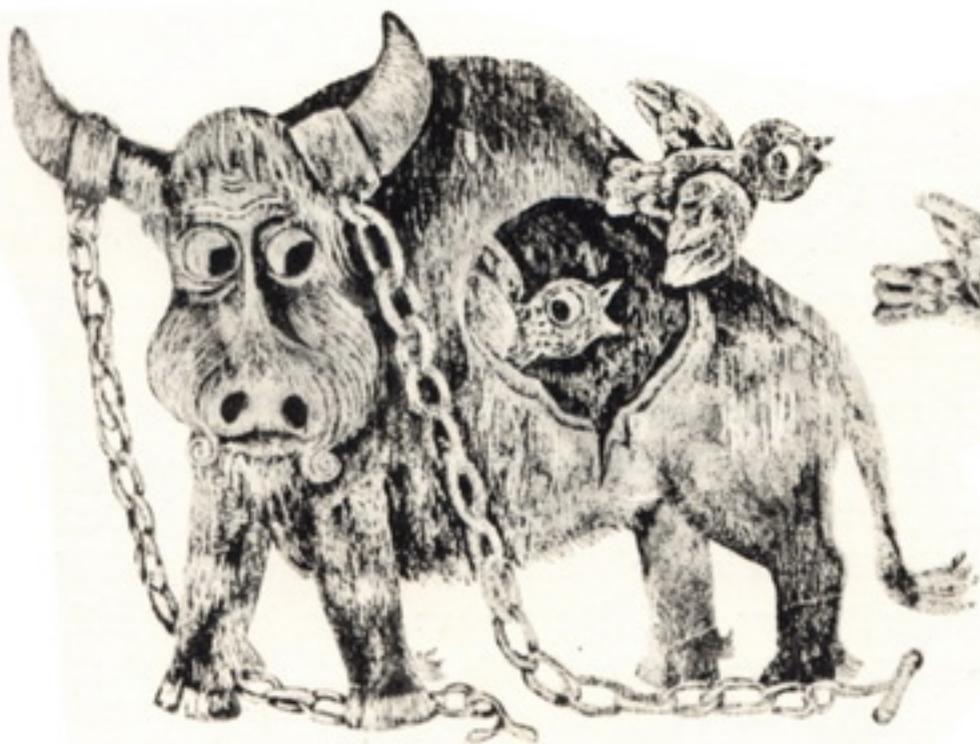
du nicht!“ schalt ihn das Fuchslein. Dann sagte es: „Wenn du in den Wald kommst, so sprich: ‚Schlag euch, Äste, krumm und grade! Schlag euch, Äste, krumm und grade!‘“

Und der Wolf ging los.

Als er in den Wald kam, stellte er sich hin und rief: „Schlag euch, Äste, krumm und krumme! Schlag euch, Äste, krumm und krumme!“

Das Holz kam zusammen und war so knorrig, keine einzige Stange für die Schlittenkufen konnte man herausfinden.

Als das Fuchslein das sah, schalt es den Wolf und sprach: „Ach, du Tolpatsch, ahnt’ ich’s doch, daß du’s nicht richtig kannst! Setz dich hin, ich geh selber in den Wald.“



Als der Wolf so dasaß, bekam er Lust zu essen. Er durchstöberte die Hütte, doch da war nichts zu finden. Er sann und sann. Ach, dachte er, ich freß das Öchslein und laufe weg!

Er biß ein Loch in das Öchslein und fraß ihm das Fleisch aus dem Bauche. Dann ließ er die Spatzen hineinspazieren, verstopfte das Loch mit Stroh – und nahm Reißaus.

Als das Fuchslein zurückkam, flickte es den Schlitten, setzte sich hinein und rief: „He, Öchslein!“

Aber das Öchslein rührte sich nicht von der Stelle. Das Fuchslein gab ihm einen leichten Stups, da fiel das Stroh heraus, und die Spatzen – schwirr! – flogen auf und davon. „Ach, verwünscht seist



du!“ Damit meinte es natürlich den Wolf. „Wart nur, dir zahl ich's heim!“ sagte das Füchslein und ging los.

Es legte sich auf den Weg und wartete. Nicht lange, so kamen Fuhrleute mit Fischen gefahren. Unser Füchslein stellte sich mausetot. Die Männer guckten. „Ei, sieh da, ein Fuchs! Den nehmen wir mit, Leute, und verkaufen ihn!“

Sie warfen ihn auf den letzten Wagen und fuhren weiter. Das Füchslein aber warf einen Fisch nach dem anderen vom Wagen, und als es genug waren, rutschte es selber hinab. Die Fuhrleute zogen weiter, das Füchslein aber sammelte alle Fische auf einen Haufen, setzte sich daneben und schmauste.

Sieh an, da kam der Wolf!

„Guten Tag, Bruder Rotschwanz!“

„Guten Tag, Gevatter Graubart!“

„Was machst du denn da?“

„Ich esse Fische.“

„Gib mir ein paar davon ab!“

„Geh und fang dir selbst welche!“

„Wie soll ich denn Fische fangen, wenn ich's nicht verstehe!“

„Nun, wie du denkst. Von mir kriegst du keine.“

„So lehr mich wenigstens, wie man's macht!“

Das Füchslein aber dachte: Warte nur, du hast mein Öchslein gefressen, jetzt zahl ich's dir heim! und sagte: „Geh zum Fluß und hänge den Schwanz ins Eisloch, bewege ihn ein wenig hin und her und sprich: ‚Kommt, ihr Fische, groß und klein, kommt, ihr Fische, groß und klein!‘ Dann beißen die Fische an.“

„Danke schön für die Belehrung“, sagte der Wolf.

Er lief zum Flusse, tat, wie ihn das Füchslein geheißen, und sprach: „Kommt, ihr Fische, groß und klein, kommt, ihr Fische, groß und klein!“ Das Füchslein aber rief aus dem Schilfe: „Schwanz, Schwanz, friere fest!“, denn es war ein Frost im Lande, daß es nur so krachte!

Da saß nun der Wolf, bewegte seinen Schwanz hin und her und sagte seinen Spruch. Und er saß so lange, bis der Schwanz festgefroren war. Da lief das Füchslein ins Dorf und rief: „Kommt, ihr lieben Leute, und fangt den Wolf!“

Hui, wie sie da alle herbeirannten mit Feuerhaken, Ofengabeln und Äxten – und aus war es mit dem Graubart! Das Füchslein aber lebt heute noch in seiner Hütte.



## Wie der Hummelbrummel um die Biene freite

Bald ist es Frühling, dann erblühen die Blumen, und die Hummeln verlassen ihr Nest. Wenn sie sich mit frischem Blütenhonig dann das Bäuchlein vollgeschlagen haben und zu Kräften gekommen sind, spielen sie den großen Herrn.

Es begab sich nun, daß so ein Hummelbrummel einer Biene begegnete. Die hatte gerade ihren Stock verlassen und war noch schwach und erschöpft von der schweren Arbeit, denn emsig hatte sie geschafft, um für sich und den Imker Wintervorräte anzulegen. Der Hummelbrummel hingegen hatte nichts anderes im Sinn gehabt, als sich täglich zu sättigen. Und da er nun zur Frühlingszeit der kraftlosen Biene begegnete, wandelte ihn die Lust an, jene zu verspotten, und er sumnte grob: „S-s-sollst mein Weib werden!“

Die Biene aber erwiderte: „Warte bis zum Herbst, wenn wir den Honig einbringen!“

Der Herbst nahte, die Biene hatte sich gekräftigt und von aller Mühsal erholt. Sie flog zum Hummelbrummel und sprach: „S-so heiraten wir denn!“

Doch er lag auf dem Klettenbusch und gab zur Antwort: „Nu-u-un kann ich's nicht, nu-u-un sterb ich.“



## Die mildtätige Gutsherrin

Es war einmal eine Gutsherrin, das war aber eine, ei, ei, ei! Nun, ihr werdet ja sehn, was für eine es war!

Kam da eines Tages ein alter Mann zu ihr und bat um ein Almosen. Trat an die Tür, murmelte ein Gebet und sprach: „Spendet eine milde Gabe, um Christi willen! Erbarmt Euch eines armen Bettlers zur Rettung Eurer Seele, mildtätige Herrin!“

Das hörte die Gutsherrin und dachte bei sich: Warum sollt ich nicht? Hier dieses kleine Ei will ich ihm geben. Wozu auch knausern? Zur Rettung meiner Seele geschieht es doch! Rief ihn also ins Haus und gab ihm ein winziges Ei.

„Da hast du ein Ei, Großvater“, sagte sie, „laß es dir schmecken, Alter, und bete für mich zu Gott.“

Der alte Mann nahm das Ei und verneigte sich.

„Ich danke Euch, Herrin! Möge Euch der Herrgott Eure Güte lohnen!“

Und ging davon. Die Gutsherrin aber dachte: Wie gut, daß ich ihm das Ei spendete. Wozu auch knausern? Wenn er mich nur nicht vergißt! Und schon rief sie ihm hinterdrein: „Großvater, Großvater, komm zurück!“

Der Alte kam zurück, weil er glaubte, die Gutsherrin wolle ihm noch etwas schenken, und verneigte sich. Doch sie fragte: „Großvater, gab ich dir ein Ei?“

„Freilich, Herrin, das tatet Ihr, und der Herrgott wird Eure Seele retten! Glück und Gesundheit wird er senden, Euch und Euren lieben Kindern.“

„Dann geh nur!“ sagte die Gutsherrin und dachte: Er wird gewiß meiner milden Gabe gedenken.

Bedachte sich's und rief abermals: „Großvater, Großvater, komm zurück!“

Was mag sie nun wohl wollen? fragte sich der Alte und kam zurück.

„Großvater, gab ich dir ein Ei?“

„Freilich, Herrin, das tatet ihr, möge Euch stets Glück und Wohlstand beschieden sein und der himmlische Vater Euch alle Wünsche erfüllen!“

So ist es recht! dachte die Gutsherrin. Er soll für mich zu Gott beten und sich meiner immerdar erinnern.



Da sah sie, daß der Alte schon zum Tor hinaus war und schnellen Schrittes davonging. O weh, er wird mich vergessen, bestimmt wird er mich vergessen!

„Großvater, Großvater, komm zurück!“ schrie sie aus vollem Halse.

Der Alte ging zurück. Was will sie nur, um Himmels willen! dachte er. Sie läßt mich nicht vom Hof!

„Gab ich dir doch ein Ei, Großvater?“ fragte sie wiederum, als er heran war.

Da packte ihn der Zorn.

„Freilich“, versetzte er, „gabt Ihr mir eines, daß Ihr verrecken möget. Gabt mir ein jämmerliches Ei und hetzt mich schier damit zu Tode! Da habt ihr es!“ Und er warf ihr das Ei vor die Füße.

## Der Hammel und der Ziegenbock

Es waren einmal ein Mann und eine Frau, die besaßen einen Hammel und einen Ziegenbock. Die beiden hielten so treue Freundschaft, daß der eine ohne den anderen nicht sein konnte. Wohin der Ziegenbock ging, dahin folgte ihm der Hammel. Sprang der Ziegenbock in den Gemüsegarten, um den Kohl abzufressen, trottete der Hammel hinterher. Schlich sich der Ziegenbock in den Obstgarten, tat der Hammel das gleiche.

„Ach, Alte“, sagte der Mann eines Tages, „wir wollen den Ziegenbock und den Hammel davonjagen, denn wir können den Obst- und Gemüsegarten ja doch nicht vor ihnen schützen. Los, packt euch, macht, daß ihr wegkommt!“

Da nähten sich der Hammel und der Ziegenbock einen Quersack und gingen auf und davon.

Wie sie so gingen, sahen sie mitten auf dem Feld einen Wolfskopf liegen. Der Hammel war stark, aber feige, der Ziegenbock hingegen schwach, aber mutig.

„Hol den Kopf, Hammel, du bist doch stark.“

„Ach nein, hol du ihn, du bist doch mutig.“

Schließlich holten sie beide den Kopf, steckten ihn in den Quersack und gingen weiter. Da sahen sie in der Ferne ein Feuer brennen.

„Dort wollen wir übernachten, damit uns die Wölfe nicht fressen.“

Sie gingen wacker auf das Feuer zu, was aber mußten sie sehen! Drei Wölfe saßen drum herum und kochten Grütze.

„Grüß euch, Freunde!“ sagte der Ziegenbock.





„Seid uns willkommen! Wir wollen euer Fleisch schmausen, während unsere Grütze gar wird!“ antworteten die Wölfe.

Vor Angst wollten dem Hammel fast die Sinne vergehen, und auch der Ziegenbock bekam einen großen Schreck. Trotzdem sagte er: „Bruder Hammel, nimm doch mal einen Wolfskopf aus dem Sack.“

Der Hammel zog den Wolfskopf hervor.

„Nein, nicht den, gib mir den größeren!“ befahl der Ziegenbock. Der Hammel zog den Kopf zum zweitenmal hervor.

„Nein, nicht den! Gib mir den allergrößten!“

Da kriegten es die Wölfe mit der Angst zu tun und hatten nichts anderes mehr im Sinn, als sich möglichst schnell aus dem Staube zu machen. Das war verständlich – sahen sie doch einen Wolfskopf nach dem anderen aus dem Sack auftauchen.

„Brüder“, sagte der erste Wolf, „wir sind nun eine prächtige Gesellschaft, und unsere Grütze kocht wunderbar, indessen ist kein Wasser zum Nachgießen da. Deshalb will ich gehen und welches holen.“

Als er ein kleines Stück gegangen war, dachte er: Verrecken sollt ihr mitsamt der prächtigen Gesellschaft! Und nahm Reißaus.

Nun zerbrach sich der zweite Wolf den Kopf, wie er sich wohl am schnellsten retten könnte.

„Dieser Teufelssohn!“ schimpfte er. „Wo bleibt er nur so lange? Wir brauchen das Wasser, sonst brennt die Grütze an. Ich will eine Gerte nehmen und ihn schleunigst herbeitreiben.“

Ging und kam ebenfalls nicht zurück. Der dritte rutschte aufgeregt

hin und her und sagte schließlich: „Ich will mich aufmachen und die beiden anderen herbringen.“

Damit rannte er davon, heilfroh, daß er sein Leben behalten hatte. „Nun aber flink, Bruder!“ sagte der Ziegenbock zum Hammel. „Wir müssen ungesäumt die Grütze aufessen und uns aus dem Staube machen, solange wir noch heil und ganz sind.“

Inzwischen hatte sich der erste Wolf wieder gefaßt.

„Brüder, warum haben wir uns von dem Ziegenbock und dem Hammel nur so einschüchtern lassen?“ fragte er. „Kommt, wir wollen sie fressen, die Teufelssöhne!“

In der Zeit aber hatten der Hammel und der Ziegenbock die Grütze aufgegessen, das Feuer gelöscht und sich im Wipfel einer hohen Eiche versteckt.

Da kehrten die Wölfe zurück, setzten sich just unter die Eiche und beratschlagten, wie sie den Ziegenbock und den Hammel erwischen könnten. Als sie aber in die Höhe blickten, sahen sie die beiden auf der Eiche sitzen. Der mutige Ziegenbock war in die höchste Spitze geklettert, während der feige Hammel weiter unten hockte.

„Wohlan“, sagten die Wölfe zu dem zottigsten Wolf, „du bist der älteste, du mußt ein Mittel finden, um sie herunterzuholen.“

Da legte sich der zottige Wolf unter den Baum und dachte nach. Der Hammel hockte indessen zitternd auf seinem Ast. Er zitterte immer stärker, konnte sich schließlich nicht mehr festhalten und fiel herunter – just auf den Wolf.

„Schnell, gib mir den Zottigen her!“ schrie der Ziegenbock sofort und ließ sich kopfüber auf die Wölfe fallen.

Die sprangen auf und jagten in wilder Flucht davon.

Der Ziegenbock und der Hammel aber zogen weiter, bauten sich dann eine kleine Hütte und lebten von nun an herrlich und in Freuden.

## Die drei Brüder

Es lebten einst drei Brüder. Obwohl sie reich waren, vermochten sie nicht wie reiche Herren zu reden und hätten es doch gar zu gern gekonnt. Deshalb gingen sie zum Hause des Pans, um zu horchen, wie Herren miteinander reden.

Zuerst schlich der jüngste Bruder zum Fenster. Er erlauschte die drei Worte: „Das waren wir!“ Sodann schlich der mittlere Bruder zum Fenster. Er vernahm die Worte: „Für nichts und wieder nichts!“ Und als der älteste hinschlich, hörte er: „So soll's geschehen.“ Danach machten sich die Brüder fort.

Wie sie so gingen, erblickten sie plötzlich auf der Landstraße einen Toten. Sie blieben stehen und starrten ihn an. Just in diesem Augenblick kam der Polizeihauptmann gefahren und nahm sie gleich ins Verhör.

„Habt ihr diesen Menschen umgebracht?“ fragte er.

Die Brüder überlegten, wie sie antworten sollten. Mit einem Polizeihauptmann geziemte es sich wohl, auf Herrenart zu reden! So begann denn der jüngste und sagte die drei Worte, die er erlauscht hatte: „Das waren wir!“

„Und weshalb habt ihr ihn umgebracht?“ forschte der Polizeihauptmann.

„Für nichts und wieder nichts“, antwortete der mittlere Bruder.

„Dafür werde ich euch nach Sibirien schicken!“ schrie der Polizeihauptmann.

„So soll's geschehen!“ sprach der dritte Bruder.

Und so geschah es auch.



## Das Zauberhemd

Es war einmal ein reicher Bauer, der hatte einen Sohn namens Gryzko. Als Gryzko siebzehn Jahre alt war, verlor er Vater und Mutter. Beide starben am gleichen Tag. Da machte Gryzko alles, was er geerbt hatte, Land, Garten und Vieh, zu Geld. Er kaufte für anderthalbtausend Rubel ein Pferd, auch Sattel und Zaumzeug dazu und für sich selber einen Säbel und eine Doppelflinte. Darauf nahm er Abschied von seinem Dorf, sagte den Nachbarn Lebewohl und ritt in die weite Welt hinaus.

Er ritt fürbaß, dachte dies und das, und plötzlich befand er sich mitten in der Steppe. Er ritt durch Gras, durch grünes Gras, doch nirgends vermochte er einen Weg zu entdecken. Zehn Tage und zehn Nächte lang ritt er immer der Nase nach, ohne aus der Steppe hinauszugelangen. Da betete er, Gott möge ihm den Tod senden,





damit ihn die wilden Tiere nicht zerrissen oder ihm nicht noch Schlimmeres zustieße. Mit einemmal hörte er jemand rufen, und es war, als rief eine menschliche Stimme. Gott sei gelobt, wenn es in Wahrheit ein Mensch wäre! Er antwortete auf das Rufen, ritt näher, doch da stolperte sein Pferd und scheute. Aus einer Grube aber rief eine Schlange: „Gryzko, zieh mich aus dem Loch heraus!“

Er stieg vom Pferd und spähte in die Grube, denn ihm deuchte, es sei eine Frau, die darin säße. Aber o weh! – es war eine Schlange. „Wie soll ich dich herausziehen, wenn ich Angst vor dir habe?“ „Halte mir das Peitschenende hin! Das will ich packen, dann kannst du mich herausziehen.“

Er trat an den Grubenrand und hielt ihr die Peitsche hin. Als die Schlange aber das Ende mit dem Maul packte, grauste ihm, und er riß die Peitsche so heftig an sich, daß sie eine halbe Werst von ihm entfernt niederfiel. Plötzlich kam ihm von dort ein Mädchen entgegen, so schön, daß man es nicht erzählen und nicht mit der Feder beschreiben kann.

„Guten Tag, Gryzko!“ sprach die Schöne, reichte ihm die Hand und küßte ihn. „Gottlob, daß du gekommen bist und mich aus der Grube befreit hast. Nun, Gryzko, was willst du lieber – soll ich deine Gemahlin werden oder dir eine Schwester sein?“

Sie ist ja doch eine Schlange, wie könnte sie meine Gemahlin

werden? dachte Gryzko in seinem Sinn. Soll sie lieber meine Schwester sein!

„Sei mir eine Schwester, so will ich dein Bruder sein!“

Sie küßten sich.

„Und jetzt schneide dich in den kleinen Finger der rechten Hand. Ich werde dein Blut saugen und du das meine, dann sind wir blutsverwandt.“

„Ach, Schwester, wenn ich nun Angst habe, mich in den kleinen Finger zu schneiden?“

„Du brauchst doch keine Angst zu haben. Ritz ihn nur ein wenig.“

Darauf zog er ein Messer aus der Tasche.

„Nun, Bruder, willst du dich schneiden, oder soll ich es tun?“

„Tu du es, Schwester, ich hab Angst.“

Flink ritzte sie ihm ein wenig den kleinen Finger, nahm ihn in den Mund und sog sein Blut.

„Nun, Bruder, zieh deinen Finger heraus. Jetzt mußt du mein Blut saugen.“

Also nahm er ihren kleinen Finger in den Mund und sog ihr Blut.

„Genug, Bruder! Nun sind wir blutsverwandt, sind Bruder und Schwester.“

Dann faßten sie das Pferd am Zügel und brachen auf. Über kurz oder lang stießen sie auf eine Straße, auf der sie ihren Weg fortsetzten. Sie plauderten über dies und das, und plötzlich gewahrten sie eine Pferdeherde, so unermesslich groß, daß sie mit einem Blick nicht zu umfassen war.

„Schwester, wem gehört die riesige Pferdeherde?“

„Mir, Bruder“, gab sie zur Antwort.

Sie gingen an der Herde entlang, wanderten sodann weiter und plauderten über dies und das. Sie hatten knapp zwei Werst zurückgelegt, da gewahrten sie eine Rinderherde, so unermesslich groß, daß sie mit einem Blick nicht zu umfassen war.

„Schwester, wem gehört die riesige Rinderherde?“

„Mir, Bruder“, gab sie zur Antwort.

Wenn sie so reich ist, wär's wohl besser gewesen, ich hätt sie nicht zur Schwester, sondern zur Frau genommen! ging es Gryzko durch den Kopf.

„Und wem gehören die Steppen ohne Weg und Steg, die ich zehn Tage lang durchritten habe, ehe ich dir begegnet bin?“ fragte er.

„Mir allein, Bruder.“

Sie wanderten weiter und plauderten über dies und das. Zwei Werst mußten sie zurücklegen, bis sie an der Rinderherde vorüber waren. Danach tauchte eine Schafherde auf, so unermesslich groß, daß sie mit einem Blick nicht zu umfassen war.

„Schwester, wem gehört die riesige Schafherde?“

„Ich besitze fünfzigtausend solcher Schafherden“, gab sie zur Antwort.

Sie gingen an der Herde vorbei und wanderten weiter, bis hohe Bäume in der Ferne auftauchten.

„Was sind das dort für hohe Bäume?“

„Das ist mein Garten, Bruder, und dahinter liegt mein Haus.“

Dorthin war es nicht mehr weit, nur noch fünf Werst. Plaudernd gingen sie ihres Weges. Sie fragte Gryzko, aus welchem Zarenreich er stamme, wie er hergekommen und wer sein Vater sei.

„Mein Vater war ein reicher Mann“, antwortete er, „und ich stamme aus dem und dem Zarenreich. Von dort bin ich fortgeritten und geradewegs hierher gelangt.“

Sie kamen vor dem Haus der Schönen an, das war von einer Mauer umschlossen und drei Stockwerke hoch, mit vielen Farben bunt bemalt und reich mit schwarzem und grünem Schnitzwerk verziert. Die Schwester öffnete das Tor, sie schritten hindurch, danach verschloß sie es wieder.

Dann führte sie das Pferd in den Stall und gebot den Pferdeknechten, es gut zu füttern.

Hierauf nahm sie den Bruder bei der Hand und geleitete ihn in die Stube. Dort saßen an einem Tisch elf junge Mädchen und tranken Wein.

„Seid mir gegrüßt, ihr Jungfräulein!“ sprach Gryzko.

„Sei uns gegrüßt, kühner Recke!“

„Ihr müßt ihn Bruder nennen“, entgegnete die Schöne, „denn er wird mein und euer Bruder sein.“

Da hießen sie ihn am Tisch Platz nehmen, schenkten ihm ein und waren lustig und guter Dinge. Und so sehr freuten sie sich seiner, daß sie nicht wußten, womit sie ihn bewirten, was sie ihm zuliebe tun sollten.

„Komm, Bruder!“ sagte die Schöne sodann. „Wir wollen in meinem Garten lustwandeln.“

Sie gingen in den Garten und bogen in den ersten Pfad ein. Wohl zwei halbe Werst weit lustwandelten sie auf diesem Pfad dahin, da

lag vor ihnen quer über dem Weg ein Schüreisen. Die Schöne stieg darüber hinweg und sprach: „Lieber Bruder, räum doch das leidige Schüreisen aus dem Weg, immer stolpere ich darüber, wenn ich hier lustwandle.“

Er packte das Schüreisen, aber es rührte sich nicht vom Fleck, so schwer war es.



„Ei“, sprach sie da, „wie schwach deine Kräfte sind! Wie hast du es nur vermocht, mit so schwachen Kräften durch die Welt zu reiten?“

„Noch war es mir nicht beschieden, Schwester, einen Kampf aufzufechten, deshalb habe ich nur die Kraft, die mir Gott verliehen.“

Beide stiegen sie nun über das Schüreisen hinweg und wandelten im Garten auf allen Pfaden. Zehn Tage war Gryzko bei seiner Schwester zu Gast, da spazierten sie wieder auf jenem ersten Pfad, bis sie zu dem Schüreisen gelangten.

„Bruder, nimm es wenigstens vom Wege fort“, bat sie.

Er packte das Schüreisen, aber es rührte sich nicht vom Fleck. Wieder durchwandelten sie den ganzen Garten, und als sie ins Haus zurückkehrten, bat die Schöne ihre Schwestern, sie möchten ihrem Bruder die Kraft verleihen, die sie selber besaßen.

Da machten sich alle zwölf Schwestern sogleich ans Werk. Sie spannen reinen Flachs, zwirnten je zwei Fäden zusammen, schärten

die Kettfäden, spannten sie auf den Webbaum und webten. Als das Gewebe fertig war, nähten sie daraus ein Hemd und bestickten es mit zwölf goldenen Blüten. Alle Arbeit – das Spinnen, Weben und Sticken – verrichteten sie in einer Nacht. Die zwölf goldenen Blüten aber sollten Gryzko zwölffache Reckenkraft verleihen. Als der Morgen graute, weckten sie ihn, zogen ihm das Hemd an und



lachten und scherzten mit ihm. Nachdem sie dann gegessen und getrunken hatten, sprach die Schöne: „Und nun, Bruder, wollen wir in meinem Garten lustwandeln.“

Alle zwölf Schwestern begleiteten ihn. Schließlich gelangten sie zu dem Schüreisen, das quer auf dem Weg lag.

Gryzko packte das Eisen, hob es auf und schleuderte es so hoch durch die Luft, daß es weit über die Bäume hinaus flog.

„Ich danke dir, Bruder“, sprach da die Schöne, „daß du das leidige Schüreisen aus dem Weg geräumt hast, denn immer bin ich darüber gestolpert, wenn ich nicht daran dachte.“

Noch zehn Tage weilte Gryzko bei den Schwestern, dann sagte er: „Nun, Schwester, ist es an der Zeit, daß ich mein Pferd saddle.“

„Und wohin willst du reiten?“ „Wohin es Gott gefällt.“

„Sollte ich nicht doch deine Gemahlin werden? Ich besitze Land und Vieh in Hülle und Fülle.“



„Hab Dank, liebe Schwester, aber das steht mir nicht an“, entgegnete er.

„So sei es denn! Wie willst du aber davonreiten ohne ein gutes Pferd?“

„Mein Pferd ist vortrefflich.“

„Gemach, Bruder, prüfe es zuvor.“

Da ging er in den Pferdestall und wollte sein Pferd streicheln. Als er ihm aber die Hand auf den Rücken legte, knickte es in den Knien ein und stürzte zu Boden.

„Wahrhaftig, mein Pferd taugt nichts“, sagte Gryzko.

„Ich hab es dir ja gesagt.“

„Wie aber komme ich zu einem guten Pferd, Schwester?“

„Du weißt, wieviel Pferde ich besitze, wähl dir nach deinem Belieben eines aus.“

Sie trat vor die Tür und pfiff einen gellenden Reckenpfiff. Da erdröhnte die Erde, eine Herde von zweitausend Pferden jagte heran und strömte stracks zum Pferch hinein. Die Schwester ging hin und verriegelte den Pferch.

„Nun, Bruder, wähl dir ein Pferd nach deinem Gefallen.“

Gryzko ging in den Pferch. Die Pferde aber scheuten vor ihm zurück. Gelang es ihm, eins an der Mähne oder am Bein zu erwischen, so stürzte es zu Boden. So viel er auch suchte, er fand kein geeignetes Pferd. Schließlich verließ er den Pferch.

„Schlechte Pferde hast du, Schwester“, sagte er, „sie taugen allesamt nichts.“

„Wenn es so ist, wollen wir sie herauslassen.“

Sie ließen die Pferde aus dem Pferch, und die Schwester pfiff abermals einen gellenden Reckenpfiff. Eine zweite Herde jagte heran und strömte stracks in den Pferch. Auch diese sperrte die Schwester ein und sprach: „Geh, Bruder, und wähl dir nun ein Pferd aus.“

Er ging, und während er die Pferde prüfte, bildete sich im Pferch ein Morast. Gryzko prüfte alle Pferde und kehrte müde zurück.

„Ach, Schwester, ich werde wohl kein geeignetes Pferd für mich finden.“

„Hast du das Tier mitten im Morast nicht bemerkt?“

„Äh, diese Mähre ist ja nicht einmal imstande, sich aus dem Morast zu befreien!“

„Geh hin und prüfe sie.“

Er ging hin zu der Mähre, packte sie an der Mähne, riß sie aus dem

Morast und schwang sich auf ihren Rücken. Da jagte das Tier wie besessen mit ihm durch den Pferch. Die Schwester aber lachte.

„Halt dich fest, Bruder, laß dich nicht abwerfen!“

Und er hielt sich wacker auf dem Rücken des Pferdes. Die Schwestern reichten ihm sodann Zaum und Zügel, und nachdem er das Pferd gezähmt, führten sie es in den Stall und stellten es in den Verschlag. Dort pflegten sie es einen Monat und fütterten es heraus.

„Nun, liebe Schwester, ist es an der Zeit, daß ich euch verlasse.“

„Wie es dir beliebt, mein Bruder. Wenn du nicht bei mir bleiben willst, reite mit Gott.“

Also nahm er Abschied von den Schwestern. Sie führten das Pferd aus dem Stall und sattelten es. Die Schöne aber sprach:

„Solltest du einmal heiraten, mein Bruder, so wahre vor deiner Frau dein Geheimnis. Sag ihr nicht, was du besitzt, und leg nie dein Hemd ab, du mußt es sonst mit dem Leben büßen!“ Zum Pferd sagte sie: „Das ist dein Herr, dem wirst du fortan dienen. Sollte jemand ihn töten und du vermagst zu entrinnen, dann erscheine vor mir, mein gutes Pferd.“

Darauf gaben die Schwestern Gryzko einen Säbel aus Damaszenerstahl sowie eine Lanze und sprachen: „Bruder, dein Pferd wird dich tragen, wie du ihm befehlst: über die Bäume hinweg oder zwischen den Bäumen hindurch, über die Steine dahin, auf dem Boden fort, ganz nach deinem Begehrt!“

So machte sich Gryzko denn auf den Weg und ritt in die weite Welt hinaus. Er ritt und ritt und gelangte vor eine riesengroße Stadt. Darinnen war ein Geläute, daß die Erde nur so dröhnte. Als er näher heranritt, wurde das Läuten so stark, daß er sich die Ohren zuhalten mußte, sonst wäre ihm gewiß der Kopf geplatzt. Er ritt in die Stadt hinein und schaute nach rechts und nach links. Häuser sah er wohl, aber keine Menschen. Und die Glocken läuteten und dröhnten, was das Zeug hielt. Als er eine Weile durch die Stadt geritten war, sah er einen alten Mann vor einer Tür auf und ab gehen. Zu dem ritt er hin.

„Seid gegrüßt!“ sprach Gryzko.

„Seid mir gegrüßt“, erwiderte der Alte, „Kaufherr oder gnädiger Herr oder wie Ihr Euch nennen mögt.“

„Wie Ihr mich nennt, so ist es recht“, erwiderte Gryzko. „Was aber hat das alles zu bedeuten, guter Mann? Ich ritt wohl eine Werst weit durch die Stadt und konnte keine Menschenseele entdecken.“

Ihr seid der erste, den ich sehe. Und warum läuten bei Euch die Glocken so laut, daß man nur vorüberreiten kann, wenn man sich die Ohren zuhält?“

„Ach, lieber Pan“, gab jener zur Antwort, „ein Menschenfresser hat sich bei uns niedergelassen und schon die Bewohner von zwei Stadtvierteln aufgefressen. Nun soll ihm die Zarentochter ausgeliefert werden, deshalb läuten wir die Glocken. Vielleicht erbarmt sich der Herrgott unserer Not.“

„Geriete mir das Ungeheuer in die Hände, ich wollte es schon füttern, daß ihm der Appetit auf die Zarentochter verginge!“

Als der Alte das vernahm, führte er Gryzko ins Haus zu seiner Frau, holte seine Stute aus dem Stall, schwang sich auf ihren Rücken und ritt geschwind zum Zaren.

„So und so, hochedler Herr, der Herrgott sandte uns aus fremden Landen einen Helden, der kann dem Menschenfresser den Garaus machen.“

Da ließ der Zar seine Kutsche anspannen und fuhr wie der Wind zum Hause des Alten. Er eilte hinein, verneigte sich vor dem Recken und reichte ihm zum Gruß die Hand. „Aus welchem Zarenreich stammt Ihr, Pan?“

„Aus diesem und jenem, einem weißen und grünen.“

„Und Ihr könnt dem Menschenfresser den Garaus machen?“

„Das kann ich“, erwiderte Gryzko, „er soll mir nur in die Hände geraten.“

„So habt die Güte, lieber Pan, und folgt mir in mein Haus.“

Sie setzten sich in die Kutsche und fuhren los. Gryzkos Pferd aber nahmen sie mit.

Als sie angelangt waren, sagte Gryzko: „Stellt das Pferd in den Stall und versorgt es allezeit reichlich mit Hafer, Heu und Wasser!“

Nachdem das Pferd untergebracht war, gingen sie in die Stube. Dort saßen die Frau, die Tochter und die Söhne des Zaren. Sie alle begrüßten Gryzko.

„Wohlan“, sprach der Zar, „wenn du dem Menschenfresser den Garaus machst, geb ich dir meine Tochter zur Frau und dazu das halbe Zarenreich; nach meinem Tode aber wird alles dein. Und du, meine Tochter, bist du einverstanden?“

„Wie könnte ich nicht einverstanden sein! Sollte es mir mehr behagen, dem Menschenfresser ausgeliefert zu werden, als einen

wackren Mann zu heiraten, den der Herrgott in unser Zarenreich sandte? Ich wünsche ihn mir von ganzem Herzen.“

Sie setzten sich zu Tisch und aßen und tranken sich satt. Als es Zeit war, zum Menschenfresser zu fahren, sprach Gryzko: „Versammelt alles Volk, auf daß es zuschauen, wie ich den Menschenfresser vernichte! Und ruft den Popen, damit er mir die Beichte abnehme und das heilige Abendmahl reiche.“

Der Pope ward gerufen. Dann fuhren alle zur Stadt hinaus. Eine halbe Werst vor einer Höhle machten sie halt. Gryzko aber nahm die Zarentochter bei der Hand, führte sie vor die Höhle und rief: „Komm heraus, Menschenfresser! Hier ist die Zarentochter!“

Kaum hatte das Ungeheuer die Zarentochter erblickt, schoß es aus seiner Höhle hervor. Gryzko, nicht faul, versetzte ihm einen Lanzenstich, daß es zu Boden sank.

Der Menschenfresser brüllte aus Leibeskräften, Gryzko aber schlug mutig mit dem Damaszener Säbel auf ihn ein, und alle waren starr vor Entsetzen und Bewunderung. Als Gryzko den Menschenfresser getötet hatte, trennte er ihm das Haupt ab und zerhieb den Rumpf in Stücke. Die legte er auf einen Haufen, goß Sprit darüber, setzte ihn in Brand und zerstreute sodann die Asche in alle Winde.

„Merk dir, mein Weib, was ich mit dem Menschenfresser tat!“ sprach Gryzko. „Ehre mich als deinen Gatten, denn ich habe dich aus Todesnot befreit.“

Darauf kehrten sie in die Stadt zurück und feierten ein großes Fest, weil ihnen der Herrgott aus fremden Landen einen Recken gesandt, der dem Menschenfresser den Garaus machte. Sie tranken auf seine Gesundheit und waren fröhlich und guter Dinge. Drei Tage und drei Nächte währte das Fest, dann hielten sie Hochzeit und führten ein glückliches Leben. Der Zar überschrieb Gryzko das halbe Zarenreich, und als er nach drei Jahren starb, wurde Gryzko Zar über das ganze Zarenreich. Zwölf Jahre lang lebte er mit seinem Eheweib, aber kein Kind ward ihnen geboren. Nun fügte es sich, daß in derselben Stadt ein gütiger Pope verschied, der einen Sohn hinterließ, ein fünfjähriges Knäblein. Den nahmen Gryzko und sein Weib an Kindes Statt an. Der Knabe wuchs heran und wurde von seinen Adoptiveltern mit aller Sorgfalt erzogen. Als er achtzehn Jahre alt geworden, war er ein stattlicher Bursch und so schön, daß man in keinem Zarenreich seinesgleichen gefunden hätte. Und die

Zarin verliebte sich in ihn. Den Zaren aber bestürmte sie Tag und Nacht mit der Frage: „Wie kommt es, daß du niemals dein Hemd ausziehst?“

„Ich bin es so gewohnt“, antwortete er, „es ist immer weiß, weißer als jene, die du mir hinlegst, deshalb brauch ich es auch nicht ausziehen.“

„Mein Vater wechselte dreimal am Tag das Hemd, du aber hast das deine noch kein einzig Mal gewechselt!“ entgegnete sie.

Er behielt es dennoch an und zog es nicht aus, sie aber gab keine Ruhe.

„Zieh es aus, zieh es endlich aus, wir wollen es wenigstens ein einzig Mal waschen.“

Da ging er und zog das Hemd aus.

Kaum hatte er das getan, da nahm sie das Hemd, schlüpfte durch die Hintertür und gab es ihrem Adoptivsohn. Der zog es flugs über, packte seinen Säbel und lief zum Zaren ins Zimmer.

„Grüß dich, Väterchen, wollen wir uns schlagen oder vertragen?“

„Warum sollten wir uns schlagen, Söhnchen?“

„Darum!“ versetzte jener. Und mit einem einzigen Säbelhieb trennte er seinem Adoptivvater das Haupt vom Rumpf, zerhieb dann den Leichnam und befahl den Dienern: „Steckt alles in einen Sack und verschnürt ihn. Führt das Pferd aus dem Stall, bindet ihm den Sack an den Schwanz und laßt es frei, auf daß der Zar und sein Pferd aus meinem Reich verschwinden!“

Die Diener gehorchten, und bald darauf war das Pferd hinter den Bäumen verschwunden. Als es fünfzig Werst gelaufen war, wieherte es laut. Die Schwester vernahm seine Stimme und eilte in die Stube.

„Schwestern, unser Bruder lebt nicht mehr!“ rief sie.

Alle stürzten hinaus, und da brauste das Pferd auch schon durch die Lüfte heran, ließ sich vor der Treppe nieder, blieb stehen. Die Schwestern ergriffen den Sack, banden ihn los, und die Schöne roch daran.

„Das ist mein Blutsbruder!“

Sie führten das Pferd in den Stall und stellten es in den Verschlag, dann trugen sie den Sack in die Stube, breiteten einen kostbaren Teppich auf die Dielen und leerten den Sack darauf aus. Sie fügten die einzelnen Stücke aneinander und benetzten alles mit heilendem Wasser. Das taten sie wohl drei Stunden lang, bis wieder ein richtiger, wenn auch lebloser Mensch vor ihnen lag. Dem träufelten sie etwas



Lebenswasser in den Mund. Da begann er sich sacht zu regen. Als sie ihm noch etwas einträufelten, bewegte er sich stärker.

„Hebt ihm den Kopf an, liebe Schwestern!“

Sie hoben ihm den Kopf an und flößten ihm so lange Lebenswasser ein, bis er sich aufrichtete.

„Wo bin ich?“ fragte er.

Da klagte die Schöne: „Um ein Haar wärest du nie mehr aufgewacht, mein Bruder! Ich habe dir doch geraten, dein Geheimnis vor deinem Weibe zu wahren, du aber hast nicht auf mich gehört, und so fandest du den Tod! Wie bist du gestorben, mein Bruder?“

Er erzählte, was ihm zugestoßen war, dann setzten sie sich zu Tisch, aßen und tranken, und alle waren froh, daß er wieder lebte.

„Komm, wir wollen im Garten lustwandeln.“

Sie gingen in den Garten, und da lag doch wiederum quer über dem Weg das Schüreisen. Gryzko stürzte hin, um es fortzuräumen, aber es rührte sich nicht vom Fleck.

„Siehst du, Bruder, nun ist deine Kraft verlorengegangen, warum hast du nicht auf mich gehört!“

„Schwestern, gebt mir die Gesundheit, die ihr mir damals schenktet, noch ein zweites Mal!“

„Du hättest hüten müssen, was dir gegeben wurde! Zweimal wird einem die Gesundheit nicht geschenkt. Wenn meine Schwestern oder ich dir unsere Gesundheit geben, gehen wir ihrer verlustig. Und das wollen wir nicht. Dagegen will ich dir, lieber Bruder, Weisheit und Schläue verleihen, die verlierst du dein Lebtage nicht.“

„Nun, Schwester, gib, was du mir geben kannst, wenn es nur gut ist!“

Sie kehrten in die Stube zurück, dort goß ihm die Schöne aus einem Fläschchen ein Gläschen voll und reichte es ihm.

„Nimm und trink, lieber Bruder!“

Er nahm das Glas und trank es aus.

„Nun, lieber Bruder“, sprach die Schöne, „vermagst du jede beliebige Gestalt anzunehmen, einerlei, was du sein möchtest, ob ein Pferd, ein Vogel oder ein anderes Wesen.“

Gryzko verbrachte noch drei Tage bei den Schwestern. Sie tranken, schmausten und waren miteinander vergnügt.

„Liebe Schwestern, es ist an der Zeit, daß ich mich in mein Zarenreich aufmache. Wenn das Glück mir hold ist, werde ich es zurückgewinnen.“

„Gib aber acht, daß du deiner Frau Gleiches mit Gleichem vergiltst.“

Wenn du ihr verzeihst, wird sie dich wiederum verderben.“ Nach diesen Worten führte die Schöne ihm das Pferd zu. Er nahm Abschied von den Schwestern und machte sich auf die Reise.

„Trag mich in mein Reich!“ befahl Gryzko seinem Pferd. Und flugs trug es ihn in jenes Reich und jene Stadt, wo der neue Zar regierte.

Als Gryzko nun durch die Hauptstraße ritt, sah er in einem Hof einen alten Mann. Den begrüßte er, und der Mann führte ihn zu sich in die Stube. Seine Frau aber machte ein tieftrauriges Gesicht, und die Tränen rannen ihr nur so über die Wangen.

„Warum seid Ihr so traurig, Großmutter?“ fragte Gryzko. „Ist Euch vielleicht ein Sohn oder eine Tochter gestorben?“

„Nein“, erwiderte sie, „aber ich weine über das Unglück, das uns getroffen hat: Unsere Stute hat ein totes Fohlen geworfen.“

„Laßt mich einmal hingehen und nachsehen, vielleicht wirft sie noch ein Fohlen. Kommt, Großvater, ich will Eure Stute beschauen.“

Gesagt, getan.

„Seid nicht mehr traurig, Großvater“, sprach Gryzko, nachdem er die Stute beschaut hatte. „Noch in dieser Nacht wird sie ein Fohlen werfen, so wundersam, wie Ihr noch niemals eines gesehen habt.“

Dann gingen sie ins Haus zurück, und der Mann sprach zu seiner Frau: „Der Kaufmann sagt, unsere Stute wird in dieser Nacht ein zweites Fohlen werfen.“

„Ganz gewiß, Großmutter, so wird es geschehen!“

Da nötigten sie Gryzko an den Tisch, schenkten ihm ein und tranken ihm zu. Nachdem er seinen Wein ausgetrunken hatte, bedankte er sich und ging ein Weilchen spazieren. Abends kehrte er zu den alten Leutchen zurück, und sie legten sich schlafen. Sein Pferd hatte er zuvor auf die Weide geschickt. Über kurz oder lang aber erhob sich Gryzko.

„Habt Dank für das Obdach, Großvater und Großmutter!“ Mit diesen Worten nahm er Abschied.

Er ging zur Stute und verwandelte sich in ein Fohlen mit Goldfellchen, Silberfellchen, mit Goldhufen, Silberhufen, in ein Fohlen – weit schöner als in irgendeinem Bilderbuch. Als nun der Mann in den Stall kam, um die Stute zu füttern, sprang das Fohlen um sie herum. Ihm grauste bei diesem Anblick, und das Futter entfiel seinen Händen. Er rannte ins Haus zurück, vermochte aber kein Wort hervorzubringen, packte nur seine Frau bei der Hand und wollte sie in den Stall zerren. Doch sie sträubte sich. „Wohin zerrst du mich, Alter?“



Er brachte noch immer kein Wort hervor und fand erst nach einer Stunde die Sprache wieder.

„Geh und schau, was für ein Fohlen unsere Stute geworfen hat!“ sagte er dann. „In keinem Zarenreich findest du seinesgleichen!“

Sie eilten in den Stall und bestaunten das Fohlen.

„Nun, Alter, bring die Stute schnell auf den Markt und verkauf sie, ohne zu handeln!“ sagte die Frau. „Sonst nimmt der Zar sie uns gar noch ohne Entgelt weg.“

Da führte der Mann die Stute auf den Markt, und das Fohlen sprang vor ihr her. Dort angekommen, begegnete ihm der Zar mit seinen Soldaten. Der Zar aber fragte: „Wo hast du dieses Fohlen her, Alter?“

„Das warf mir meine Stute, hochedler Herr.“

„Willst du es mir nicht verkaufen?“

„Freilich!“

„Und was verlangst du dafür?“

„Von einem fremden Zaren wüßt ich wohl, was ich dafür verlangen könnt, aber da Ihr es seid, sag ich nur – gebt mir fünftausend Rubel und nicht mehr.“

Der Zar zählte fünftausend Rubel ab und gab sie dem Mann. Dann kaufte er Zaumzeug für das Fohlen, legte es ihm an und befahl einem Soldaten, es am Zügel zum Zarenhaus zu führen. Er selbst aber ging hinterher und ließ es nicht aus den Augen.

„Bringt es in den Pferdestall und stellt es in den Verschlag!“ befahl er und ging in die Gemächer seiner Frau, um ihr von dem Fohlen zu erzählen. Die Großmagd Olena aber hatte gerade am Tor gestanden und das Fohlen gesehen. Während der Zar in die Stube ging, lief sie in den Pferdestall. Kaum hatte sich der Soldat, der das Fohlen hereingeführt hatte, wieder entfernt, fragte das Fohlen: „Olena, weißt du wohl, wer ich bin?“

„Nein“, entgegnete sie.

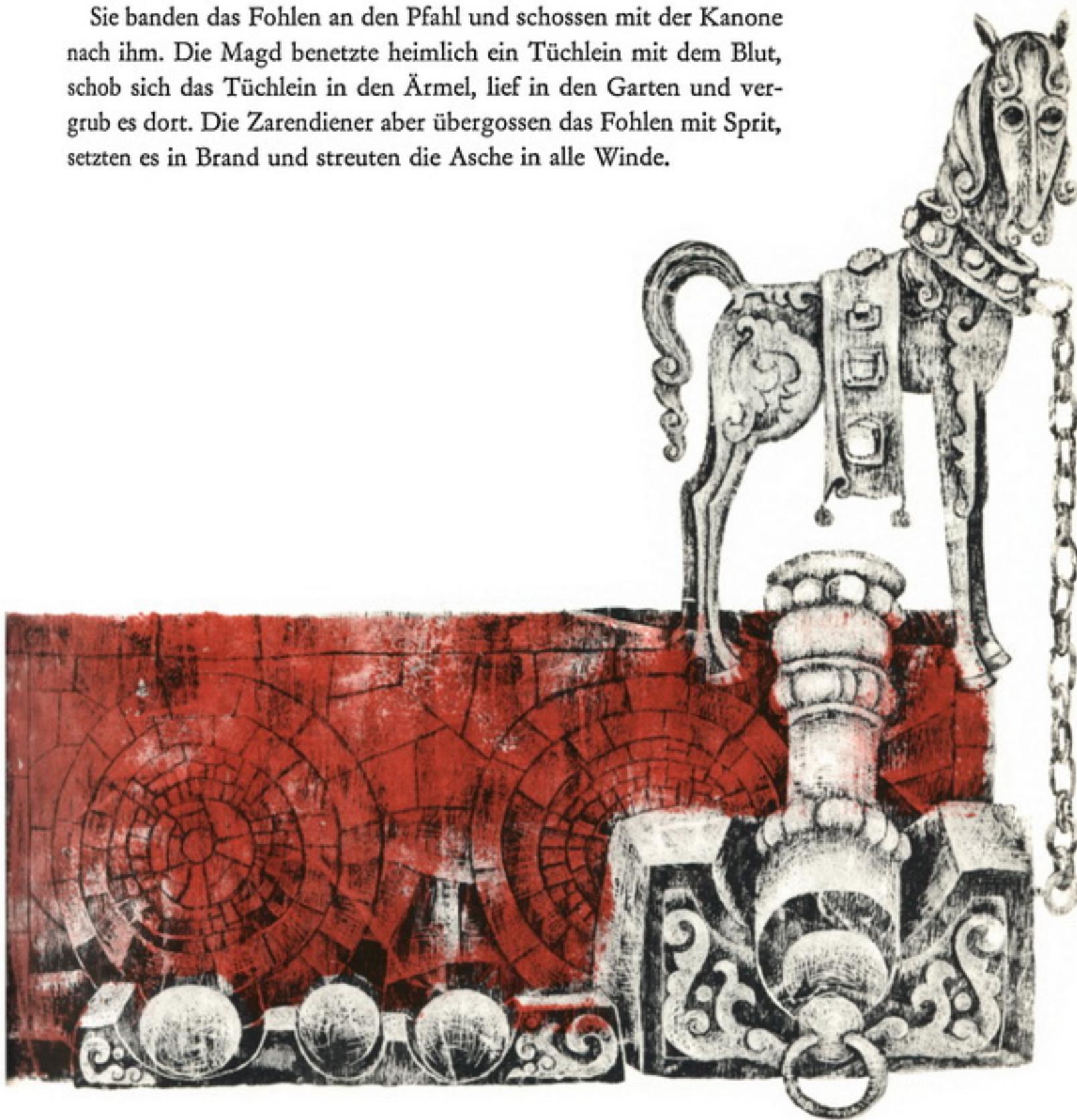
„Erinnerst du dich des ersten Zaren? Der bin ich! Weißt du noch, daß mein Adoptivsohn mich enthauptete und in Stücke hieb? Dies ist nun aus mir geworden. Nun aber höre, was ich dir sage: Wenn man mich töten sollte, nimm ein Tüchlein, benetz es mit meinem Blut, vergrab es in der Erde, und es wird ein Apfelbaum daraus erwachsen. Wenn sie dann den Apfelbaum fällen, nimm einen Holzspan davon, trag ihn zum Fluß und wirf ihn ins Wasser. Nun aber mußt du fort, damit dich niemand hier bei mir sieht.“

Eilends schlüpfte sie zur Hintertür hinaus, indes der Zar die Zarin in den Stall geleitete und sie zu dem Fohlen führte.

„Bringt es auf den Hof, ich will es dort betrachten!“ befahl die Zarin.

Die Diener gehorchten. Von weitem betrachtete sie das Fohlen und sprach: „Das ist kein Fohlen, sondern Gryzko. Rammt einen Pfahl in den Hof, bindet das Fohlen daran fest und schießt mit der Kanone nach ihm!“

Sie banden das Fohlen an den Pfahl und schossen mit der Kanone nach ihm. Die Magd benetzte heimlich ein Tüchlein mit dem Blut, schob sich das Tüchlein in den Ärmel, lief in den Garten und vergrub es dort. Die Zarendiener aber übergossen das Fohlen mit Sprit, setzten es in Brand und streuten die Asche in alle Winde.



„Nur gut, daß du das Fohlen nicht berührt hast, es hätte dich gewiß umgebracht!“ sagte die Zarin zu ihrem Mann. Darauf legten sie sich nieder und schliefen in guter Ruh.

Am nächsten Morgen ging der Zar in den Garten. Wie er so ging, sah er mit einemmal einen Apfelbaum, der war über Nacht gewachsen und trug goldene und silberne Früchte. Der Zar brach einen Apfel ab und wollte schon hineinbeißen, dachte dann aber in seinem Sinn: Ich will zuvor lieber meine Frau um Rat fragen.

Er ging zu ihr und sprach: „Liebe Frau, sieh dir den Apfelbaum an, der in unserem Garten gewachsen ist!“

Sie betrachtete den Baum.

„Das ist kein Apfelbaum, sondern Gryzko. Geht hin, fällt ihn, reißt seine Wurzeln heraus, verbrennt ihn und streut die Asche in alle Winde.“

Die Zarendiener fällten den Apfelbaum, die Magd aber ging vorüber, hob ein Spänchen auf, lief damit zum Fluß und warf es ins Wasser. Als der Apfelbaum gefällt war, verbrannten sie ihn und streuten die Asche in alle Winde.

Darauf legten sich der Zar und die Zarin nieder und schliefen in guter Ruh. Als sie am nächsten Morgen Tee getrunken hatten, nahm der Zar seine Flinte und ging durch den Garten zum Fluß. Da kam ihm Olena entgegen, die hatte gerade Wasser geholt.

„Geht dorthin, wo wir Wasser schöpfen!“ sagte sie. „Da sitzt ein Vogel, wie ich bislang noch keinen gesehen habe.“

Der Zar verließ seinen Weg, erreichte den bezeichneten Ort und zielte auf den Vogel, der aber flog nicht davon. Da zog der Zar die Stiefel aus, schürzte sein Gewand und watete ins Wasser, um den Vogel mit der Hand zu fangen. Er watete so tief hinein, daß sein Gewand schon ins Wasser tauchte. Schließlich bekam er den Vogel zu fassen, aber er konnte ihn nicht festhalten, das Gefieder war zu glatt.

Da kehrte er ans Ufer zurück und sagte zu sich: „Ich will Hemd und Unterkleid ausziehen, dann kann ich ihn leichter fangen.“

Und wiederum watete der Zar auf den Vogel zu. Schon reichte ihm das Wasser bis zum Gürtel, schon hatte er den Vogel gefaßt, und wiederum gelang es ihm nicht, ihn festzuhalten. Immer tiefer lockte ihn der Vogel ins Wasser. Plötzlich schlug er mit den Flügeln, flog ans Ufer, nahm wieder Menschengestalt an und zog das Hemd mit den zwölf Blüten, das der Zar abgelegt hatte, auf den Leib.



Der Zar erschrak, als er das sah. Gryzko aber sprach: „Nun, Söhnchen, wollen wir uns schlagen oder vertragen? Komm ans Ufer.“

Wohl drei Stunden lang stand der Zar im Wasser und zerbrach sich den Kopf, was er tun könnte.

„Denke hin und denke her, einmal mußt du das Wasser doch verlassen!“

Da faßte sich der Zar ein Herz und watete ans Ufer. Gryzko aber machte ihm augenblicklich den Garaus, ging sodann in die Gemächer der Zarin und rief mit Reckenstimme: „Sei mir gegrüßt!“

Die Zarin erkannte ihn sofort und erstarrte vor Entsetzen.

„He, da bist du ja, du Scheusal! Komm her zu mir!“

Und weil sie nicht zu ihm kam, ging er zu ihr und sprach: „Dreimal brachtest du mich ums Leben: als Zaren, als Fohlen und als Apfelbaum! Dabei sahst du zu, wie ich dem Menschenfresser den Garaus machte. Du standest neben mir und schworest, mich als

deinen Gemahl zu achten. Ist dies der Dank dafür, daß ich dich vom Tode errettete? Führt sie in den Garten!“

Als man sie hinausgeführt hatte, schlug er ihr den Kopf ab, verbrannte sie und streute die Asche in alle Winde.

Olena aber kleidete er in die Gewänder der Zarin und setzte die Hochzeit für den nächsten Sonntag fest. Zu seinem Pferd aber sagte er: „Trag mich, mein Pferd, zu meinen Schwestern, auf daß ich sie zu meiner Hochzeit lade.“

Er schwang sich in den Sattel und sprengte pfeilgeschwind über die Bäume hinweg, bis er bei seinen Schwestern anlangte.

Wie froh und glücklich waren sie, als er sie begrüßte! Sie wußten nicht, was sie ihm Liebes antun sollten. Dann erzählte er ihnen alles der Reihe nach und sagte: „Ich habe ihm und ihr den Garaus gemacht, und nun will ich mit der Großmagd Hochzeit feiern. Hab Dank, liebe Schwester, daß du mir Weisheit und Schläue verliehen, denn sonst wär ich wohl nimmermehr zu euch zurückgekehrt. Nun habe ich die Kraft zurückgewonnen, die ihr mir schenktet!“

Zwei Tage und zwei Nächte lang feierte er mit den Schwestern. Danach sattelten sie sein Pferd und fuhren mit ihm zu seiner Hochzeit. Und als das Fest begann, fragten die Gäste aus den anderen Zarenreichen, die Zaren, Könige und Edelleute: „Was mögen das für Jungfräulein sein, so über alle Maßen schön, daß man es nicht erzählen und nicht mit der Feder beschreiben kann?“

„Das sind meine Schwestern!“ gab Gryzko zur Antwort.

Als das Hochzeitsfest zu Ende war, ritten die Fremden davon. Gryzko bewirtete die Schwestern noch drei Tage lang, und alle waren fröhlich miteinander.

„Nun, Olena, wirst du unseren Bruder etwa ebenso vom Leben zum Tode befördern, wie es die erste Zarin tat?“

„Nein, ich bin ein Bauernblut und werd ihn allezeit lieben und achten.“

Danach ritten die Schwestern davon. Gryzko aber lebte mit Olena herrlich und in Freuden, und sie brauchten keine Not zu leiden bis ans Ende ihrer Tage.

## Wie Großvater und ich reiche Leute wurden Lügenmärchen

Als Großvater geboren war, hatt' ich grad Hochzeit gemacht, und mein Vater war noch nicht auf der Welt, da verdienten Großvater und ich einen Batzen Geld. Zehn Paar Ochsen besaßen wir – sechs Paar waren nicht unser eigen, und vier Paar gehörten fremden Leuten. Auch Ackerland hatten wir – man konnte nicht drum herum gehen! Drum pflügten wir mitten in der Hütte. Den Boden unter den Ofenbänken aber verpachteten wir, geradewegs vom Heuhaufen herab. Der war so breit, daß wir nicht drum herum gehen, sondern höchstens hindurchkriechen konnten.

Einmal, da hatten wir Hirse ausgesät, die war so vorzüglich gediehen, daß Großvater und ich drei Schober in einer Reih' auf den Ofen setzten. Bald aber kamen Würmer in unsere Hirse, dann machte der Kater darin Jagd auf Mäuse, schlug mit dem Schwanz und fegte dabei unsere drei Hirscheschober ins Spülicht. Wir, nicht faul, fischten die Hirse heraus und hängten sie im Wald auf die Äste zum Trocknen. Auch drei Getreidedarren besaßen wir: In der ersten dörnte roter Mohn, in der zweiten Finderlohn, in der dritten aber Stangenholz zum Kettenaufhängen. Als wir nun die Hirse gedroschen hatten, fuhren wir sie zum Verkauf auf den Markt und erhielten dafür einen Beutel mit Geld, so riesengroß wie ein Mouseschwänzchen und überdies dreiviertel voll. Was sollten wir damit tun? Alle Leute strebten nach Gewinn, und wir eiferten ihnen nach. Großvater sagte: „Laß uns Eier einkaufen!“ Ich war dagegen: „Nein, lieber saure Sahne, die ist süßer!“ Also kauften wir saure Sahne und machten uns auf den Heimweg. Als wir übers Wehr fuhren, sahen wir, daß wir einen Achsenbolzen verloren hatten und das Rad schon qualmte, so heißgelaufen war es. Da sagte ich zu Großvater: „Bleibt Ihr hier, und habt ein Auge auf unsre Ware, ich will derweil laufen und den Achsenbolzen suchen.“ Großvater und ich waren gar kunstfertige Handwerksmeister, er konnte keinen Achsenbolzen zuhauen und ich keinen fertigen Bolzen einsetzen. Ich lief also den Weg zurück bis ans Flößchen, wo ich einen Bauern mit einem Ochsespann erblickte.

„Setzt mich über, Onkel.“

„Steig ein“, sagte der.

Als wir ans andere Ufer kamen, o weh, da wollte es den Ochsen nicht glücken, aufs Trockne zu gelangen.

„Klettere über die Deichsel an Land, Junge“, sagte der Bauer, „und feure von dort aus die Ochsen an, dann steigen sie aus dem Wasser.“

Blitzschnell kletterte ich über die Deichsel an Land, zog den Bolzen aus dem Loch und feuerte die Ochsen gewaltig an. Da gelangten sie aufs Trockne, doch der Bauer blieb mit der Fuhre im Fluß stecken. Ich aber nahm den Bolzen und gab Fersengeld. So, dacht ich, einen Bolzen haben wir! Und rannte zu Großvater zurück. Da sah ich, wie von der anderen Seite ein Pan auf ihn zukam, der schrie: „He, Platz gemacht!“ Großvater fuhr mitsamt der sauren Sahne aus dem Weg, erst ein Stückchen, dann noch ein Stückchen, und da hatte er auch schon alle Sahne in den Fluß gekippt, wo sie wie Öl auf dem Wasser schwamm. Wir fischten sie heraus, breiteten sie in der Sonne zum Trocknen aus, beim Trocknen aber lief sie ein und füllte nicht mehr drei Fässer, sondern nur noch ein einziges, und auch das nur zur Hälfte. Dieses Faß fuhren wir auf den Markt und stellten uns in einer Zeile auf, wo alle Leute riefen: „Billig, billig!“ Und mit ihrem Billiggeschrei riefen sie dem Großvater das dritte Fäßchen randvoll. Danach fuhren wir in eine andere Zeile, wo alle

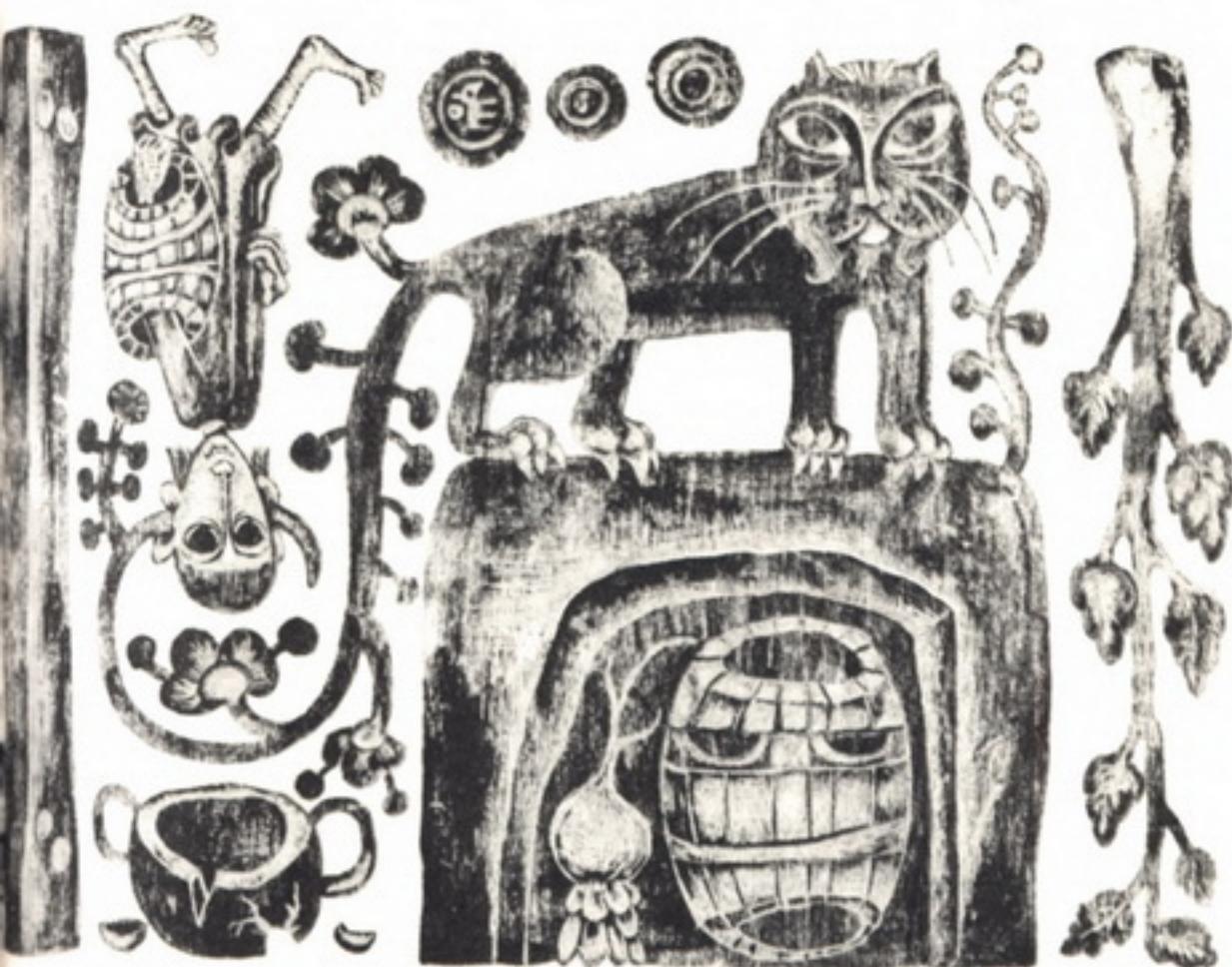


Leute riefen: „Wohlfeil, wohlfeil!“ Und mit ihrem Wohlfeilgeschrei riefen sie dem Großvater das zweite Fäßchen so voll, daß es überlief. Mit diesen Fässern fuhren wir dann heim. Als wir eintrafen, war mein Vater gerade zur Welt gekommen und hüpfte noch ungebadet herum. Flugs nahm ich einen Eimer ohne Boden und rannte in die Schenke, den Gästen Branntwein zu holen. Der Großvater hatte die Gäste grade zusammengerufen, da brachte ich den Branntwein glücklich heim. Wir ließen meinen Vater taufen, aber zu Hause war niemand, der ihn warten konnte. So nahmen wir ihn denn mit, wenn wir in die Steppe fuhren. Als wir ihn einmal wiederum mitgenommen hatten, mußten wir in der Steppe übernachten. Weil aber die Nacht kalt war, zündeten wir ein Feuer an und legten uns daran nieder, meinen Vater in der Mitte. Als wir am nächsten Morgen aufwachten, lag er stocksteif zwischen uns. Wir sahen genauer hin, und was mußten wir sehen? Ein Stückchen Kohle war ihm in den Mund gesprungen, das hatte ihm das ganze Innere verbrannt, nur die Hülle war noch übrig.

„Das ist ein handlicher Behälter zum Korneinschütten, da gehn drei Maß rein“, sagte Großvater.

„Nein, das ist ein hübsches Fäßchen zum Einlegen“, sagte ich.

Und seither legen wir in dem Fäßchen rote Rüben ein.





## Die geschwätzige Chwesska

Nichts Schlimmeres gibt es als Menschen, die ihre Zunge nicht im Zaum halten können. Am allerschlimmsten ist es um die Weiber bestellt. Kaum haben sie etwas erfahren, rennen sie zur Nachbarin.

„Ach, liebe Gevatterin, was ich da gehört habe! Euch kann ich es ja erzählen, aber sprecht um Himmels willen nicht darüber, denn keine Menschenseele darf davon ein Sterbenswörtchen erfahren!“

Die liebe Gevatterin aber erzählt's wiederum einer Gevatterin, die einer dritten, die dritte einer fünften und zehnten, und schon weiß das ganze Dorf, was niemand wissen sollte.

Und nun erzähle ich euch mein Märchen.

Es waren einmal ein Mann und eine Frau, die hießen Petro und Chwesska. Chwesska war ein schmuckes Weibchen vom Scheitel bis zur Sohle; sie hatte nur einen Makel: Ihre Zunge war allzu flink. Was immer Petro ihr auch erzählen mochte, ihre geschwätzige Zunge plauderte alles aus. Am liebsten hätte der Mann seiner Frau gar nichts

mehr erzählt. Er redete mit ihr im guten wie im bösen, gegen ihre Schwatzhaftigkeit war kein Kraut gewachsen.

Als Petro eines Tages zum Pflügen aufs Feld hinausgefahren war, fand er in seinem Acker einen Haufen Geld. Damals aber herrschten noch die Pans im Lande, und Petro dachte bei sich: Wenn der Gutsverwalter von dem Geld erfährt, nimmt er's mir weg. Und er wird gewiß davon erfahren, denn vor Chwesska kann ich's nicht verheimlichen, und die trägt die Geschichte im ganzen Dorf herum. Was soll ich nur tun? Lange zerbrach sich der Ärmste den Kopf, schließlich hatte er einen Einfall und sagte sich: „Ich werde ihr die üble Gewohnheit ein für allemal austreiben, dann geht uns das Geld nicht verloren!“

Er trug das Geld nach Hause und versteckte es heimlich vor seiner Frau. Am nächsten Tag fuhr er auf den Markt und kaufte dort einen ganzen Sack voll Kringel sowie einen toten Hasen. Auf dem Heimweg ging er zum Fluß, nahm aus den Beutelnetzen und der Reuse alle Fische und steckte den Hasen in die Reuse. Darauf ging er in den Wald, legte die Fische unter Büsche und Sträucher und hängte die Kringel an einen Birnbaum, der am Waldessaum stand. Dann kehrte er heim. Nachdem er mit seiner Frau zu Mittag gegessen, sagte er: „Komm, liebe Frau, wir gehn jetzt in den Wald und sehn einmal nach, vielleicht finden wir dort ein paar Fische. Die könnten wir auflesen.“

„Bist du bei Sinnen, lieber Mann?“ rief Chwesska. „Im Wald gibt's doch keine Fische!“

„Warum nicht?“ antwortete Petro. „Mir deuchte, es hat heuer im Walde nach Fischen gerochen. Komm nur mit.“

Chwesska glaubte ihm nicht, folgte ihm aber. Im Wald angelangt, erblickte sie die Fische, die unter den Sträuchern lagen.

„Siehst du, Chwesska?“ meinte Petro. „Hab ich dir's nicht gesagt?“

„Das ist aber seltsam!“ antwortete sie. „Mein Lebtag hab ich so etwas Seltsames nicht gesehen!“

„Komm“, sagte Petro, „jetzt gehen wir zum Flößchen und schau mal in den Beutelnetzen oder in der Reuse nach, vielleicht hat sich dort ein Hase gefangen.“

„Was fällt dir ein!“ rief Chwesska. „Bist du von Sinnen? Wo hätte es das jemals gegeben, daß sich Hasen in Reusen fangen?“

„So, meinst du? Fische im Wald hattest du auch nicht vermutet und hast doch welche dort gefunden. Komm nur mit!“



Sie machten sich auf den Weg. Und als sie an den Waldessaum kamen, sah Chwesska einen Birnbaum stehen, an dem hingen Kringel über Kringel, daß sich die Zweige bogen.

„Mann, lieber Mann!“ rief sie. „Sieh doch nur die Kringel an dem Birnbaum. Wachsen die denn an Bäumen?“

„Natürlich nicht“, gab er zur Antwort. „Es wird wohl eine Kringelwolke gekommen sein; die ist am Wald hängengeblieben, und da hat es Kringel geregnet.“

„Ach, schütteln wir sie doch herunter, lieber Mann!“

Sie schüttelten die Kringel vom Baum und gingen zum Fluß. Petro zog das erste Beutelnetz heraus, aber es war leer, er zog das zweite heraus, auch das war leer, danach zog er die Reuse heraus, und siehe, darin steckte ein Hase.

„Ach, du meine Güte!“ rief Chwesska verwundert. „Ein Hase in der Reuse! Wie lange bin ich nun schon auf der Welt, aber so etwas hab ich noch nicht erlebt!“

„Du hast so manches noch nicht erlebt!“ entgegnete Petro. „Aber nun komm nach Hause, es ist schon spät!“

Sie luden sich alles auf und gingen.

Zu Hause schnatterte Chwesska sogleich los: „Das ist aber heute ein Tag! Wie lange bin ich nun schon auf der Welt, aber so etwas hab ich noch nicht erlebt: Fische im Wald, ein Hase in der Reuse, Kringel am Birnbaum!“

„Das ist noch gar nichts“, sagte Petro. „Was noch seltsamer ist, ich habe am heutigen Tage auch noch Geld gefunden.“

„Was du nicht sagst!“

„Bei Gott, ich hab wirklich welches gefunden!“

„Wo ist es denn, lieber Mann?“

„Hier!“ Und er zog das Geld hervor.

„Jetzt werden wir reiche Leute, lieber Mann.“

„Wer weiß? Wenn der Gutsverwalter davon erfährt, nimmt er es uns sofort weg.“

„Aber wie soll er das erfahren?“ fragte Chwesska. „Ich werd's niemandem verraten.“

„Gib acht, Frauchen, halt deinen Mund, sonst ist es um uns geschehen. Und erzähl keinem Menschen, was wir im Wald und im Fluß gefunden haben. Denn wenn die Leute das erfahren, werden sie sofort dahinterkommen, daß ich Geld gefunden hab. An solchen Tagen pflegt man auch einen verborgenen Schatz zu finden.“

Das hatte Petro im Scherz gesagt, aber Chwesska beteuerte: „Ich werd bestimmt keinem Menschen etwas verraten.“

Am selben Abend erhob sich im Dorf ein Heidenlärm.

„Was gibt's dort, lieber Mann?“ fragte Chwesska.

„Dort gibt's . . .“

„Ja, was gibt es denn dort? Ich geh schnell nachschauen.“

„Du solltest Augen und Ohren besser vor solch garstigen Dingen verschließen!“ sagte Petro.

„So sag's mir doch, Petro, du mein Lieber, Guter, ich bitt dich!“

„Unser Pan Gutsverwalter hat dem Tennenwächter Würste gestohlen“, sagte er schließlich. „Nun wird er durchs Dorf geführt und mit den Würsten verprügelt, damit er's nicht wieder tut.“

Das war ebenfalls ein Scherz, aber Chwesska glaubte Petro nun jedes Wort und brannte vor Ungeduld, die Neuigkeit loszuwerden.

„Ach, wie schrecklich!“ rief sie. „Das muß ich gleich der Gevatterin Melanka erzählen!“ Und sprang auf.

„Bleib du hübsch daheim“, sagte Petro. „Du kennst doch unsern Pan Gutsverwalter! Wenn der erfährt, was du über ihn geschwätzt hast, frißt er uns beide auf.“

Chwesska gehorchte und blieb daheim. Einen Tag lang oder auch zwei hütete sie ihr Geheimnis, dann hielt sie es nicht länger aus – warum soll man auch sein Glück verschweigen? – und rannte zur Gevatterin Melanka. Sie lief zu ihr in die Stube, sagte „Guten Tag!“ und setzte sich. Sie saß ein Weilchen stumm wie ein Fisch, obwohl sie darauf brannte, die Neuigkeit zu erzählen, aber noch zügelte sie ihre Zunge. Doch dann schnatterte sie los:

„Nichts als Kummer und Not erfahren die armen Leute auf der Welt, auch uns geht es nicht besser. Wollt ich mir doch zum Feiertag neue Schuhe anmessen lassen, und nun reicht das Geld nicht.“

„Was wahr ist, ist wahr, Gevatterin“, pflichtete ihr Melanka bei, „ich sag auch immer . . .“

Aber Chwesska ließ sie nicht ausreden.

„Bald werden wir vielleicht, wenn das Schicksal es will, nicht mehr arm sein“, platzte sie heraus.

„Was spricht ihr da?“ forschte Melanka und spitzte die Ohren.

„Ach, Gevatterin, ich weiß nicht, ob ich's sagen soll!“

„So spricht doch, erzählt nur!“ drängte Melanka.

„Ich weiß nicht, ob ich's sagen soll, mein Mann hat mir befohlen, niemandem auch nur ein Sterbenswörtchen davon zu verraten!“

„Aber meine Liebe! Bin ich denn eine Klatschbase? Das werden nur ich und meine vier Wände erfahren!“ redete ihr Melanka zu.

„Ja, wenn's so ist, liebe Gevatterin, dann sag ich's, aber nur Euch, und Ihr dürft niemandem etwas davon verraten.“

Und flüsternd erzählte sie ihr von dem Geld.

Kaum hatte Chwesska das Haus verlassen, warf sich Melanka die Jacke über und lief spornstreichs zur Gevatterin Priska.

„Ach, Gevatterin, habt Ihr schon gehört?“

Und weil gerade Feiertag war, ging die Gevatterin Priska zur Gevatterin Maryna, bei der schon die Gevatterin Jawdocha saß, und gleich war die Unterhaltung in vollem Gange. Sie aßen und tranken und erzählten auch von Petros Geld.

Am selben Tage noch geriet Petro mit Chwesska in Streit und schalt sie tüchtig aus. Da zeterte sie: „Na warte nur, du Grobian, dir werd ich's schon besorgen!“

Rannte davon und posaunte durchs ganze Dorf, ihr Mann hätte sie ausgeschimpft und um ein Haar verprügelt, und Geld hätte er gefunden, das hielte er bei sich versteckt, und erzählte, was weiß ich noch alles.

Ein paar Tage drauf wurde Petro zum Gutsverwalter bestellt. Der herrschte ihn an: „Gesteh, du mißratener Kerl, hast du Geld gefunden?“

„Nein“, antwortete Petro.

„Aber deine Frau hat's doch gesagt!“

„Was kann meine Frau schon gesagt haben! Die ist doch nicht ganz richtig im Kopf, schwätzt alles mögliche zusammen.“

„Aha, so einer bist du!“ sagte der Gutsverwalter. „Holt seine Frau her!“

Die Diener rannten davon und brachten Chwesska vor den Gutsverwalter.

„Hat dein Mann Geld gefunden?“ fragte er.

„Freilich, Pan Gutsverwalter.“

„Da hörst du es“, sagte der zu Petro.

„Was sie nur alles zusammenschwätzt“, antwortete da Petro. „Fragt sie einmal, wann das gewesen sein soll.“

„Wann war das?“ forschte der Gutsverwalter.

„Hm, wann das war? Just an dem Tag, als es die Fische in den Wald zog und wir in den Wald gingen und sie unter den Sträuchern auf-lasen.“

„Nun, und was weißt du noch?“ fragte Petro.

„Einerlei! Jetzt kannst du ohnehin nichts mehr ableugnen. Also das war, als wir im Wald die Fische auflasen, als die Kringelwolke vorbeigezogen war und wir die Kringel vom Baum schüttelten und als sich der Hase in der Reuse gefangen hatte.“

„Da hört Ihr's, Pan“, sagte Petro. „Sind das vernünftige Reden? Nun muß sie Euch auch haargenau erzählen, wie und wann das war.“



„Wie und wann? Na just an dem Tag, als Ihr, gnädiger Pan, durchs Dorf geführt wurdet.“

„Wieso wurde ich durchs Dorf geführt?“ forschte der Gutsverwalter.

„Das war ... Ich bitt um Vergebung, gnädiger Pan, aber da Ihr mich fragt, muß ich's schon sagen, das war just an dem Tag, als man Euch mit den Würsten verprügelte, die Ihr dem Tennenwächter gestohlen hattet.“

„Dich soll doch gleich der Satan holen!“ brüllte der Gutsverwalter.

„Du wagst es, so mit mir zu reden? Nehmt sie und prügelt sie windelweich, auf daß sie nicht, weiß der Teufel was, zusammenfaselt!“

Da legte sich Petro ins Mittel und bat um Gnade für seine Frau, weil sie doch nicht voll bei Verstand sei. Der Gutsverwalter bedachte sich's – sie war ja tatsächlich nicht ganz gescheit – und ließ sie laufen.

Also machten sich Petro und Chwesska auf den Heimweg. Er lachte sich ins Fäustchen, sie aber ließ den Kopf hängen, denn nun wußte sie: Petro hatte sie hinters Licht geführt. Daheim brach sie in Tränen aus.

„Du hast mich reingelegt!“ schluchzte sie.

„Chwesska, liebes Weibchen!“ antwortete Petro. „Nicht ich hab dich reingelegt, sondern du dich selbst. Bezwing deine Schwatzsucht, und es wird dir nichts mehr geschehen. Und jetzt sei wieder gut, versöhnen wir uns.“

Sie versöhnten sich, lebten von nun an in Eintracht und Frieden und gaben das Geld mit Bedacht aus. Chwesska sah ein, wohin es führt, wenn man die Zunge nicht im Zaum hält. Allmählich kamen sie zu Wohlstand. Sie kauften sich vom Pan los, wurden freie Menschen und hatten ein auskömmliches Leben. Noch oft aber sprach Petro zu seiner Frau: „Nun, Chwesska, wenn ich dich nicht reingelegt hätte, wären wir dann frei und könnten leben so wie jetzt?“



## Kullerkorn

Es war einmal ein Mann, der hatte sechs Söhne und eine Tochter. Eines Tages wollten die Söhne pflügen gehen und baten die Schwester, sie solle ihnen das Mittagessen bringen. Sie aber fragte: „Wie soll ich euch finden? Ich weiß doch nicht, wo ihr seid.“

Sie antworteten: „Wir ziehen eine Furche von unserem Haus bis zum Feld, auf dem wir pflügen. Geh nur immer der Furche nach!“

Im Wald aber, in der Nähe des Feldes, lebte ein Drache, der schüttete die Furche zu und zog eine neue, die bis zu seinem Gehöft führte. Als das Mädchen nun mit dem Essen kam, folgte es der neuen Furche und gelangte nicht zu ihren Brüdern, sondern auf das Gehöft und somit in die Gewalt des Drachen.

Die Söhne aber kamen abends heim und sprachen zur Mutter: „Wir haben den ganzen Tag gepflügt, und du hast uns kein Essen geschickt.“

„Aber Aljonka hat es euch doch gebracht! Ich dachte, sie käme mit euch zurück. Sie wird sich doch nicht etwa verirrt haben?“

Da sagten die Brüder: „Wir müssen sie suchen gehen!“

Sie gingen alle sechs der Furche nach und kamen zum Palast des Drachen. Sie gingen hinein, blickten sich um – und siehe, da saß ihre Schwester.

„Ach, liebe Brüder, wo versteck ich euch nur, wenn der Drache kommt? Er frißt euch doch alle auf!“

Da flog der Drache auch schon heran.

„Puh“, fauchte er, „ich rieche Menschenfleisch! Na, ihr Bürschchen, wollt ihr euch schlagen, oder wollt ihr euch fügen?“

„Nein“, riefen sie mutig, „wir wollen uns schlagen!“

„So kommt auf die eherne Tenne.“

Sie gingen auf die eherne Tenne, doch nicht lange währte der Kampf. Mit einem Schlag streckte sie der Drache zu Boden, so daß sie kaum noch atmeten. Darauf nahm der Drache die sechs Brüder und warf sie in ein tiefes Verlies.

Die Mutter und der Vater warteten auf die Söhne, doch die kamen nicht zurück.

Eines Tages ging die Frau zum Wäschespülen an den Fluß. Da kullerte ihr ein kleines Korn über den Weg. Sie las es auf, besah es sich und aß es auf.

Nach einer gewissen Zeit gebar sie einen Sohn, den nannte sie



Kullerkorn. Er wuchs und wuchs und wurde ungewöhnlich groß für seine Jahre.

Einmal grub der Vater mit seinem Sohne einen Brunnen; dabei stießen sie auf einen riesengroßen Stein. Der Vater ging, um Leute zu holen, die ihnen helfen sollten, den schweren Stein zu heben. Währenddessen aber hob ihn Kullerkorn ganz allein aus dem Boden. Als die Leute kamen, entsetzten sie sich über den Burschen, der solche Kräfte hatte, und wollten ihn erschlagen. Er aber warf den Stein in die Luft und fing ihn wie einen Ball wieder auf. Als sie das sahen, liefen sie vor Schreck auseinander.

Vater und Sohn gruben weiter, und mit einemmal stießen sie auf einen großen Eisenklumpen. Kullerkorn grub ihn aus und verwahrte ihn.

Einige Zeit darauf fragte Kullerkorn seine Eltern: „Habe ich nicht auch Brüder und Schwestern gehabt?“

„Ach, lieber Sohn“, antworteten sie, „wohl hattest du eine Schwester und sechs Brüder, aber so und so ist es ihnen ergangen.“ Und sie erzählten ihm alles.

„Ich will mich aufmachen“, sagte er, „und sie suchen gehen.“

Die Eltern wollten ihn davon abbringen und sprachen: „Geh nicht, lieber Sohn! Zu sechst haben sich unsere Söhne aufgemacht und sind umgekommen, da wirst du allein ganz gewiß zugrunde gehen.“

„Und dennoch werde ich gehen“, sagte er. „Das wäre was – sein eigen Blut nicht zu befreien!“

Er nahm den Eisenklumpen, den er einmal gefunden hatte, und trug ihn zum Schmied: „Schmiede mir daraus ein Schwert“, sprach er, „so groß du kannst!“

Und der Schmied machte ihm ein Schwert, das war so groß, daß sie es kaum aus der Schmiede herausbekamen. Kullerkorn aber nahm es mit einer Hand auf, schleuderte es in die Höhe und sprach zum Vater:

„Ich lege mich jetzt schlafen. Nach zwölf Tagen wird das Schwert wieder herunterkommen, dann weckst du mich!“ Und er legte sich hin.

Am dreizehnten Tag kam das Schwert angesaut, und der Vater weckte den Sohn. Der sprang auf und hielt die Faust hin. Das

Schwert prallte dagegen und krach! – brach es mitten entzwei. Da rief Kullerkorn: „Ich brauch ein besseres Schwert, wenn ich Brüder und Schwester befreien will!“ Und er trug die beiden Teile wieder zum Schmied.

„He, mache mir doch ein handgerechtes Schwert!“ sprach er.

Der Schmied machte ihm ein neues Schwert, das war noch größer als das vorige. Kullerkorn schleuderte es wieder senkrecht in die Höhe und legte sich für zwölf Tage schlafen. Am dreizehnten Tag erdröhnte die Luft, und das Schwert kam zurück. Die Eltern weckten Kullerkorn. Flugs sprang er auf und hielt die Faust hin. Das Schwert prallte dagegen, verbog sich aber nur ein wenig.

„Nun, damit kann ich die Geschwister suchen gehen. Röste mir Zwieback, Mutter, dann mach ich mich auf den Weg.“

Er tat den Zwieback in einen Beutel, packte das Schwert, nahm Abschied und zog davon.

Er folgte der alten Furche, die kaum noch zu sehen war, und gelangte in den Wald. Immer weiter wanderte er, und schließlich erreichte er das Gehöft des Drachen. Er ging über den Hof und trat ins Haus. Der Drache aber war nicht da, wohl aber Aljonka.

„Guten Tag, du Schöne!“ sagte Kullerkorn.

„Guten Tag, wackerer Bursch! Warum bist du hierher gekommen? Wenn der Drache dich sieht, wird er dich fressen.“

„Vielleicht frißt er mich auch nicht! Aber sag, wer bist du denn?“

„Ich war meiner Eltern einzige Tochter, doch der Drache raubte mich. Meine sechs Brüder wollten mich befreien, vermochten es aber nicht.“

„Und wo sind deine Brüder?“

„Der Drache hat sie ins Verlies geworfen, und ich weiß nicht einmal, ob sie noch leben.“

„Vielleicht kann ich dich befreien“, sagte Kullerkorn.

„Wo denkst du hin! Zu sechst haben sie es nicht vermocht, und du bist nur einer!“

„Das macht nichts“, sagte er, setzte sich ans Fenster und wartete.

Bald darauf kam der Drache. Er flog in das Zimmer und blähte die Nüstern: „Hm, hm! Es riecht nach Menschenfleisch!“



„Freilich riecht's“, antwortete Kullerkorn, „weil ich hier bin.“  
„Aha, Bürschchen! Wie ist es nun: Willst du dich schlagen, oder willst du dich fügen?“

„Wo werd' ich mich fügen!“ rief Kullerkorn.

„Dann komm mit auf die eherne Tenne.“

„Nur zu!“

Dort sprach der Drache: „Schlag du zuerst!“

„Nein, du“, sagte Kullerkorn.

Da packte ihn der Drache und trieb ihn bis zu den Knöcheln in den ehernen Boden. Kullerkorn aber stieg heraus, schwang das Schwert und schlug den Drachen bis an die Knie hinein. Mühsam zog sich der Drache wieder heraus und trieb Kullerkorn bis über die Knie in den Boden. Kullerkorn aber fuhr flink wieder heraus, schwang abermals das Schwert, schlug den Drachen bis an die Hüften in den Boden und tötete ihn mit dem dritten Schwertstreich.

Nun stieg Kullerkorn ins Verlies hinab und öffnete seinen Brüdern die Türen. Er geleitete sie ins Freie, führte seine Schwester Aljonka hinaus, nahm alles Silber und Gold des Drachen und machte sich auf den Heimweg. Er hatte ihnen nicht verraten, daß er ihr Bruder war. Als sie ein Stück gegangen waren, setzten sie sich zur Rast unter eine Eiche. Kullerkorn war vom Kampfe müde und schlief fest ein. Da hielten die sechs Brüder Rat und sprachen: „Die Leute werden uns verspotten, daß wir zu sechst den Drachen nicht besiegen konnten. Er aber hat ihn ganz allein getötet und wird auch alle Schätze für sich behalten.“

Sie berieten lange und kamen endlich überein, ihn im Schlaf mit Bast so fest an den Eichenbaum zu binden, daß er sich nicht losmachen konnte; dann würden ihn die wilden Tiere auffressen. Ungesäumt banden sie ihn fest und zogen weiter.

Kullerkorn aber schlief einen Tag und eine Nacht. Als er erwachte, merkte er, daß er festgebunden war. Da fuhr er mit solcher Kraft empor, daß er die Eiche mitsamt den Wurzeln aus dem Boden riß. Er nahm sie auf seine Schulter und ging heim. Die Brüder waren schon angelangt und fragten die Mutter: „Sag, Mutter, hast du noch mehr Kinder gehabt?“

„Freilich, den Sohn Kullerkorn! Er ist ja ausgezogen, euch zu suchen.“

Da sprachen sie: „So haben wir ihn festgebunden! Dann müssen wir ihn wieder befreien!“

Kullerkorn aber, der draußen gestanden und alles gehört hatte, fuhr zornig mit dem Eichenbaum übers Dach, daß das Haus erzitterte, und rief: „So lebt denn wohl, wenn ihr so beschaffen seid! Ich ziehe in die weite Welt.“

Er nahm sein Schwert über die Schultern und brach auf. Wie er so ging und an nichts dachte, sah er mit einemmal links einen Berg stehen und rechts einen Berg stehen. Zwischen beiden aber war ein Mann, der stemmte Hände und Füße gegen die Berge und schob sie auseinander.

„Guten Tag!“ sagte Kullerkorn.

„Guten Tag!“

„Was machst du da, guter Freund?“

„Ich schiebe die Berge auseinander, damit es einen Weg gibt.“

„Und wozu brauchst du diesen Weg?“

„Ich gehe das Glück suchen.“

„Nun, das will ich auch. Wie heißt du denn?“

„Rückeberg. Und du?“

„Kullerkorn. Komm, gehen wir miteinander.“

„Einverstanden.“

Und als sie ein Stück gegangen waren, sahen sie im Walde einen Mann, der riß mit einer Hand die Eichen samt den Wurzeln aus der Erde.

„Guten Tag!“

Der andere blickte kaum auf.

„Guten Tag!“

„Was machst du da, guter Freund?“

„Ich reiße die Bäume aus, damit Platz wird.“

„Und wozu brauchst du diesen Platz?“

„Ich gehe das Glück suchen.“

„Nun, das wollen wir auch. Wie heißt du denn?“

„Ziehbaum. Und ihr?“

„Kullerkorn und Rückeberg. Komm, gehen wir miteinander.“

„Einverstanden.“

Zu dritt gingen sie weiter, und über eine Weile sahen sie am Fluß einen Mann, der zwirbelte seinen riesigen Bart, da wogte das Wasser auseinander und gab den Flußgrund frei.

Die drei grüßten: „Guten Tag!“

„Guten Tag!“

„Was machst du da?“



„Ich halte das Wasser an, damit man trockenen Fußes durch den Fluß gehen kann.“

„Und warum willst du durch den Fluß gehen?“

„Ich gehe das Glück suchen.“

„Nun, das wollen wir auch! Wie heißt du denn?“

„Zwirbelbart. Und ihr?“

„Kullerkorn, Rückeberg und Ziehbaum. Komm, gehen wir miteinander.“

„Einverstanden.“

So zogen sie miteinander weiter. Und wo ein Berg im Wege war, schob ihn Rückeberg beiseite; wo ein Wald war, schaffte Ziehbaum Platz; wo ein Fluß war, hielt Zwirbelbart das Wasser an.

Sie gingen und gingen und kamen in einen großen Wald. Wie sie sich umsahen, sahen sie eine Hütte stehen. Sie traten ein, aber niemand war in der Hütte.

„Hier wollen wir übernachten“, sprach Kullerkorn.

Also taten sie's, und am nächsten Morgen sagte Kullerkorn: „Du, Rückeberg, bleibst daheim und kochst das Essen, wir drei aber ziehen auf die Jagd!“

Die drei zogen auf die Jagd, und Rückeberg sott und briet, was er konnte. Als er fertig war, ruhte er sich aus. Auf einmal pochte es an die Tür.

„Mach auf!“ rief jemand.

„Wer du auch bist, öffne nur selbst!“ sagte Rückeberg.

Die Tür ging auf, und wieder rief es: „Hilf mir über die Schwelle!“

„Wer du auch bist, steig nur selbst über die Schwelle.“

Darauf kam ein winziges Männlein herein, sein Bart zottelte ellenlang hinter ihm her. Es packte Rückeberg beim Schopf, hängte ihn an einen Nagel an der Wand, verspeiste alles Gesottene und Gebratene und trank reichlich dazu. Dann schnitt es dem armen Rückeberg einen Streifen Haut aus dem Rücken, und schon war es verschwunden.

Rückeberg drehte und wendete sich hin und her, mit Mühe und Not befreite er sich aus seiner mißlichen Lage und fing noch einmal an zu kochen. Als die anderen kamen, war er kaum fertig.

„Weshalb ist das Essen noch nicht gar?“ fragten sie.

„Ich bin ein bißchen eingeschlafen“, gab er zur Antwort.

Sie aßen und legten sich schlafen. Am nächsten Tage sagte Kullerkorn: „Heute bleibst du hier, Ziehbaum; wir andern aber gehen auf die Jagd.“



Sie zogen los, und Ziehbaum sott und briet, was er konnte. Als er fertig war, ruhte er sich aus. Auf einmal pochte es an die Tür.

„Mach auf!“

„Wer du auch bist, öffne nur selbst!“ rief Ziehbaum.

„Hilf mir über die Schwelle!“

„Wer du auch bist, steig nur selbst über die Schwelle!“

Darauf kam ein winziges Männlein herein, und sein Bart zottelte

ellenlang hinter ihm her. Es packte Ziehbaum beim Schopf, hängte ihn an einen Nagel an der Wand, verspeiste alles Gesottene und Gebratene und trank reichlich dazu. Dann schnitt es dem armen Ziehbaum einen Streifen Haut aus dem Rücken, und schon war es verschwunden.

Ziehbaum zappelte und strampelte, mit Ach und Krach befreite

er sich aus seiner mißlichen Lage und kochte schnell noch einmal neues Essen.

Da kamen auch schon die anderen.

„Weshalb ist das Essen noch nicht gar?“ fragten sie.

„Ich bin ein bißchen eingeschlafen“, sagte er. Rückeberg aber schwieg, denn er ahnte, was sich zugetragen hatte.



Am dritten Tag blieb Zwirbelbart zu Hause, und ihm erging es nicht besser.

Da sprach Kullerkorn: „Ihr seid mir gar zu träge beim Kochen! Morgen geht ihr auf die Jagd, und ich werde zu Hause bleiben!“

Und so machten sie es auch. Die drei gingen auf die Jagd, und Kullerkorn blieb daheim.

Er sott und briet, was er konnte, und ruhte sich dann aus. Bald hörte er, wie es an die Tür pochte.

„Mach auf!“ rief jemand.

„Warte, ich mach dir auf“, antwortete Kullerkorn.

Er öffnete und sah ein winziges Männlein stehen, sein Bart aber zottelte ellenlang hinter ihm her.

„Hilf mir über die Schwelle!“

Kullerkorn nahm ihn bei der Hand und half ihm herein. Das Männlein aber sprang gleich auf ihn zu.

„Was willst du denn?“ fragte Kullerkorn erstaunt.

„Das wirst du schon sehen“, rief das Männlein und griff nach seinem Schopf; aber als er ihn fassen wollte, rief Kullerkorn: „Was bist du nur für einer!“ Und schon hatte er ihn am Bart gepackt. Dann nahm er das Beil, schleppte das Männlein zu einer Eiche, spaltete den Stamm und klemmte des Alten Bart in den Ritz.

„Weil du es auf meinen Schopf abgesehen hast, mußt du hier fein sitzenbleiben, bis ich wiederkomme.“

Als er in die Hütte zurückkehrte, waren die anderen drei schon da.

„Nun, wie steht's mit dem Essen?“ fragten sie.

„Es ist schon lange fertig!“

Sie aßen mit gutem Appetit, dann sagte Kullerkorn: „Kommt mit, und ich werde euch etwas Erstaunliches zeigen.“

Doch als sie hinkamen, war das Männlein verschwunden mitsamt der Eiche. Da erzählte Kullerkorn, was sich zugetragen hatte, und auch die anderen verrieten nun, wie es ihnen ergangen war.

„Ha“, rief Kullerkorn, „wenn das so ein Bürschchen ist, müssen wir es uns suchen!“

Der Alte aber hatte mit seinem Eichenbaum eine Spur hinterlassen, und dieser Spur folgten sie nun. Da kamen sie an eine Grube, die war so tief, daß man nicht auf den Grund sehen konnte.

„Steig hinab, Rückeberg!“ sagte Kullerkorn.

„Warum nicht gar!“

„Dann du, Ziehbaum!“

Aber Ziehbaum weigerte sich und auch Zwirbelbart.  
„Dann will ich selbst hinabsteigen“, sprach Kullerkorn. „Helft mir  
einen Strick drehen.“

Das taten sie. Kullerkorn wickelte sich das eine Ende um die Hand,  
und sie ließen ihn hinunter. Endlich kam er auf dem Grund an.

Wie staunte er, als er vor sich ein großes Schloß erblickte. Er ging





hincin, drinnen aber glänzte alles von Gold und Edelsteinen. Er schritt durch die Gemächer, und plötzlich kam ihm ein Mädchen entgegen, das war so schön, wie man es weder beschreiben noch erzählen kann.

„Oh“, rief sie, „lieber Freund, warum bist du hierher gekommen?“

„Ich suche ein kleines Männlein mit einem ellenlangen Bart“, antwortete Kullerkorn.



„Ach“, sagte sie, „das sitzt da und zerrt seinen Bart aus einer Eiche. Geh nicht zu ihm, es schlägt dich tot. Schon viele Menschen hat es totgeschlagen.“

„Es wird mich nicht gleich umbringen“, sagte er, „ich bin es ja, der ihm den Bart eingeklemmt hat. Doch wie kommt es, daß du hier bist?“

„Ich bin eine Königstochter, und der alte Gnom hat mich geraubt. Nun hält er mich hier gefangen.“

„So werde ich dich befreien. Führ mich zu ihm!“

Wie freute sich da die Königstochter! Sie nahm ihn bei der Hand und führte ihn in ein Zimmer. Und wirklich! Da saß das Männlein, den Bart aber hatte es schon aus der Eiche herausgezogen. Als es Kullerkorn erblickte, schrie es:

„Weshalb bist du hergekommen? Willst du dich schlagen, oder willst du dich vertragen?“

„Ich will mich nicht vertragen“, antwortete Kullerkorn, „ich will mich schlagen!“

Lange kämpften sie miteinander, und die arme Königstochter sah sich schon verloren. Aber Kullerkorn erschlug den Alten mit seinem Schwert. Dann sammelte er mit der Königstochter alles Gold und alle Edelsteine in drei große Säcke und ging mit ihr zu der Stelle, wo er herabgekommen war. Hier stellte er sich hin und rief: „He, seid ihr noch da?“

„Ja-a!“ antwortete es von fern.

Da schlang Kullerkorn den Strick um einen Sack und ließ diesen hinaufziehen.

„Der ist euer!“ rief er.

Als der Strick wieder herunterkam, band er den zweiten Sack fest.

„Auch der ist euer!“

Und auch den dritten gab er ihnen. Nun schlang er den Strick um die Königstochter.

„Aber das ist mein!“ schrie er hinauf.

Sie zogen die Königstochter nach oben, und nun war nur noch Kullerkorn unten.

Da sprachen sie zueinander: „Warum sollen wir ihn hochziehen? Lieber wollen wir die Königstochter für uns behalten! Wir ziehen ihn ein Stück hoch, lassen ihn dann los, er stürzt hinunter und ist tot.“

Kullerkorn aber erriet, was sie vorhatten, band einen großen Stein an das Seil und rief: „Zieht mich hinauf!“

Sie zogen ihn ein Stück herauf, ließen dann den Strick los, und der Stein – krach! – schlug unten auf.

„Also gut“, sprach Kullerkorn und machte sich auf, einen Weg zu suchen, der nach oben führte.

Er ging und ging, und plötzlich zogen finstere Wolken herauf, mit Regen und Hagel, und er verbarg sich unter einer Eiche. Da hörte er oben im Nest eine Adlerbrut schreien. Die jungen Adler sterben ja bei diesem Unwetter, dachte Kullerkorn, stieg zum Nest hinauf und bedeckte die Vögel mit seinem Kittel. Kaum war der Regen vorüber, kam ein großer Vogel geflogen, das war der Adlervater. Als er sah, daß seine Kinder noch lebten, fragte er: „Wer hat euch zugedeckt?“

„Wenn du uns versprichst, ihn nicht zu fressen, sagen wir es dir.“

„Nein, ich fresse ihn nicht.“

„Unter dem Baum sitzt ein Mensch, der hat uns zugedeckt.“

Der Adler flog zu Kullerkorn und sprach: „Was immer du dir auch wünschst, ich will es dir geben. Zum erstenmal sind meine Kinder am Leben geblieben. Sonst, wenn ich fortflieg und es regnete und hagelte, kamen sie alle im Nest um.“

„So trage mich wieder nach oben“, antwortete Kullerkorn.

„Das ist eine schwere Aufgabe. Aber was ich versprochen habe, muß ich auch halten. Wir werden sechs Tonnen Fleisch und sechs Tonnen Wasser mitnehmen müssen. Wenn wir fliegen und ich wende den Kopf nach rechts, so gib mir einen Bissen zu fressen, wende ich den Kopf nach links, so gib mir einen Schluck zu trinken. Tust du es nicht, halte ich den Flug nicht aus.“

Als alles bereit war, setzte sich Kullerkorn auf des Adlers Rücken, und sie flogen los. Lange, lange flogen sie. Wandte der Adler den Kopf nach rechts, schob ihm Kullerkorn einen Bissen Fleisch in den Schnabel; wandte er ihn nach links, gab er ihm einen Schluck Wasser.

Als sie schon fast am Ziele waren, wandte der Adler den Kopf nach rechts, aber es war kein Bissen Fleisch mehr da. Flugs schnitt Kullerkorn sich aus einem Bein ein Stück Fleisch heraus und steckte es dem Adler in den Schlund. Als sie auf der Erde anlangten, sagte der Adler: „Der letzte Bissen Fleisch war ganz besonders schmackhaft. Wo hattest du den her?“

Kullerkorn wies auf sein Bein.

Da spie der Adler den Bissen wieder aus, flog fort und holte vom

Wasser des Lebens. Dann legten sie das Stück Fleisch auf Kullerkorns Bein, begossen es mit dem Wasser, und es wuchs wieder an.

Der Adler flog heim, und Kullerkorn ging seine Gefährten suchen. Die waren inzwischen schon bei dem Vater der schönen Königstochter angelangt, lebten dort und stritten miteinander, wer die Prinzessin heiraten solle. Sie konnten sich aber nicht einigen, denn jeder wollte sie haben.

Auf einmal erschien Kullerkorn. Wie erschrecken da die ungetreuen Gefährten! Denn sie dachten, nun würde er sie gewiß töten, doch Kullerkorn sprach: „Meine leiblichen Brüder haben mich verraten, wie sollte ich da mit euch rechten.“ Und er verzieh ihnen.

Dann heiratete er die Königstochter und lebte mit ihr herrlich und in Freuden.



## Der gewitzte Knecht

Ein Pope hatte einen Knecht, der hieß Iwan. Wie bekannt, pflegten die Popen ihren Knechten schlechtes Essen vorzusetzen. Nie gaben sie ihnen frisches Brot, immer war es altbacken und oftmals sogar steinhart.

Eines Tages kam noch zu später Stunde ein reicher Mann und ließ sein Kind taufen. Iwan aber hatte aufgepaßt, wo die Magd das Brot versteckte, das jener mitgebracht. Am Abend nahm er es und trug es in seine Behausung. Da dachte er bei sich: Ein Dummkopf wär ich, wollt ich trocken Brot essen! Ich geh in den Keller und hol mir saure Sahne dazu.

Während die Magd noch in der Küche zu tun hatte, ging er auf den Hof, schlich in den Erdkeller und machte sich über die Sahne her; er aß und trank sich satt und ging davon. Etwas Sahne aber war auf die Erde getropft, und als nun die Popenfrau am nächsten Morgen in den Keller kam, merkte sie, daß jemand von der Sahne gegessen hatte.

„Unser Iwan fängt an zu stibitzen“, klagte sie dem Popen.

Der rief Iwan zu sich und fragte: „Iwan, fängst du an zu stibitzen?“

„Kein einzig Mal hab ich etwas stibitzt, Väterchen“, antwortete Iwan.

„Dann sind es wohl die Heiligen gewesen, was?“ fragte der Pope.

„Wer weiß“, entgegnete Iwan, „vielleicht waren es die Heiligen!“

Am nächsten Tage tat sich Iwan wiederum im Keller gütlich. Dann nahm er die Kirchenschlüssel und den Topf mit Sahne und ging zur Kirche. Er schloß sie auf, trat ein und strich den Heiligen Sahne um den Mund. Dem heiligen Nikolai aber, dem obersten Heiligen, bestrich er außerdem noch den Bart. Dann schloß Iwan die Kirche wieder zu und ging heim.

Als die Popenfrau am nächsten Morgen in den Keller kam, sah sie, daß der ganze Sahnetopf verschwunden war. Sie lief sogleich zu dem Popen und sagte: „Wieder hat Iwan gestohlen, hat den ganzen Sahnetopf weggeschleppt.“

Der Pope rief Iwan zu sich und fragte: „Iwan, hast du das getan?“

„Nein“, antwortete Iwan.

„Wer denn?“ meinte der Pope. „Etwa die Heiligen?“

„Die werden es wohl gewesen sein“, gab Iwan zur Antwort.

Für den Popen aber war es höchste Zeit, zur Morgenmesse zu



gehen, denn der Küster hatte schon geläutet. Als der Pope nun die Kirche betrat, was sah er da? Sämtliche Heiligen hatten Sahne am Mund. Da schloß er die Kirche schleunigst ab und sagte zum Küster: „Hör auf zu läuten. In der Kirche ist es nicht geheuer. Heut halten wir keine Messe ab!“ Damit lief er heim und klagte der Popenfrau: „Übles ist uns widerfahren. Die Heiligen haben die Sahne gegessen.“

Der Pope, die Popenfrau und Iwan machten sich auf zur Kirche, unterwegs aber sagte die Popenfrau: „Iwan, lauf schnell und hol die Knute!“

Als Iwan mit der Knute zur Stelle war, schloß der Pope die Kirche auf, und sie traten ein.

„Iwan!“ befahl die Popenfrau. „Schlage jeden Heiligen einmal, den heiligen Nikolai aber zweimal, denn er hat die anderen angestiftet.“

Iwan schlug jeden Heiligen einmal und den heiligen Nikolai sogar dreimal mit der Knute. Dann gingen sie heim.

In der nächsten Nacht holte sich Iwan die Kirchenschlüssel, ging zur Kirche, schloß sie auf, nahm alle Heiligen und versteckte sie auf dem Dachboden. Als der Pope am Morgen, es war gerade Feiertag, in die Kirche kam, waren alle Heiligen aus der Kirche verschwunden. Spornstreichs rannte er heim.

„Iwan, hast du sie gesehn?“ schrie er.

„Wen?“ fragte Iwan.

„Die Heiligen. Sie sind weggelaufen.“

„Gesehn hab ich sie“, gab Iwan zur Antwort. „Sie kamen auf den Hof, lärmten laut und wollten Euch unbedingt sprechen. Weil Ihr aber schliefet, mochten sie Euch nicht wecken. Ganz böse sind sie weggegangen.“

Der Pope eilte auf die Straße. Da kam just eine Frau vorüber, die ging Wasser holen.

„Hör, hast du sie nicht gesehn?“

„Freilich, sie sind den Hügel hinaufgegangen“, erwiderte die Frau und meinte, der Pope habe sie nach den Bauern gefragt, die den Hügel hinaufgingen und das Land aufteilen wollten.

Da rannte der Pope auf den Hof zurück.



„Iwan“, schrie er, „schwing dich schnell aufs Pferd und jag ihnen nach! Und sag ihnen, ich wollte jeden ihrer Wünsche erfüllen, wenn sie nur zurückkämen!“

Iwan bestieg das Pferd, ritt hinter den Hügel, wo sich die Bauern versammelt hatten, um das Land aufzuteilen. Er setzte sich ein Weilchen zu ihnen, rauchte ein Pfeifchen und ritt dann zurück.

„Nun, was ist?“ forschte der Pope.

„Ja, Väterchen, sie sind sehr böse. Und sie haben gesagt: ‚Wir kehren erst dann zurück, wenn der Pope einem jeden von uns drei Rubel zahlt und dem heiligen Nikolai sechs.‘ Dazu verlangen sie noch ein Quart Branntwein und eine Schüssel voll Quarkpiroggen mit saurer Sahne. Und dann haben sie noch gesagt, sie kehrten erst nachts zurück, weil es doch peinlich sei, wenn jemand sie sehe.“

„Gut!“ sagte der Pope. „Reite flink hin und richte ihnen aus, ich würd alles tun, wenn sie nur zurückkehrten.“





Iwan sprengte abermals hinter den Hügel, plauderte dort ein Weilchen mit den Bauern und ritt dann heim. Dem Popen aber erzählte er: „Den Branntwein und das Essen sollt Ihr zur Nacht auf dem Hof bereithalten.“

Der Pope tat, wie ihm geheißen, legte auch das Geld dazu, und die Popenfrau stellte eine Schüssel voll Quarkpiroggen hin. Und dann warteten sie. Sie warteten bis Mitternacht, aber die Heiligen wollten nicht kommen.

„Iwan“, sagte der Pope schließlich, „ich geh jetzt schlafen. Weck mich, wenn sie da sind!“

Und schnarchte kurz darauf, daß es nur so eine Art hatte. Iwan und der Küster aßen sich an der Sahne und den Piroggen satt, holten dann die Heiligen vom Dachboden, wuschen sie ab, trugen sie wieder in die Kirche und legten sich ebenfalls zu Bett.

Am nächsten Morgen fuhr der Pope aus dem Schlaf und wunderte sich, daß Iwan ihn nicht geweckt hatte.

Da sah er, daß die Sahne und die Quarkpiroggen ratzekahl aufgegessen waren und Iwan schlief. Er rüttelte ihn wach.

„Iwan, Iwan, steh auf!“

Iwan rieb sich die Augen.

„Wo sind die Heiligen?“ forschte der Pope.

„Ei, die waren hier, haben gegessen und getrunken und mir auch etwas abgegeben. Danach sind sie zurück in die Kirche gegangen.“

„Und warum hast du mich nicht geweckt?“ fragte der Pope.

„Das wollt ich ja tun, aber der heilige Nikolai sagte: ‚Weck das Väterchen nicht, es schläft grad so süß und wär gar noch gekränkelt!‘“





## Der Pflegevater

Es waren einmal drei Brüder, die hatten weder Vater noch Mutter, weder Haus noch Hof. Sie gingen durch die Dörfer und wollten sich als Arbeiter verdingen und dachten: Ach, wenn wir doch einen guten Herrn fänden. Da kam ein alter Mann die Straße entlang – ur-uralt, mit einem weißen Bart, der bis auf den Bauch reichte –, der holte die Brüder ein und sprach: „Wohin des Wegs, liebe Kinder?“

Sie antworteten: „Wir suchen Arbeit.“

„Habt ihr denn keine Wirtschaft?“

„Nein“, sprachen sie. „Doch wenn wir einen guten Herrn fänden, so wollten wir redlich bei ihm arbeiten, auf ihn hören und ihn achten wie einen leiblichen Vater.“

Der Greis bedachte sich's eine Weile und sprach: „Seid meine Söhne, und ich will euer Vater sein. Ich will euch zu wackeren Menschen machen und euch lehren, recht und redlich zu leben. Aber ihr müßt auf mich hören.“

Die Brüder willigten ein und folgten dem Greis durch dunkle Wälder und weite Felder.

Wie sie so gingen, sahen sie mit einemmal ein Häuschen stehen,

schmuck und blank, mit bunten Blumen rundherum; und dahinter war ein Kirschgarten. Im Garten aber stand ein Mädchen, das war so hübsch und lustig anzusehen wie die Blumen selber. Der älteste Bruder guckte sie an und rief: „Ach, hätte ich das Mädchen zum Weibe und ein paar gute Kühe und Ochsen dazu!“

„Nun“, sprach der Greis, „kannst um sie freien, dann hast du eine Frau und Kühe und Ochsen auch. Lebe glücklich, und bleib immer bei der Wahrheit!“

So feierten sie eine lustige Hochzeit. Der älteste Bruder bekam die Wirtschaft und lebte fortan mit seiner jungen Frau in jenem Haus.

Der Greis zog weiter mit den jüngeren Brüdern durch dunkle Wälder und weite Felder. Da sahen sie ein weißes Häuschen stehen. Dicht dabei war ein Teich und neben dem Teich eine Mühle. Am Hause aber stand ein hübsches Mädchen und arbeitete emsig. Der zweite Bruder sah ihr zu und rief: „Ach, hätte ich dieses Mädchen zum Weibe und als Mitgift die Mühle mit dem Teich! Ich wollte mich in die Mühle setzen und Mehl mahlen und wäre immer satt und zufrieden.“

„Tu, wie's dir gefällt, mein Sohn!“ sprach da der Greis.

Der zweite Bruder freite um das Mädchen, hielt Hochzeit und blieb mit seiner jungen Frau in jenem Haus zurück. „Lebe glücklich, mein Sohn, und bleib immer bei der Wahrheit“, sagte zum Abschied der Greis.

Nun war nur noch der jüngste Bruder übrig. Sie gingen weiter und sahen ein ärmliches Häuschen stehen. Ein Mädchen kam heraus, schön wie der Morgen, doch ärmlich gekleidet. Ein Flicker saß neben dem anderen auf ihrem Kleid. Da sprach der jüngste Bruder: „Ach, hätte ich dieses Mädchen zum Weibe! Wir würden arbeiten und hätten unser Auskommen. Wir würden auch die Armen nicht vergessen, würden das letzte Stück Brot mit ihnen teilen.“

„Gut, mein Sohn“, sprach da der Greis. „So soll es sein. Vergiß nur eines nicht: Bleib immer bei der Wahrheit!“ Und er vermählte auch den jüngsten Sohn und zog weiter seine Straße.

Die Brüder lebten nun jeder auf seine Weise. Der Älteste wurde so reich, daß er sich Häuser baute, Dukaten anhäuften und immer nur sann, wie er die Dukaten vermehren könnte. Einem Armen aber zu helfen, daran dachte er nicht, denn er war sehr geizig geworden.

Auch der zweite Bruder wurde reich, ließ die Knechte für sich

arbeiten, lag selbst auf der faulen Haut und verstand nur zu befehlen.

Der jüngste Bruder aber lebte still vor sich hin: Kam etwas ins Haus, so teilte er es mit den Leuten; und gab es nichts, so war es auch nicht schade.

Als nun der Greis wieder einmal so durch die Welt wanderte, wollte er sehen, wie seine Söhne lebten und ob sie auch immer bei der Wahrheit geblieben seien.

Er ging als Bettler zum ältesten Sohn, trat auf den Hof, verneigte sich und sprach: „Ach Herr, gebt einem alten Bettelmann ein Gnadenbrot von eurem Überfluß!“

Der Sohn aber sprach: „Du bist nicht so alt, wie du dich stellst. Wenn du nur wolltest, du könntest wohl arbeiten. Ich selbst bin auch vor kurzem erst zu etwas gekommen. Scher dich weg!“

Die Truhen aber barsten von seinem Hab und Gut, neue Häuser hatte er gebaut, die Kammern standen alle voll, Korn füllte die Speicher, und das Geld war nicht zu zählen – doch Gaben verteilte er nicht!

Mit leeren Händen ging der Greis wieder fort. Er ging wohl eine Meile, dann stieg er auf einen Hügel, schaute hinab auf Hof und Wirtschaft – und alles ging in Flammen auf.

Nun machte er sich auf zum zweiten Sohn. Er kam hin und fand die Mühle, den Teich und die Wirtschaft aufs beste bestellt. Der Sohn aber saß just vor der Mühle. Der Greis verneigte sich und sprach: „Guter Mann, gebt mir eine Handvoll Brot! Ich bin ein armer Wanderer und habe nichts zu essen.“

„Es reicht für mich ja kaum“, entgegnete der Sohn. „Es kommen viele deinesgleichen. Wo käm ich hin, wollte ich allen etwas geben.“

Mit leeren Händen ging der Greis wieder fort. Er ging ein Stück, stieg auf einen Hügel, und als er hinabschaute, ging die Mühle in Rauch und Flammen auf.

Endlich kam er auch zum jüngsten Sohn. Der war sehr arm. Sein Häuschen war klein, aber sauber.

„Liebe Leute“, sprach der Greis, „gebt mir doch ein Krustel Brot!“

„Geh ins Haus, lieber Großvater“, sprach der Sohn, „dort wird man dir zu essen geben, laß es dir wohl sein“.

Der Greis trat ein, und als die Frau ihn so in Lumpen gekleidet

sah, tat er ihr leid. Sie ging in die Vorratskammer, holte Hemd und Hose und gab sie ihm. Als er das Hemd anzog, sah sie auf seiner Brust eine große Wunde.

Sie setzten sich an den Tisch, und als sie gegessen und getrunken hatten, fragte der Mann den Greis: „Sag, Großvater, woher hast du die Wunde auf der Brust?“

„Ach“, antwortete er, „das ist eine Wunde, an der ich bald sterben muß. Nur noch einen Tag habe ich zu leben.“

„Welch ein Jammer!“ rief die Frau. „Gibt es denn keine Arznei dagegen?“

„Es gibt wohl eine“, sagte der Greis, „doch keiner mag sie mir verschaffen, obwohl es jeder könnte.“

„Warum denn nicht?“ sprach da der Mann. „Was ist es denn? So sag es uns doch!“

„Oh, das ist schwer! Wenn sich einer fände, der sein Haus mit allem Hab und Gut verbrennen würde und mir die Asche auf die Wunde legte, so schlosse sie sich bald und würde heilen.“

Das ging dem Sohne lange durch den Kopf. Er sann hin und her, dann sprach er: „Was sagst du dazu, liebe Frau?“

„Ein neues Haus können wir wieder erwerben“, sagte die Frau, „der gute Großvater aber stirbt und kommt nicht wieder auf die Welt.“

„Wenn wir denn eines Sinnes sind, so trag die Kinder aus dem Haus!“

Das taten sie und gingen selber hinterher. Als der Mann davorstand und sein Häuschen betrachtete, tat es ihm wohl leid, aber der Greis dauerte ihn noch mehr. Er nahm einen Strohwisch und steckte es an. Das Häuschen fing Feuer und verbrannte. An seiner Stelle aber erstand ein anderes mit weißen Mauern, groß und schön.

Und der Greis stand da und lächelte in seinen Bart.

„Du bist der einzige von euch dreien, der vom wahren Weg nicht abgewichen ist. Es soll dir gut ergehen!“

Jetzt erkannte der Sohn seinen Pflegevater und wollte ihn freudig umarmen. Doch er verschwand vor seinen Augen und ward nie mehr gesehen.



## Das Gericht der Vögel

Wütend war die Reiherin – weit konnte man es hören –  
auf die Eule, die auf einem Baumstumpf saß indessen!  
„Eule, du verruchte, warte nur, ich werd dich lehren!  
Hast mir meine Kinderchen erwürgt und aufgefressen!  
Jede Nacht umkreist du Bestie stöhnend hier den Weiher,  
glühn im Dunkeln deine bösen Augen grell wie Feuer!“ –  
„Wer hat dir gesagt, daß ich sie aufgefressen habe?“  
rief die Eule. – „Nein, ich schwöre dir, es war der Rabe!“  
Plötzlich lief das Birkhuhn, aufgestört durch das Geschrei,  
flogen die Möwe und die Eichelhäherin herbei.  
Tröstend sprachen sie: „Hör auf, zu weinen und zu fluchen!  
Besser wär's, wenn wir vereint den Übeltäter suchen!“  
Und sie sausten los quer durch den Wald – den höchsten Ast  
einer Rieseneiche wählten sie sich aus zur Rast.  
Ihre flinken Äuglein spähten aus, und bald entdeckt  
war der Rabe, der im dichten Laub sich hielt versteckt.  
Seitwärts packten Reiherin und Häherin den Tropf.  
„Teufel!“ schrie die Möwe, als sie ihn ergriff beim Schopf.  
In das Innere des Waldes schleppten sie ihn dann,  
wo im Beisein aller Vögel das Gericht begann.  
Richter war der Adler, dem der Falk die Feder führte.  
Und der Urteilsspruch war hart, wie's Räubern wohl gebührte:  
Alle Vögel sollten aus dem Wald fortan ihn jagen,  
vogelfrei sollt er den Namen Vogel nie mehr tragen!

## Das Öchslein aus Stroh

Es waren einmal ein alter Mann und eine alte Frau, die lebten in großer Armut. Der Mann arbeitete als Pechsieder in einer Pechsiederei, die Frau aber saß daheim und spann, und der Erlös aus ihrer Hände Arbeit reichte nur fürs Essen und Trinken. Eines Tages bat die Frau ihren Mann: „Mach mir doch ein Öchslein aus Stroh, Alter, und verpich es mit Pech.“

„Was du da schwätzt, du dummes Weib! Wozu brauchst du ein solches Öchslein?“

„Mach es nur, ich weiß schon wozu.“

Wohl oder übel mußte sich der Mann darein schicken, machte ein Öchslein aus Stroh und verpichte es mit Pech. Dann legten sie sich schlafen.

Am nächsten Morgen nahm die Frau ihre Spindel, trieb das Öchslein auf die Weide, setzte sich auf einen Hügel, drehte die Spindel und sprach: „Weide, Öchslein, weide grünes Gras, ich dreh indes die Spindel. Weide, Öchslein, weide grünes Gras, ich dreh indes die Spindel.“

Sie drehte die Spindel, sie spann den Faden, und schließlich schlummerte sie ein. Da kam ein Bär aus dem dichten Wald, aus dem düsteren Tann, und sprang auf das Öchslein zu.

„Was bist du für einer?“ fragte er. „Sag an.“

Antwortete das Öchslein: „Ein Öchslein bin ich armer Wicht, aus Stroh gemacht, mit Pech verpicht.“

„Ei“, sagte da der Bär, „wenn du aus Stroh bist und mit Pech verpicht, dann gib mir ein wenig von dem Pech, damit ich mir meine zerschundene Hüfte verpichen kann.“

Das Öchslein aber stand still und stumm. Da schnappte der Bär ihm in die Flanke und wollte ein wenig von dem Pech abbeißen. Er biß und biß, doch die Zähne blieben ihm kleben, er konnte sie nicht wieder herausziehen. So zerrte und zauste er das Öchslein und zerrte es Gott weiß wohin.

Als die Frau erwachte, war das Öchslein verschwunden. „O weh, wohin mag wohl mein Öchslein geraten sein? Am Ende ist es gar schon heimgelaufen.“

Flink lud sie sich Spinnbrett und Flachshechel auf die Schulter und machte sich auf den Heimweg. Da sah sie, wie ein Bär das Öchslein durch den Wald zerrte, und lief zu ihrem Mann.

„Alter, he, Alter! Das Öchslein führt uns einen Bären zu. Geh hin und erleg ihn.“

Mit einem Satz sprang der Mann zum Haus hinaus, packte den Bären, riß ihn vom Öchslein los und warf ihn in den Vorratskeller.

Am nächsten Tag, kaum daß der Morgen graute, nahm die Frau ihre Spindel und trieb das Öchslein auf die Weide. Dort setzte sie sich auf einen Hügel, drehte die Spindel und sprach: „Weide, Öchslein, weide grünes Gras, ich dreh indes die Spindel.“

Sie drehte die Spindel, sie spann den Faden, und schließlich schlummerte sie ein. Da kam ein grauer Wolf aus dem dichten Wald, aus dem düsteren Tann, und lief auf das Öchslein zu.

„Was bist du für einer? Sag an.“

„Ein Öchslein bin ich armer Wicht, aus Stroh gemacht, mit Pech verpicht.“

„Ei“, sagte da der Wolf, „wenn du mit Pech verpicht bist, gib mir ein wenig von dem Pech, damit ich mir die Hüfte verpichen kann, die bösen Hunde haben sie mir ganz zerfetzt.“

„Nimm's dir!“

Schnell sprang der Wolf auf das Öchslein zu und wollte ein wenig von dem Pech abbeißen. Er biß und biß, aber die Zähne blieben ihm kleben, und trotz allen Mühens vermochte er sie nicht wieder herauszuziehen. Er zerrte und zauste das Öchslein und zerrte es davon.

Als die Frau erwachte, war das Öchslein verschwunden. Mein Öchslein ist wohl schon heimgelaufen, dachte sie in ihrem Sinn und machte sich auf den Heimweg.

Da sah sie, wie ein Wolf das Öchslein durch den Wald zerrte. Flugs rannte sie zu ihrem Mann, und der warf auch den grauen Wolf in den Keller.

Am dritten Tage trieb die Frau das Öchslein wiederum auf die Weide, setzte sich auf den Hügel und schlummerte ein. Da kam ein Fuchs gelaufen.

„Was bist du für einer?“ fragte er das Öchslein.

„Ein Öchslein bin ich armer Wicht, aus Stroh gemacht, mit Pech verpicht.“

„Gib mir ein wenig von dem Pech, Freundchen, ich will's mir an die Hüfte streichen. Die bösen Jagdhunde haben mir schier das Fell abgezogen.“

„Nimm's dir!“

Auch der Fuchs blieb mit den Zähnen am Öchslein kleben und

vermochte sich trotz allen Mühens nicht wieder loszureißen. Die Frau sagte ihrem Mann Bescheid, und der warf auch den Fuchs in den Keller.

Zu guter Letzt fingen sie noch das Häslein Hoppelbein.

Als sie nun alle beisammen waren, setzte sich der Mann ans Kellerloch und wetzte das Messer.

Da fragte der Bär: „Großvater, wozu wetzest du dein Messer?“  
„Ich will dir das Fell abziehen und mir und meiner Alten daraus Halbpelze nähen.“



„Ach, nimm mir nicht das Leben, Großväterchen, laß mich lieber laufen. Ich will dir auch eine Menge Honig bringen.“

„Aber wehe, wenn du mich betrügst.“

Stand auf und ließ den Bären laufen. Sodann setzte er sich wieder ans Kellerloch und wetzte das Messer.

Da fragte der Wolf: „Großvater, wozu wetzest du dein Messer?“

„Ich will dir das Fell abziehen und mir eine warme Wintermütze daraus nähen.“

„Ach, nimm mir nicht das Leben, Großväterchen, ich will dir auch eine Schafherde zutreiben.“

„Wehe, wenn du mich betrügst.“

Der Mann ließ auch den Wolf laufen, setzte sich wieder hin und wetzte das Messer. Da steckte der Fuchs das Schnäuzchen hervor und fragte: „Großväterchen, warum wetzest du dein Messer, wenn die Frage erlaubt ist?“

„Füchse haben einen feinen Pelz, gar wohl geeignet als Mantelbesatz oder Kragen, darum werd ich ihn dir abziehen.“

„Ach, Großväterchen, laß mir meinen Pelz, ich will dir auch Gänse und Hühner bringen!“

„Wehe, wenn du mich betrügst.“

Nun war nur noch das Häslein Hoppelbein übriggeblieben, und wieder wetzte der Mann das Messer. Als ihn das Häslein nach dem Warum fragte, gab jener zur Antwort: „Die Häslein haben ein seidenweiches, molligwarmes Fellchen, daraus kann ich mir für die Winterzeit Fausthandschuhe und eine Mütze machen.“

„Ach, Großväterchen, nimm mir nicht das Leben, ich will dir auch Ohrringe und Bänder und wunderfeine Münzketten bringen, nur laß mich laufen.“

Da ließ der Mann auch das Häslein laufen.

Am nächsten Morgen pochte es in aller Frühe an die Tür. Die Frau fuhr aus dem Schlaf.

„He, Alter! Da kratzt doch jemand an unsrer Tür, geh schnell und sieh nach!“

Der Mann ging hinaus, sah nach, und da war es der Bär, der einen ganzen Bienenkorb voller Honig angeschleppt hatte.

Der Mann holte den Honig herein, und kaum hatte er sich wieder niedergelegt, pochte es erneut an ihre Tür.

Er ging hinaus, und da war es der Wolf, der ihm so viele Schafe zugetrieben hatte, daß sie den ganzen Hof füllten. Bald kam auch der

Fuchs und brachte Hühner, Gänse und anderes Federvieh, und danach erschien das Häslein mit Bändern, Ohrringen und wunderfeinen Münzketten.

Eitel Freude herrschte nun bei den alten Leuten. Sie verkauften die Schafe und handelten dafür Ochsen ein, mit denen der Mann Frachten fuhr. Nach und nach gelangten sie zu Wohlstand und hatten alles, was ihr Herz begehrte.

Das Öchslein aber, das niemandem mehr von Nutzen war, stand alleweil in der Sonne, bis es zerschmolz.





## Der Bursche, der sich mit dem Tod verbrüdete

Ein Vater verließ seinen Sohn und zog als Landstreicher in die Welt hinaus. Da mußte sich der Bursche sein täglich Brot erbetteln.

Ich will lieber gehen, dachte er, und mich als Tagelöhner verdienen.

Ein Bauer wollte ihn auch nehmen und fragte: „Was verlangst du fürs Jahr?“

„Nichts als ein reichlich Mahl.“

Des Bauern Frau aber sah, daß er ein guter Bursche war, und sagte zu ihrem Mann: „Wir wollen ihm noch fünf Rubel drauflegen, damit er keinen Schaden hat.“

„Nein“; widersprach der Bursche, „gebt mir nur, was ich verlangt habe, und nicht mehr.“

Er diente dem Bauern ein ganzes Jahr. Als es abgelaufen war, kochte ihm die Bauersfrau ein reichlich Mahl. Das packte er ein und ging seiner Wege. Da begegnete ihm der Tod.

„Was trägst du bei dir, Bursche?“ fragte er.

„Ein Mittagsmahl“, gab er zur Antwort.

„Laß es uns zusammen verzehren!“ schlug der Tod vor.



„Gern“, erwiderte der Bursche, „mir gefällt’s, mit dir zu speisen.“  
Als sie das Mahl verzehrt hatten, sagte er: „Ach, wüßte ich nur, wo ich wohnen soll, hab weder Haus noch Hof.“

„Laß uns zusammen wohnen!“ antwortete der Tod.

Und sie gruben sich am Berg eine Erdhütte.

„Du mußt die Heilkunde erlernen, Bursche!“ sagte der Tod. Er führte ihn in die Stadt, wo die Kranken lagen, und sprach: „Ich will mich so hinstellen, daß mich der Kranke nicht sieht. Wenn ich dann heimlich ein rotes Tuch schwenke, bleibt er am Leben, schwenke ich aber ein schwarzes, so stirbt er. Das wirst du den Kranken jeweils voraussagen. Und sie werden dir Geld geben.“

Also weissagte der Bursche einmal einem Kranken, er müsse in einer halben Stunde sterben.

„Das werde ich bestimmt nicht“, widersprach dieser, „denn ich bin noch bei Kräften. Und zum Beweis dafür gebe ich dir fünfhundert Rubel.“

Aber zur genannten Frist starb er. Der Bursche hatte die fünfhundert Rubel in der Tasche und ging davon.

Auf diese Weise verdient er sich sein Geld bis zum heutigen Tage, haust er doch in derselben Erdhütte wie der Tod.



## Die Nachtigall

Ein Pan fing eine Nachtigall, die wollte er in einen Käfig sperren. „Wenn du mich freiläßt“, sagte da die Nachtigall, „will ich dir zwei gute Ratschläge geben, vielleicht können sie dir nützen.“

Der Pan versprach, sie freizulassen.

Ihr erster Rat lautete: Trauere niemals dem unwiederbringlich Verlorenen nach!

Und der zweite war: Glaube keiner unvernünftigen Rede!

Als der Pan diese Ratschläge vernommen hatte, ließ er die Nachtigall frei. Sie flog auf und sagte: „Schlecht hast du daran getan, mich freizulassen. Wenn du wüßtest, welch einen Schatz ich besitze! Eine herrliche riesengroße Perle trage ich in mir. Hättest du die erworben, so wärest du noch reicher geworden.“

Das hörte der Pan und trauerte dem unwiederbringlich Verlorenen nach. Er hüpfte in die Höhe, um die Nachtigall zu fangen.

Da sprach sie: „Jetzt weiß ich, Pan, du bist ebenso habgierig wie dumm: Dem unwiederbringlich Verlorenen trauerst du nach und glaubtest meiner unvernünftigen Rede! Sieh doch, wie klein ich bin. Wie sollte denn eine riesengroße Perle in mir Platz finden!“

Sprach's und flog davon.

## Der Recke Übereichen

Es war einmal ein Bauer, der hatte drei Söhne. Zwei waren klug, doch der dritte und jüngste war ein Dummkopf. In Wahrheit aber war er gar nicht dumm, er tat nur so und spielte den Tölpel, um zu erproben, was wohl daraus würde. Nun hatte der Vater zwei Ochsen- gespanne, mit denen sandte er die älteren Söhne in die Steppe, das Feld zu pflügen. Der jüngste aber mußte zu Hause bleiben. Drei Tage lang pflügten sie das Feld, und als sie zurückkamen, sagte der jüngste: „Wohlan denn, Väterchen, sie haben gepflügt, so will ich säen.“

Der Vater aber sprach: „Du, mein Sohn, vermagst noch nicht, auf deinen Beinen zu stehen, viel weniger Getreide auszusäen!“

Der Jüngste aber ließ nicht ab, den Vater zu bitten, der schließlich auch einwilligte. Da füllte der Jüngste drei Säcke mit Weizensaat, fuhr aufs Feld und säte den Weizen aus. Dann trieb er das Ochsen- gespann wieder nach Hause. Unterwegs aber begegnete ihm ein alter Mann, der fragte: „Wohin des Weges, Landsmann?“

„Ich fahr heim“, gab er zur Antwort.

„Und wo kommst du her?“

„Aus der Steppe, hab Weizen gesät.“

Da sprach der Alte zu ihm: „Wenn du heimkommst, so sag deinem Vater, deiner Mutter und deinen Brüdern, sie sollen ausziehen und den Weizen mähen.“

Der Bursche setzte sich auf sein Fuhrwerk und dachte in seinem Sinn: Das kann doch nicht angehen? Kaum hab ich gesät, und schon soll der Weizen reif sein? Ich muß gleich einmal nachsehen.

Flugs fuhr er zurück, sah nach und pflückte zum Beweis einige Ähren. Der Weizen aber war so gut gediehen, wie man es sich besser gar nicht wünschen konnte. Zu Hause angekommen, zeigte er die Ähren seinem Vater. Der setzte sich an den Tisch und grübelte.

„Was mag das bedeuten, Sohn?“ sprach er dann. „Glück oder Unglück? Du bist knapp vom Säen zurück, und schon ist der Weizen reif?“

Sie nahmen die Sensen und fuhren aufs Feld zum Mähen. Und alle Welt wunderte sich darüber, weil es doch Herbst war und sie kurz zuvor erst gesät hatten. Sie mähten den Weizen, hockten ihn auf, droschen ihn aus und verkauften ihn. Waren sie zuvor arm gewesen, so konnten sie sich nun aus dem Erlös für den Weizen ein Haus bauen. Und bald danach verheiratete der Vater seine drei Söhne. Den

ältesten verheiratete er mit einer Bauerntochter, den mittleren mit einer Popentochter, den jüngsten aber mit einer Generalstochter.

Dann starben die Eltern, und die Söhne mußten allein die Wirtschaft führen. Gar sehnlich wünschten sie sich Kinder. Dem jüngsten aber ward ein Sohn geboren. Als der schon sieben Jahre alt war, lag er immer noch in der Wiege. Wenn nun der Jüngste ausging oder in der Schenke saß, so verhöhnte ihn manch ein Herr und sagte, reich sei er zwar, das sei wohl wahr, aber sein Sohn liege mit sieben Jahren noch immer in der Wiege. Dann schämte er sich und ging weinend nach Hause. Mein Gott, dachte er, warum muß gerade mich das Unglück treffen und mir ein solches Kind beschieden sein? Er wußte nicht, daß sein Sohn sich nur verstellte und in Wirklichkeit ein Recke war.

Wie er so ging, begegnete ihm ein altes Weib.

„Worüber weinst du, guter Mann?“ fragte die Alte, die schon alles wußte, sich aber nichts anmerken ließ.

„Ach“, sagte der Jüngste, „ich weine über mein Kind, das gar so mißraten ist.“

„Wünschst du vielleicht, es möchte nicht mehr auf der Welt sein?“ fragte da die Alte.

„Das wünscht ich wohl“, gab der Jüngste zur Antwort.

„Dann geh auf den Markt“, riet ihm das Weib, „kauf sieben Pud Seile und dazu ein eisernes Wägelchen. Wenn du heimkommst, leg ein Kissen ins Wägelchen, bette das schlafende Kind darauf, bind



einen dicken Strick an das Wägelchen und zieh es mit dem Kind in den Wald.“ Dann fuhr sie fort: „Wenn du in den Wald kommst, such dir eine dicke, breitästige Eiche. Um einen starken Ast schling viermal das Seil, wie man es tut, wenn man eine Wiege aufhängen will, lege sodann in die Seilschlingen ein Brett, bette darauf das Kind samt dem Kissen und schaukle es sogleich. Darauf mußt du schnurstracks davonlaufen, ohne dich umzublicken.“

Das Kind aber lag zu Hause in tiefem Schlummer. Erst nach sieben Tagen würde es aufwachen.

Der Jüngste tat, wie ihm die Alte geheißen. Er schaukelte das Kind und rannte davon, ohne sich umzublicken. Wäre er dem Rat der Alten nicht gefolgt, so hätte sein siebenjähriger Sohn den ganzen Wald über ihm niedergebrochen.

Der Knabe aber lag in tiefem Schlummer und schlief sieben Tage und sieben Nächte hintereinander. Hätte er diese sieben Tage und sieben Nächte daheim verschlafen, wäre er als zwanzigjähriger Jüngling aufgewacht und hätte volle Reckenkraft besessen.

Nach sieben Tagen erwachte er aus seinem Schlaf und sprach zu sich: Was mag das sein? Daheim schlief ich ein, und im Wald wache ich auf?

Er reckte und streckte sich und plautz! fiel er zu Boden und sank knietief in die Erde ein. Nun hatte er auf einmal das Laufen gelernt, und er dachte bei sich: Ich weiß weder Weg noch Steg, und fliegen kann ich nicht. So ging er denn immer der Nase nach und redete mit sich selber. Nach einer Weile traf er auf eine dicke und hohe Eiche, die rüttelte er, ob sie auch nicht abbräche, denn er kannte schon seine Kraft; die war so gewaltig, daß er den ganzen Wald hätte nehmen und zusammenpressen können, oho!

Er erklomm die Eiche und hielt Umschau, ob etwa ein Dorf oder Marktflecken zu entdecken wäre. Doch nirgends konnte er einen Marktflecken erblicken, wohl aber gewahrte er im Wald ein Haus, zwei Stockwerk hoch und mit Ziegeln gedeckt. Nun, dachte er, wenn ich wieder hinabklettere, verfehle ich womöglich den Weg dorthin, und fliegen kann ich nicht. Also hangelte er mit den Händen vorwärts und schwang sich wie ein Vogel von Ast zu Ast, von Baum zu Baum bis dicht an das Haus heran. Das Hinabklettern aber wollte ihm nicht gelingen. Hart fiel er zu Boden und stieß sich, daß es schmerzte. Er trat ins Haus, darinnen aber war nur ein steinalt Weib. Das fragte ihn: „Wackrer Held, weshalb bist du hierher gekommen?“



„Erst gib mir zu trinken und zu essen, alte Hexe, hernach kannst du mich ausfragen“, antwortete er.

Flink kletterte sie vom Ofen, holte einen Krug mit Milch, stellte ihn auf den Tisch und legte ein Semmelbrot daneben. Nachdem er sich gesättigt hatte, stand er auf, verneigte sich und sprach: „Dank sei dir für das gute Mittagessen, Großmutter! Nun magst du mich ausfragen, weshalb ich zu dir gekommen bin.“

Da fragte sie: „Woher bist du, und wie heißt du?“

„Man nennt mich Übereichen“, gab er zur Antwort. Diesen Namen aber hatte er sich selbst gegeben.

„Und weshalb bist du hier?“ forschte sie weiter.

„Ach“, entgegnete er, „wenn ich mein Leben fristen will, muß ich mich bei irgendwem verdingen.“

Darauf sagte sie: „Ich hab zwei Söhne, die sind aufs weite Feld hinausgefahren. Ohne ihr Wissen kann ich dich nicht dinge. Bald kommen sie heim, dann werden wir weiter sehen.“

„Wird mir auch kein Leid geschehen, wenn ich hier auf sie warte?“ fragte er.

„Ich weiß ein Plätzchen, wo ich dich verstecken kann, dort werden sie dich nicht finden. Sollten sie dennoch etwas merken und mir zürnen, so sag ich ihnen nur ein Widerwort, und schon sind sie auf und davon, und ich kann dich hinauslassen.“

Ein jeder aber weiß: Wenn der Bauer hungrig heimkommt, schilt er seine Frau, wenn aber der Schankwirt hungrig ist, dann Gnade uns Gott.

Bald kehrten die Söhne heim. Sie waren noch in der Tür, da rissen sie schon die Mäuler auf, und die Alte warf ihnen ein Semmelbrot nach dem anderen hinein. Die Söhne waren nämlich Drachen. Das tat sie so lange, bis sich die Söhne satt gegessen hatten. Danach kamen sie in die Stube, und der älteste sagte: „Puh, puh, wie riecht es hier nach Menschenfleisch!“

Da erwiderte sie: „Ihr seid durch die Welt geflogen und habt den Geruch der Menschen in euch eingesogen, deshalb deucht es euch so.“ Nach einer Weile fuhr sie fort: „Ein junger Held ist hier bei mir, wie es keinen bessern gibt. Der möchte sich bei uns verdingen und uns solange dienen, bis wir ihn wegjagen.“

Im stillen aber hoffte Übereichen, nicht allzulange dienen zu müssen.

„Warum aber zeigst du ihn uns nicht?“ fragten die Söhne.

Sogleich hob sie Kissen und Decken auf und zog ihn hervor. Da trat Übereichen vor sie hin, und sie sprachen: „Sei uns begrüßt, wackrer Recke.“

Er wußte nichts darauf zu erwidern.

Sie fragten: „Weshalb kamst du hierher, wackrer Held, aus freien Stücken oder durch des Schicksals Tücken?“

„Aus freien Stücken wär ich nicht zu Euch gekommen, durch des Schicksals Tücken fügte es sich so, darum will ich mich bei Euch verdingen“, gab er zur Antwort.

„Einen Knecht brauchen wir nicht“, sprachen sie. „Wir sind der Brüder zwei, sei du nun der dritte und jüngste. Bist du einverstanden? Wenn nicht, dann verschlingen wir dich sogleich mit Haut und Haar.“

„Einverstanden!“ sagte er.

Sie gaben ihm die Schlüssel zu all ihrem Besitz – zu den Schränken für Kleider, den Kästen und Truhen für Hafer, Mehl und Grütze. Sodann führten sie ihn durch alle Scheunen und Speicher, zeigten ihm, wo ein jedes Ding seinen Platz hatte, führten ihn auch vor den Pferdestall und schlossen die Tür auf. Da erblickte er zwölf Pferde, die standen in den Verschlägen. Der älteste Drache sprach: „Diese Pferde sollst du hüten und pflegen, Bruder.“

Es gab aber noch einen Pferdestall, doch dazu händigte ihm der Drache keinen Schlüssel aus, sondern sprach: „Das ist die ganze Wirtschaft, Bruder. Ergeh dich, wo du magst, trink und vergnüge dich nach Herzenslust, reite spazieren, doch hier hinein darfst du keinen Blick tun.“

Eine Weile blieben die beiden Brüder zu Hause, dann sagten sie zum Jüngsten: „Wir reiten nun fort, unserm Onkel einen Besuch zu machen, und du führst uns derweilen die Wirtschaft.“

Sie sattelten ihre Pferde und ritten davon. Er geduldete sich einen Tag, auch einen zweiten, trank und vergnügte sich nach Herzenslust und ritt spazieren. Am dritten Tag warf er den Pferden Futter vor, ließ sie sich satt fressen und führte sie zur Tränke an den Fluß. Dann trieb er sie wieder zurück in den Pferdestall, gab ihnen frische Streu, schüttete Hafer in die Krippe, wanderte im Stall auf und ab und dachte in seinem Sinn: Was mag das wohl bedeuten? Durch die ganze Wirtschaft hat mich der Drache geführt, nur nicht in jenen Stall, und mir auch keinen Schlüssel dazu ausgehändigt? Fürwahr, ich wär kein wackrer Held, wollte ich mich fürchten, dort hinein-zuschauen! Er ging ins Haus, die Drachenmutter aber lag und schlief.

Da öffnete er ein Schränkchen, und siehe, es hingen zwei Schlüssel darin. Nahm die Schlüssel, ging zu jenem Stall, die Schlüssel paßten haargenau. Er schloß den Pferdestall auf. Zwei Pferde standen dort, das eine kaute jungen Weizen, das andere aber Gold. Was mag das wohl bedeuten? dachte er bei sich. Dieses frißt jungen Weizen und jenes Gold? Ich will diesem Gold vorschütten, mag es auch davon fressen! Er krepelte sich die Ärmel bis zu den Ellenbogen hoch und griff mit der einen Hand in das Gold. Da ward der ganze Arm zu Gold. Er griff mit der anderen Hand hinein, da ward der andere Arm zu Gold. Er griff sich an den Kopf, und auch der Kopf ward zu Gold. Da setzte er sich die Mütze auf den Kopf, streifte die Ärmel herunter, ging ins Haus und sagte: „O weh, Großmutter, ich habe ein arges Vergehen auf mich geladen.“

Die Alte aber wußte schon alles, denn sie war eine Zauberin. Sie sagte zu ihm: „Wohlan, mein liebes Kind, ich wär gar froh, wenn



du am Leben bliebest, aber wenn meine Söhne heimkommen, fressen sie dich mit Haut und Haar. Nimm dir drum ein Pferd, Söhnchen, und reite in die Welt hinaus.“

Er ging auf den Hof und beschlug ein Pferd, aber anders, als man die Pferde gewöhnlich zu beschlagen pflegt: Er setzte die Hufeisen nämlich verkehrt herum auf, damit es den Anschein hätte, als sei er von einem Spazierritt zurückgekommen und nicht davongeritten. Danach sattelte er das Pferd und wollte sich gerade auf dessen Rücken schwingen, als die Alte aus dem Haus trat und zu ihm sprach: „Wart, ich will dir ein Geschenk mit auf den Weg geben.“ Denn sie hatte Mitleid mit ihm, weil er ein so schmucker Bursch war.

Und sie reichte ihm eine Bürste, einen Hechelkamm und ein Tüchlein.

„Wozu taugen diese Dinge?“ fragte er.

Da sagte sie: „Setz dich aufs Pferd, reite davon, aber gib fein acht: Sobald sich ein Wind erhebt, ein Sturm heranbraust, mußt du den Kamm hinter dich werfen und reiten, so schnell du kannst! Dann entgehst du der Gefahr!“

Kaum war er nun vom Hof geritten, da hub das Pferd an zu reden und sprach: „Steig ab, klettere mir zum rechten Ohr hinein und zum linken wieder heraus, dann wirst du noch schöner.“

Er tat, wie ihm das Pferd geheißten. Und während er weiterritt, sagte das Pferd: „Reite, aber halt die Augen offen, warte nicht, bis ein Sturm heranbraust, schau öfter hinter dich. Wenn du hinter dreimal neun Ländern einen Raben fliegen siehst, dann sag es mir.“

Er ritt, und als er sich nach einer Weile umschaute, sah er hinter dreimal neun Ländern einen Raben fliegen.

„Nun, siehst du etwas?“ fragte das Pferd.

„Ich sehe hinter dreimal neun Ländern einen Raben fliegen.“

Da sprach das Pferd: „Nimm den Kamm, wirf ihn hinter dich und reite, so schnell du vermagst.“

Er warf den Kamm, und schon wuchs hinter ihm ein Wald empor, endlos und hoch, bis in den Himmel bohrten sich die Wipfel. Kaum hatte Übereichen wenige Werst zurückgelegt, da langte der Drache schon am Walde an.

„Schlau ist er“, sprach der Drache. „Hat's erraten.“

Der Drache jagte durch die weite Welt, aber der Wald wollte kein Ende nehmen, und wie hoch er auch sprang, er vermochte ihn nicht zu überspringen. Da machte er sich auf und dingte Holzfäller, die



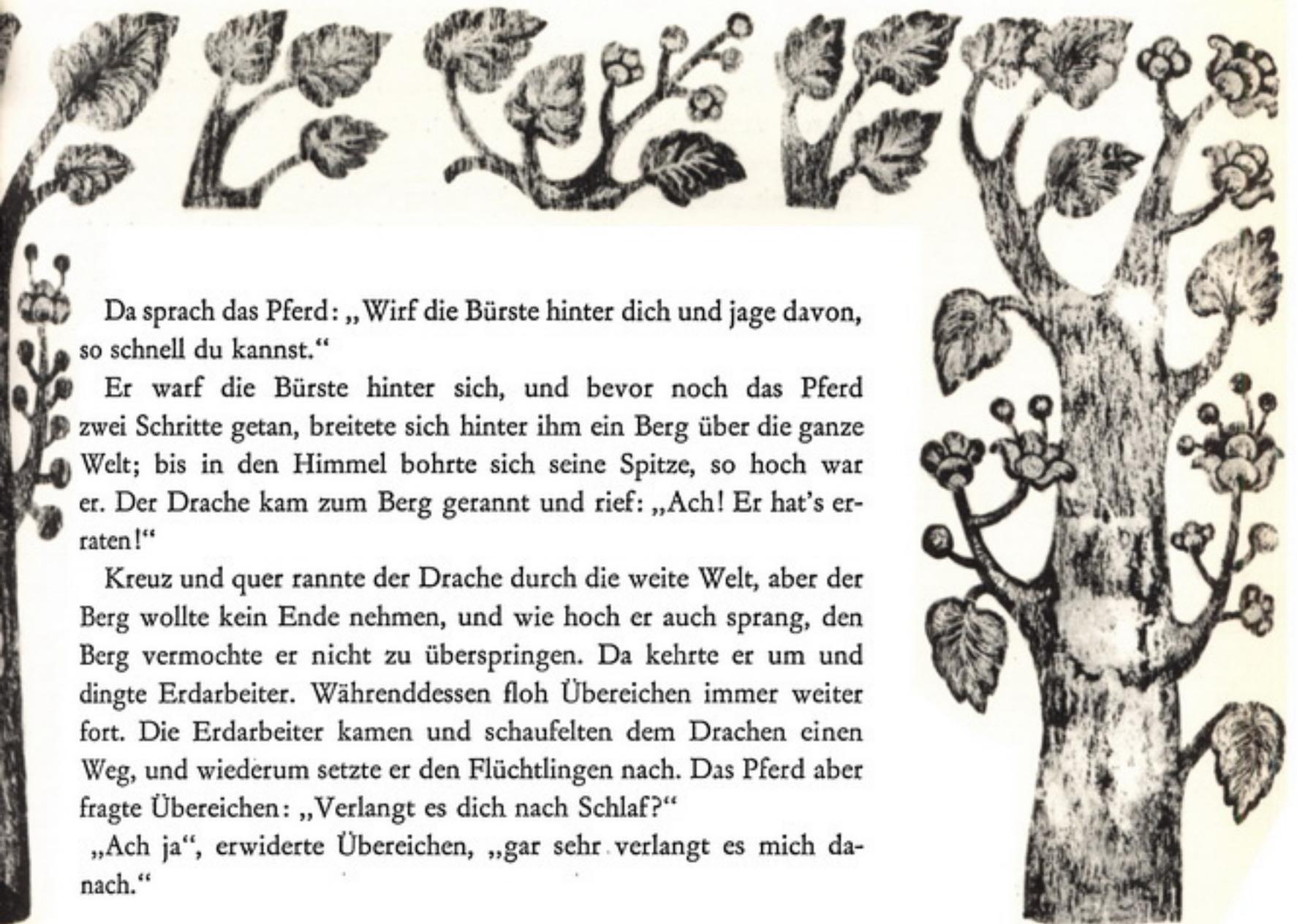
sollten ihm einen Weg durch den Wald schlagen. Währenddessen aber floh Übereichen immer weiter fort. Die Holzfäller kamen und schlugen dem Drachen eine Schneise durch den Wald. Das Pferd wußte, daß er ihnen weiterhin nachsetzen würde, und sprach zu seinem Herrn: „Reite, bleib auf der Hut, halt die Augen offen und schau hinter dich. Noch zwei Gefahren drohen uns auf unserem Ritt. Überstehen wir sie, sind wir aller Sorgen ledig.“

Er ritt weiter und schaute hinter sich. Wieder kam ein Rabe geflogen, und das Pferd fragte: „Siehst du etwas?“

„Ich seh einen Raben“, erwiderte Übereichen. „Aber noch vier Jahre können wir reiten, bis er uns einholt.“

„Zähl nicht nach Jahren“, gab das Pferd zur Antwort. „Zähl nach Sekunden. Schau häufiger hinter dich.“

Noch keine zehn Schritte hatte das Pferd getan, als Übereichen abermals hinter sich schaute, und da war der Rabe nur noch eine Werst entfernt.



Da sprach das Pferd: „Wirf die Bürste hinter dich und jage davon, so schnell du kannst.“

Er warf die Bürste hinter sich, und bevor noch das Pferd zwei Schritte getan, breitete sich hinter ihm ein Berg über die ganze Welt; bis in den Himmel bohrte sich seine Spitze, so hoch war er. Der Drache kam zum Berg gerannt und rief: „Ach! Er hat's erraten!“

Kreuz und quer rannte der Drache durch die weite Welt, aber der Berg wollte kein Ende nehmen, und wie hoch er auch sprang, den Berg vermochte er nicht zu überspringen. Da kehrte er um und dingte Erdarbeiter. Währenddessen floh Übereichen immer weiter fort. Die Erdarbeiter kamen und schaufelten dem Drachen einen Weg, und wiederum setzte er den Flüchtlingen nach. Das Pferd aber fragte Übereichen: „Verlangt es dich nach Schlaf?“

„Ach ja“, erwiderte Übereichen, „gar sehr verlangt es mich danach.“

„Diese Gefahr mußt du noch bestehen“, antwortete das Pferd. „Reite, ohne ein Auge zu schließen, und schau öfter hinter dich.“

Er ritt weiter, schaute auch hinter sich und erblickte einen Raben, der war wohl drei Werst entfernt. Er sprengte weiter, das Pferd aber sprach zu ihm: „Schwenke das Tüchlein hinter dir, sonst holt er uns ein.“

Übereichen schwenkte das Tüchlein hinter sich, und schon wogte hinter ihm ein Meer, das reichte über die ganze Welt und war unergründlich tief.

Da kam der Drache ans Meer gerannt.

„He, so ein Schlaumeier!“ rief er, setzte zum Sprung an, aber das Meer war zu breit, um es zu überspringen. Da sagte er zu sich: „Ich werde das Meer austrinken.“

Kaum aber hatte er zwei Schluck getan, als er zerplatzte.

Da sprach das Pferd zu Übereichen: „Jetzt bedarfst du meiner nicht mehr.“ Das Pferd war nämlich kein Reckenpferd, sondern ein Zauberpferd, und Übereichen brauchte ein Reckenpferd. „Jetzt magst du dich wenden, wohin dein Herz begehrt, mir aber gib zu fressen, damit ich heimgelangen kann, sonst habe ich nicht die Kraft dazu.“

„Womit soll ich dich füttern?“ fragte Übereichen.

„Geh in den Wald“, sagte das Pferd, „reiß etliche Eichen aus, brich sie in Stücke und zünde sie an. Sobald sie verbrannt sind, werd ich die Asche fressen.“

Übereichen freute sich, dem Pferd einen Dienst zu erweisen. Schnell eilte er in den Wald, riß Eichen aus, brach sie in Stücke und zündete sie an. Nach drei Minuten schon waren sie verbrannt. Übereichen ging in die Steppe, suchte sich einen Ochsen, zog ihm die Haut ab, fertigte daraus ein Sieb und schüttelte die Asche durch. Dem Pferd zuliebe machte er sich diese große Mühe, damit es reine Asche bekam. Es fraß, bis es satt war, und sagte dann: „Nun geh, wohin dein Herz begehrt. Ich aber laufe jetzt nach Hause zurück.“

Da ging Übereichen in den tiefen Wald und legte sich zur Ruhe, gar lange hatte er nicht geschlafen. Zwölf Tage und zwölf Nächte schlief er hintereinander. Danach erwachte er und dachte in seinem Sinn: Wohin soll ich nun gehen?

Er machte sich also auf und wanderte immer geradeaus, bis er in ein Dorf kam. Dort wohnte auf einem großen Landsitz ein reicher

Gutsherr. Hier will ich mein Glück versuchen! sagte sich Übereichen und ging auf das Haus zu.

Wenngleich es Sommerszeit war, legte er die Fausthandschuhe und die Wintermütze nicht ab. Er mußte sie tragen, damit die Leute seine goldenen Hände und seinen goldenen Kopf nicht sahen. Der Herr kam zu ihm heraus und sprach: „Sei begrüßt, wackrer Held! Was ist dein Begehrt?“

„Ich will mich bei Euch verdingen“, gab Übereichen zur Antwort.

Da sagte der Herr: „Mein Schweinehirt hat just heute den Dienst aufgekündigt, wenn du magst, kannst du bei mir die Schweine hüten.“

„Mir ist es gleich, welche Arbeit ich verrichte, wenn ich nur meinen Lohn dafür bekomme.“

Für fünfzig Rubel und Kleidung dazu verdingte sich Übereichen bei dem Gutsherrn. Der nahm ihn mit ins Haus, gab ihm zu essen und brachte ihn dann unverweilt in die Steppe, wo er die Schweine hüten sollte, denn die waren hungrig. Er führte ihn durch seine Ländereien, zeigte ihm alle Weideplätze und sprach: „Dies ist mein Besitz. Gib gut acht und laß die Schweine nicht über den Grenzrain – dort beginnt das Land des Drachen –, denn wenn du die Schweine hinüber läßt, wird der Drache sie fressen und dich dazu.“ Sprach's und ritt davon.

Übereichen hütete die Schweine an den Plätzen, die ihm der Gutsherr gewiesen, aber ihm war nicht geheuer, weil er nichts hatte zu seiner Wehr. Abends trieb er die Schweine heim und sagte zum Gutsherrn: „Gib mir zwanzig Pud Hanf und zehn Pud Schusterpech, ich will mir eine Peitsche machen.“

Der Gutsherr musterte ihn und dachte in seinem Sinn: Er wird doch nicht etwa eine so schwere Last heben wollen? Weil er aber eigene Hanffelder besaß, wog er ihm kurzerhand zwanzig Pud Hanf ab. Aus dem Hanf flocht Übereichen sich eine Peitsche, dick wie eine Wagenachse und an die zwanzig Klafter lang, und verpichte sie mit dem Pech. Der Gutsherr aber wandte kein Auge von ihm.

„Und nun laßt mir aus Eisen einen Peitschenstiel gießen, der achtzehn Pud schwer ist“, sprach Übereichen.

Der Gutsherr erfüllte seinen Wunsch. Da setzte sich Übereichen hin, stellte ein Knie vor, schlug mit dem Peitschenstiel dagegen, und der Stiel zerbrach in drei Stücke. So stark war der Bursche! Wenn unser-eins sich mit einem Stock schlagen würd, wie weh täte das schon!

Der Gutsherr staunte über den Burschen, der eine so gewaltige Kraft besaß.

Übereichen aber sprach: „Schade, Herr, der Stiel taugt nicht. Laßt mir einen aus Stahl machen und fünfundzwanzig Pud schwer.“

Auch dieser Wunsch ward ihm erfüllt. Wieder setzte er sich hin und schlug sich mit dem Peitschenstiel gegen das Knie. Diesmal federte der Stiel nur.

„Der ist mir gerade recht!“ lobte Übereichen.

Er befestigte die Peitsche am Stiel und trieb die Schweine auf die Weide. Der Gutsherr aber dachte: Du magst von mir aus die ganze Herde nehmen, Hauptsache, du läßt mich ungeschoren! Als Übereichen die Schweine zum Tor hinausjagte und mit der Peitsche knallte, dröhnte es wie ein doppelter Kanonenschlag, was gar nicht wundernahm. Er trieb die Schweine in die Steppe, aber nicht zu den Weideplätzen, die ihm der Gutsherr gewiesen, sondern dorthin, wohin es ihn selber gelüstete. Und weil er wußte, wo der Drache hauste, trieb er die Schweine schnurstracks in dessen Garten. Der Drache aber schlief in seinem Haus und hörte nichts. Wenig später erwachte er, denn im Garten war ein so lautes Grunzen, daß die Erde dröhnte. Wutschnaubend stürzte der Drache auf Übereichen los, um ihm Furcht einzujagen. Doch Übereichen holte blitzschnell mit der Peitsche aus und schlug dem Drachen den Kopf vom Hals.

Alsdann trat Übereichen ins Drachenhaus, spähte furchtlos in alle Winkel, sah aber niemanden. Er ging wieder hinaus, und als er im Garten Umschau hielt, entdeckte er in der Mitte eine riesige Felsplatte. Da sagte er zu sich: „Ich wär kein wackrer Held, wollt ich nicht nachschauen, was es damit für eine Bewandtnis hat. Dort liegt gewißlich etwas verborgen.“ Mit dem kleinen Finger hob er die Felsplatte auf, und siehe, darunter war eine tiefe Grube, in der drei Recken lagen. Er entbot ihnen seinen Gruß, doch sie waren zu schwach, konnten keinen Laut von sich geben.

„Klettert heraus, Brüder!“ sprach Übereichen.

Da stöhnten sie leise: „Wir vergehen schier vor Hunger und Kälte, doch wir sind es gewohnt. Was aber treibt dich her? Wenn der Drache zurückkommt, wird er dich fressen und uns einen grausamen Tod bereiten.“

„Fürchtet euch nicht, Brüder, das wird nicht geschehen!“ entgegnete Übereichen.

Er hielt ihnen die Peitsche hin und zog sie heraus, geleitete sie

sodann ins Haus und schaffte etwas zum Essen heran, denn sie waren nur noch Haut und Knochen. Nachdem sie den ärgsten Hunger gestillt hatten, ging er und fing den fettesten Eber ein, weidete ihn aus und schleppte ihn in die Stube. Heizte auch den Kochherd, der dort stand, borstete den Eber sorgfältig ab und tat ihn in den Herd, goß Wasser dazu, und als er gar war, zog er ihn heraus. Dann holte er Hirse aus dem Speicher, kochte sie in der Brühe, würzte sie kräftig und stellte sie auf den Tisch. Holte auch ein Fäßchen Wodka aus dem Erdkeller im Hof, brachte es ins Haus und kredenzte einem jeden zwei Gläschen Wodka.

Sie alle tranken und aßen dann, bis sie satt waren. Alsdann sprachen die Recken: „Ach, Bruderherz, wir danken dir, daß du uns aus tödlicher Gefangenschaft befreit und gespeist hast. Was auch kommt, eins ist gewiß – schlimmer kann's nicht werden, als es ist.“

Und als Übereichen nun die Schweine heimtreiben wollte, sagten sie: „Wir besitzen einen kostbaren Ring, den wollen wir dir schenken, weil du uns so trefflich bewirtet hast.“

Er nahm den Ring, band ihn ans Peitschenende und zog ihn hinter sich her. Derweil war es Abend geworden, und die Töchter des Gutsherren ergingen sich im Freien. Plötzlich sahen sie etwas, das kam wie ein Sternchen die Straße entlanggefunktelt. Erzählt man sich doch, daß die Diamanten abends leuchten, ich hab's freilich noch nicht gesehn.

Die Jüngste und Schönste lief Übereichen entgegen und fragte: „Was ziehst du da hinter dir her?“

„Das fand ich unterwegs beim Schweinetreiben. Weiß selber nicht, was es ist“, erwiderte er.

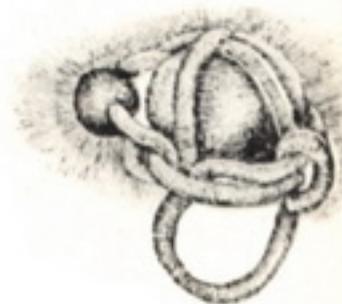
„Ach, schenk es mir!“ bat sie.

„Wo werd ich denn!“ sagte er. „Heirate mich, und ich will es dir schenken.“

Sie betrachtete ihn. Wohl war er ein schmucker Bursch, doch er besaß nur die Kleider, die er auf dem Leibe trug, und das Brot, das er im Bauch hatte, sonst gar nichts. Überdies fürchtete sie sich vor ihm, weil er so stark war.

Trotzdem antwortete sie: „Gut denn! Mag geschehen, was will, ich heirate dich.“

Sie ging ins Haus und sagte zu ihrem Vater: „Ich will den Knecht heiraten, der in unsern Diensten steht.“



„Mach, wie du denkst“, sagte der Vater, „wenn er mich nur ungeschoren läßt.“

Bald darauf hielten sie Hochzeit.

Aber auch im Märchen geht nicht immer alles glatt. Über kurz oder lang bekam der Gutsherr vom ältesten Drachen den Befehl, ihm seine jüngste Tochter zum Fraße zu senden. Der Gutsherr ließ dem allerhöchsten Zaren die Bitte ausrichten, ihm doch etliche tausend Soldaten zu geben, sonst könne er den Drachen nicht besiegen. Übereichen saß derweilen am Tisch, trank Tee, schmauchte ein Pfeifchen und schmunzelte. Der Gutsherr aber zerfloß in Tränen, denn seine Tochter jammerte ihn.

Da fragte der Eidam seinen Schwiegervater: „Weshalb vergießt Ihr Tränen? Nicht einmal ich weine, wengleich sie doch mein Ehegemahl ist.“

„Wie sollte mich mein Kind nicht jammern!“ entgegnete der Schwiegervater.

Übereichen aber sprach: „Was auch kommt, eins ist gewiß – schlimmer kann's nicht werden, als es ist.“

Und schon erreichte sie des allerhöchsten Zaren Bescheid, es stünden an dem und dem Ort und an dem und dem Meer die Soldaten für das ersuchte Vorhaben bereit.

Der Drache aber gebot dem Gutsherrn ein zweites Mal, ihm ungesäumt seine Tochter zum Fraße zu senden. Der Vater weinte bitterlich und hieß den Kutscher zwei Pferde anspannen, die seine Tochter an den vereinbarten Ort bringen sollten. Sie nahm Abschied von Vater und Mutter, ging dann zu ihrem Mann, um auch ihm Lebewohl zu sagen, und Übereichen fragte: „Werd ich dich wirklich nimmermehr wiedersehn?“

Sie gab keine Antwort, weinte nur und fuhr davon. Der Schwiegervater aber sprach zu seinem Eidam: „Nimm dir, mein Sohn, das beste Pferd und reite ihr nach, vielleicht vermagst du sie zu retten.“

Übereichen ging in den Pferdestall, wählte das allerbeste Pferd aus, führte es vor das Tor und rief: „Raben, Elstern, fliegt herbei, tut euch gütlich an dem Kaufmannsfleisch!“ Packte das Pferd an der Mähne, schüttelte es, nur die Haut blieb ihm in den Händen. Sodann piff er einen gellenden Reckenpiff. Da erbebt die Erde, sein Pferd stürmte herbei, und lodernde Flammen stoben ihm aus den Nüstern. Es brachte ihm eine volle Reckenrüstung: Harnisch, Lanze, Helm und Büchse. Übereichen legte die Rüstung an, schwang sich auf sein



Pferd und ritt an den vereinbarten Ort. Dort saß sein Weib auf einem Grenzstein, schier endlos strömten ihre Tränen, und sie erkannte ihn nicht in seiner Reckenpracht.

„Steh auf, mein Seelchen, und strahl mir das Haar!“ rief er.

Darüber freute sie sich inniglich, stand auf und strahlte ihm das Haar. Er aber sagte: „Sollte ich einschlafen, so nimm hier dieses Hämmerchen, schlag mir damit auf den Kopf, und ich werd mich sogleich erheben.“



Gar bald sah sie übers Meer eine turmhohe Woge heranrollen und ans Ufer fluten. Entsetzt griff sie nach dem Hämmerchen, vermochte aber nicht, es anzuheben. Da brach sie in Tränen aus, und die Tränen tropften Übereichen ins Gesicht. Er fuhr aus dem Schlaf und sprach: „Ach, Seelchen, wie heiß hast du mich verbrannt!“

„Ich hab dich nicht verbrannt“, gab sie zur Antwort, „es waren meine Tränen, die dir ins Gesicht tropften.“

Da kam auch schon der Drache herbeigeschwommen, schwamm ans Ufer und rief ihr zu: „Spring mir stracks in den Rachen!“

Sie aber blieb sitzen und lächelte nur, ohne zu ahnen, daß ihr Mann bei ihr war; sie glaubte, es sei ein fremder Recke. Der Drache aber schäumte vor Wut.

„Wer ist so vermessen, mir in die Quere zu kommen? Dieses Mädchen wird mein Abendessen sein, und du die Vorspeise, denn dein Fleisch ist süßer.“

Übereichen aber rief: „Schon an dem Mädchen würdest du ersticken!“





Da kroch der Drache aus dem Wasser und brüllte mit lauter, furchterregender Stimme: „Grüß dich, wackrer Held!“

„Grüß dich, grüß dich, Drache, Teufelsbraten!“

„Nun, wackrer Held, willst du dich schlagen oder vertragen?“ fragte der Drache.

„Kein wackrer Held kommt geritten, um sich zu vertragen, er will sich schlagen!“ entgegnete Übereichen.

„Dann blas und bereite die Tenne!“ befahl der Drache.

Wenn sich die Recken zum Kampfe rüsten, müßt ihr wissen, bereiten sie sich eine glatte Tenne, denn auf dem feuchten Boden würden sie ausgleiten.

Übereichen, nicht faul, aber rief: „Ach, du Drache, Teufelsbraten, ich bin bei dir zu Gast, blas du zuerst!“

Also blies der Drache und blies eine Tenne aus Eisen. Danach blies Übereichen, und die Tenne war aus Stahl. Blies der Drache, und die Tenne war aus Gußeisen. Blies Übereichen, und die Tenne war aus Silber. Blies der Drache, und die Tenne war aus Kupfer. Blies der Recke, die Tenne war aus Gold, und auf dieser Tenne traten sie an. Sie kämpften, bis ihnen blutiger Schweiß ausbrach, dennoch vermochte keiner den anderen zu bezwingen. Da rief Übereichen: „Mein liebes Weib, sende mir mein Pferd, auf daß es mir beistehe.“

Sie sah, wie schlecht es um ihn stand, und sandte ihm flink sein Pferd zur Hilfe. Das Pferd jagte heran, bäumte sich wild auf und stieß seine Hufe dem Drachen mitten auf den Kopf.

Da riß Übereichen alle Kraft zusammen und bezwang den Drachen. Nie und nimmer hätte er sein liebes Weib dem Drachen zum Fraße überlassen! Darauf machte er sich eilends fort, denn sein Weib sollte ihn nicht erkennen. Und als sie heimkam, lag er wie zuvor in den Kissen.

Sie aber sprach zu ihm: „Herzliebster, wie lange willst du dich noch verstellen!“

Sie fiel vor ihm nieder und küßte ihn. Da stand er auf, schloß sie in die Arme und küßte sie ebenfalls. Selbender gingen sie in die Stube zu Vater und Mutter und feierten ein großes Fest. Dies alles ist schnell im Märchen erzählt. Von nun an lebten sie herrlich und in Freuden und mehrten ihren Wohlstand. Auch ich war dort, trank Honig und Wein, aber mein Mund hat nichts genossen, 's ist alles in den Bart geflossen.

## Der Pan und sein Verwalter

Zur Zeit, als die Bauern noch leibeigen waren, lebte einmal ein Pan, der war unbeweibt, ein Junggeselle also, und so geizig, daß uns Gott bewahren möge!

Nun stand in seinen Diensten ein Verwalter, ein Schuft natürlich, den im Volke niemand ausstehen konnte. Er aber, der Pan, hatte einen Narren an ihm gefressen. Und dennoch war er der größte Geizhals unter der Sonne! Das wußte der Verwalter so gut wie jeder andere. Er pflegte aber folgendes zu machen: Wenn der Pan ihm auftrag, eine Ware zu kaufen, die, sagen wir, einen Zloty kostete, was jedermann wußte – auch der Pan, dann gab der Verwalter ihm zwei oder auch drei Kopeken wieder zurück. Und so hielt er es in allem. Seine eigene Wirtschaft vernachlässigte er, dem Pan aber schusterte er aus eigener Tasche einen Gewinn zu. Damit verfolgte er gewißlich einen bestimmten Plan. Na, und so trieb er es fünfzehn Jahre oder auch länger, immer schusterte er dem Pan aus eigener Tasche einen Gewinn zu, immer war er ihm zu Diensten, und der Pan schloß ihn mehr und mehr ins Herz, überließ ihm allgemach die ganze Wirtschaft und vertraute ihm alles an.

Eines schönen Tages kam der Verwalter wiederum zum Pan und berichtete ihm, wie trefflich er dieses gemacht, wie geschickt er jenes erledigt. Das ging dem Pan ein wie Honigseim, und als der Verwalter seinen Bericht beendet hatte, sagte er: „Weißt du was, Iwan oder Pjotr?“ Einerlei, wie er ihn nun nannte. „Du bist mir der getreueste und liebste Mensch, denn Verwandte hab ich keine, und von Bekannten kann man nichts Gutes erwarten. Die Leute sind immer nur auf ihren eigenen Vorteil bedacht. Du allein bist besser als die andern, und von dir will ich mich mein Leben lang nicht mehr trennen, und ich will, daß du von jetzt an mit mir Tee trinkst und zu Mittag speisest.“

Der Verwalter dienerte bis zur Erde und sagte dann: „Ich danke Euch für diese große Huld, aber ich muß sie ausschlagen, weil ich weder Tee trinken noch mit Euch speisen kann.“

„Warum nicht?“ fragte der Pan.

„Ich esse und trinke nicht von Geburt an“, antwortete der Verwalter.

Da staunte der Pan und wollte ihm nicht glauben. Doch der Verwalter beteuerte, er habe von Geburt an weder gegessen noch getrunken.

Einige Wochen vergingen. Der Pan hatte zuerst im Sinn gehabt, sich bei anderen Leuten nach seinem Verwalter zu erkundigen, um sich zu vergewissern, aber er wußte ja, es würde ihm doch niemand die Wahrheit sagen. So unternahm er es denn, ihn selber einen Tag lang zu beobachten. Doch der Verwalter war auf der Hut. Er aß nicht und trank nicht und war beflissen wie eh und je. Das bestärkte den Pan in dem Glauben an seinen treuen Diener.

„Aber wie lebst du denn?“ fragte er den Verwalter. „Bei solcher Lebensweise muß man doch sterben?“

„Wieso sterben?“ gab der Verwalter zurück. „Ich weiß ein Mittel, durch das sich jedermann das Essen und Trinken abgewöhnen kann.“

„Wahrhaftig?“ fragte der Pan erfreut. „Das mußt du mir ver-raten, wenn's möglich ist. Schon oft hab ich mir ausgerechnet, wieviel Geld fürs Essen draufgeht, schier ein Silberzloty auf den Tag, und wenn gelegentlich Gäste kommen, mindestens das Dreifache!“

„Das kann ich wohl tun. Mit dem größten Vergnügen! Wenn Ihr es durchaus wünscht“, antwortete der Verwalter.

„Aber ich bitte dich, wie sollte ich es nicht wünschen!“ rief der Pan. „Wann willst du es mir abgewöhnen?“

„Wann's Euch beliebt“, erwiderte der Verwalter. „Von mir aus schon morgen.“

Am nächsten Tag besorgte sich der Verwalter einen Strick, spannte die Pferde vor die Kutsche und fuhr zum Hause des Pans, der sogleich fragte: „Nun, wie willst du es mir abgewöhnen?“

„Das werdet Ihr schon sehen“, sagte der Verwalter, bat den Pan, in die Kutsche zu steigen, und fuhr mit ihm davon.

Drei oder auch vier Werst entfernt aber, müßt ihr wissen, gab es eine Grube, aus der kein Mensch ohne fremde Hilfe wieder herausklettern konnte, so tief war sie. Zu dieser Grube fuhren sie hin.

„Wenn Ihr drei bis vier Tage in dieser Grube sitzt, werdet Ihr niemals mehr etwas essen wollen!“ sagte der Verwalter.

Da freute sich der Pan, daß er künftig weniger Geld ausgeben würde, und befahl dem Verwalter, ihn flugs in die Grube hinabzulassen. Sollte jemand nach ihm fragen, so möge der Verwalter sagen, er sei nach Kiew gefahren oder sonstwohin.

Der Verwalter ließ den Pan also an dem Strick in die Grube hinab und kehrte nach Hause zurück. Am nächsten Tag, aber erst gegen Abend, fuhr er zur Grube und rief: „Nun, Pan, wie steht's, habt Ihr Hunger?“

„Hab ich, Bruderherz“, rief der Pan zurück.

„Macht nichts, lieber Pan, das geht Euch nur am Anfang so“, tröstete ihn der Verwalter und kehrte heim.

Am nächsten Tag fuhr er wieder hin.

„Wie steht's, lieber Pan, habt Ihr Hunger?“

„Freilich, Bruderherz, gewaltigen Hunger“, schrie der Pan wütend zurück.

„Macht nichts, macht nichts, lieber Pan“, sagte der Verwalter und fuhr davon.

Am dritten Tage kam er wieder.

„Nun, Pan, habt Ihr Hunger?“

„Ja“, brüllte der Pan, „zieh mich sofort heraus!“

„Ihr dürft Euch nicht aufregen, lieber Pan, es steht alles zum besten! Schwer ist dieser Tag, doch späterhin wird Euch jegliches Essen gleichgültig sein, Ihr werdet schon sehen!“ Und fuhr ohne den Pan nach Hause.

Der Verwalter ließ zwei Tage verstreichen und kam erst am dritten zur Grube gefahren.

„Wie ist's, Pan, habt Ihr Hunger?“

„Ja“, stieß der Pan kaum vernehmlich hervor.

„Bald wird er Euch ganz vergangen sein“, versprach der Verwalter und fuhr davon.

Weitere drei Tage vergingen, am vierten kam der Verwalter gefahren.

„Nun, Pan, habt Ihr Hunger?“

Der Pan aber brachte kein Wort mehr hervor. Er regte nur sacht die Hand, was besagte: Mir ist alles gleich!

Vortrefflich! In der Nacht spannte der Verwalter das Pferd an und kam, den Pan zu holen. Er fuhr ihn heim, legte ihn ins Bett und



schickte allen benachbarten Pans Briefe: So und so, der Pan sei aus Kiew zurückgekehrt, fühle sich sehr schwach, und sie möchten doch kommen und von ihm Abschied nehmen.

Die Pans kamen, blickten den Kranken an, fragten bedauernd dies und das, aber dem Pan war alles einerlei, kaum, daß er noch atmete.

„Was ist Euch zugestoßen?“ fragten sie.

Der Pan wies auf den Verwalter. Da bestürmten ihn die Pans: „Erzähl uns schon, was ihm zugestoßen ist, du mußt es doch wissen.“

Der Verwalter wischte sich schluchzend die Tränen fort und sagte: „Rein gar nichts weiß ich, weiß nicht, was ihm fehlt, dem Ärmsten.“

Da zeigte der Pan wiederum auf den Verwalter, doch die anderen Pans wußten nicht, warum, sie hatten eben keine Ahnung, und damit basta. Einer von ihnen aber entdeckte auf dem Tisch ein Schreiben, das las er den anderen vor. Darin stand, es solle der teure Verwalter alles Hab und Gut des Pans erben. Die anderen Pans wußten aber, daß der Verwalter wirklich sein engster Vertrauter war, und redeten dem Pan beruhigend zu: „Seid unbesorgt, alles wird nach Eurem Willen geschehen!“

Der Pan lag da, konnte kein Wort sprechen und zeigte dann noch einmal mit dem Finger auf den Verwalter. Und wieder redeten ihm die anderen Pans zu: „Ihr braucht Euch wahrhaftig keine Sorge zu machen, er wird alles und jedes erhalten.“

Und am nächsten Tage hauchte der Pan sein Leben aus. Der Verwalter begrub ihn unter vielen Tränen und veranstaltete für die anderen Pans einen Leichenschmaus. Die aber betrachteten ihn von Stund an nicht mehr als Bauern, sondern als ihresgleichen, denn nun war er ja auch ein Pan geworden, war vielleicht gar noch reicher als sie.

Ja, so war das!





## Erbslein

Einst lebten ein Mann und eine Frau, die hatten viele Kinder. Weil sie aber bettelarm waren, verdingte sich der Mann als Tagelöhner bei seinem reichen Bruder. Nachdem er nun drei Monate lang gearbeitet hatte, gab ihm der Bruder für die ganze Zeit nur drei Groschen. Der Arme kehrte heim und klagte seinem Weib: „Drei Monate hab ich bei meinem Bruder geschuftet, und nur drei Groschen hat er mir gegeben. Nun kann ich weder uns noch unsern Kindern Nahrung kaufen.“

Unter seinen Söhnen war aber ein dreijähriger Knirps, der ging zu ihm und sprach: „Väterchen, gib mir die drei Groschen, ich will auf den Markt gehen und Brot einkaufen.“

„Was könnte wohl ein Knirps wie du auf dem Markt schon ausrichten!“ schalt der Vater. „Du würdest das Geld nur verlieren und mit leeren Händen heimkommen.“

Er tat die drei Groschen in den Beutel, worin er seinen Feuerstahl verwahrte, legte den Beutel auf die Ofenbank und ging zu Bett.

Der Knirps aber, Erbslein genannt, blieb wach und dachte: Ich will die Groschen meinem Vater wegnehmen.

Und wirklich erhob er sich vor Tau und Tag, nahm den Beutel an sich, ohne daß es die Eltern merkten, und wanderte in die Stadt. Unterwegs begegnete ihm ein alter Besenmacher, den fragte er: „Was willst du für die Besen haben?“

„Für fünf Stück drei Kopeken!“

Jammerschade, wenn ich mir die Besen entgehen ließe, aber für drei Groschen krieg ich sie gewiß nicht, dachte Erbslein. Trotzdem bat er den alten Besenmacher: „Großvater, verkauf sie mir für drei Groschen, mehr Geld hab ich nicht.“

Und der Alte tat es. Erbslein lud sich die Besen auf den Rücken und zog weiter. Siehe, da kam ein Pan gefahren, der guckte den

Knirps verwundert an und fragte: „Hör mal, Junge, verkaufst du die Besen?“

„Ei, freilich“, antwortete Erbslein.

Der Pan bot ihm zwanzig Groschen, und Erbslein nahm sie.

„Nun hab ich meine Reise heraus und einen Gewinn dazu!“ sagte er. „Väterchen mußte drei Monate arbeiten für nur drei Groschen, ich dagegen hab in zwei Stunden ihrer siebzehn verdient!“ Und dachte in seinem Sinn: Siebzehn Groschen will ich verstecken! Drei aber geb ich dem Vater zurück, damit er mich nicht verprügelt.

Erbslein setzte seinen Weg fort und kam in die Stadt. Dort erblickte er einen Landsmann, der führte ein Hündchen an der Leine.

„He! Onkel Gryzko!“ rief Erbslein.

Der blieb stehen und sah sich um.

„Mich soll doch gleich der Schlag treffen, wenn ich eine Ahnung hätt, woher du meinen Namen kennst!“

„Das weißt du nicht? Aber ich bin doch ein Gevatter deiner Frau!“

„Nu, dann grüß dich, Gevatter, wenn wir mitsammen Gevattern sind!“

„Komm mit, Gevatter, wir gehen zur Schankwirtin Gapka und trinken ein Gläschen“, sagte der Knirps.

Gesagt, getan. Erbslein bestellte für jeden ein Gläschen, und eine Zukost hatten sie auch, denn Gryzkos Frau hatte ihrem Mann Brot und Speck in die Tasche gesteckt.

Nachdem sie getrunken und gegessen, kaufte sich Erbslein das Hündchen.

„Leb wohl, Gevatter, und richte der Gevatterin Chima einen schönen Gruß aus.“

„Sag mir doch deinen Namen, Gevatter, bei Gott, ich weiß ihn nicht!“

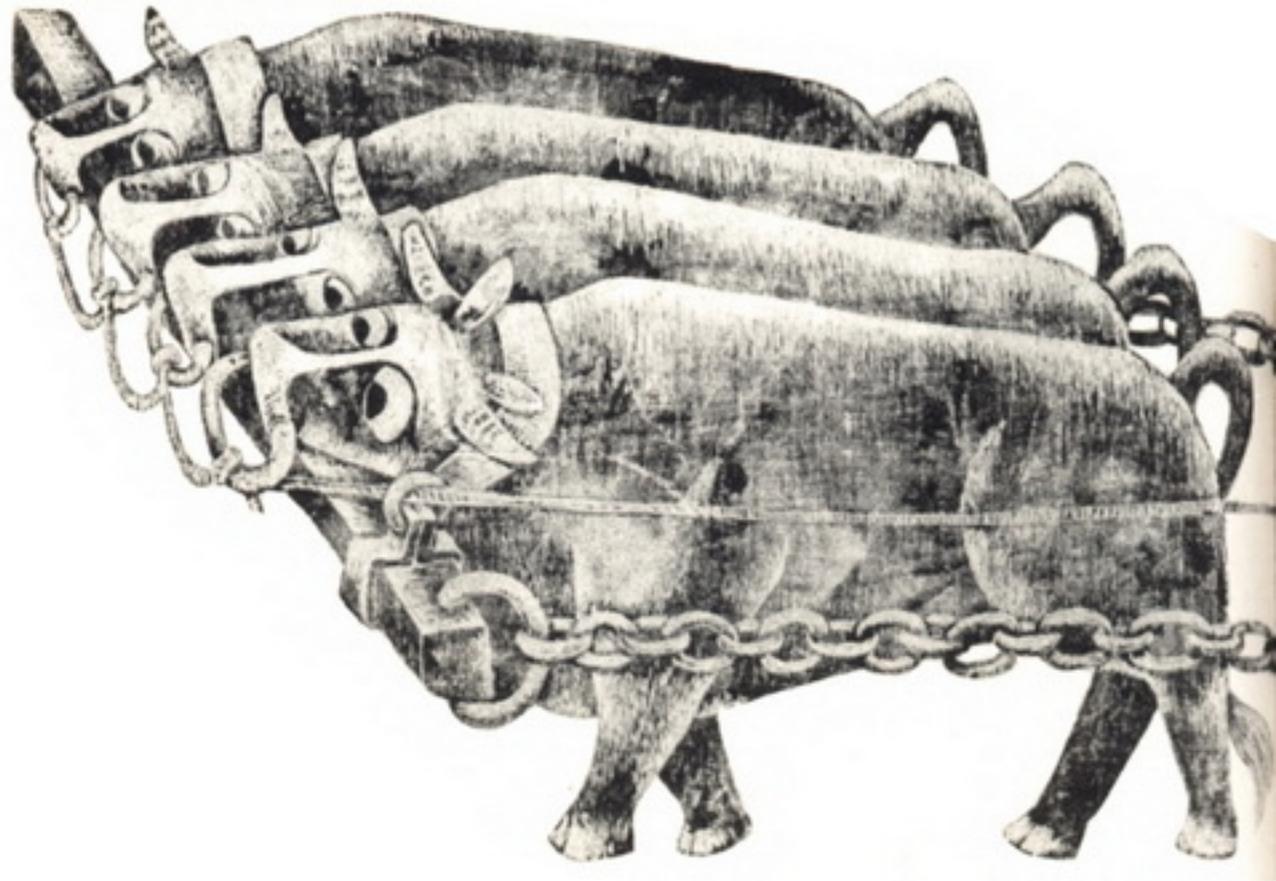
„Wenn du ihn nicht weißt, so frag nur deine Frau, sie wird ihn wissen.“

Als Gryzko nach Hause kam, sagte er zu seiner Frau: „Chima, ich hab dem Gevatter das Hündchen verkauft.“

„Welchem Gevatter?“

„Seinen Namen hat er mir nicht genannt, aber er meinte, du kennst ihn.“

„Wenn ich bloß wüßt, welcher Gevatter es ist! Ich hab zwei, die heißen Górdi und Matwi. Dann noch zwei, nämlich Stezko und Gryzko, das sind zusammen vier. Und als ich mal meine Schwester



besuchte, an die fünfundzwanzig Werst von hier entfernt, da hab ich noch einen kennengelernt, den Samijlo. Der wird's wohl sein. Ach, du Tölpel, warum hast du ihn nicht eingeladen?“

„Dazu ist es noch nicht zu spät. Ich saddle schnell das Pferd und reite ihm nach.“

Doch obwohl er das Pferd schier zuschanden ritt, den Gevatter konnte er nirgends mehr in der Stadt entdecken.

Erbstein hatte sich indessen auf den Heimweg gemacht. Da begegneten ihm Fuhrleute.

„Grüß dich, Landsmann!“ redete der Ataman ihn an.

„Gott schenke Euch Gesundheit, Onkel Ataman!“

„Woher bist du?“

„Aus Bistijewo.“

„Und wo kommst du jetzt her?“

„Aus der Stadt.“

„Was gab's dort zu sehn?“

„Nichts, nur Leute hab ich gesehn und mir ein Hündchen gekauft.“

„Wieviel hast du dafür bezahlt?“

„Zwanzig Goldstücke.“

So ein Knirps und spricht schon so verständig, dachte der Ataman und sagte: „Überlaß uns das Hündchen.“



„Warum nicht. Gebt mir fünfundzwanzig Goldstücke dafür.“

„Warum soviel?“

„Aber Onkel Ataman! Ihr verkauft Eure Fische doch auch zu einem Preis, der Euch genehm ist, denn Ihr wollt verdienen, und das will ich auch.“

Wahr gesprochen, dachte der Ataman und sprach: „Weißt du was? Bleib bei mir als Treiber für das hintere Ochsengespann! Ich zahl dir drei Groschen am Tag und das Essen dazu.“

„Gern würd ich mit Euch fahren, Onkel, aber ich hab meines Vaters Beutel mit dem Feuerstahl noch bei mir, dazu drei Groschen Geld, um Brot zu kaufen.“

„Wozu willst du Brot kaufen, fahr mit uns, und basta!“

Der Knirps bedachte sich.

„Einverstanden, Onkel, ich fahr mit Euch“, sagte er dann. „Möcht ich doch gern was von der Welt sehn.“

Erbstein kletterte auf das hintere Ochsengespann, das Hündchen kam auf den Wagen. Da begann es zu winseln.

„Ei“, sagte Erbslein, „übel wird's uns unterwegs ergehn, allen Fisch, den wir aus der Krim holen, wird man uns abnehmen!“

Noch keine hundert Werst waren sie von der Krim entfernt, da hatten sie wahrhaftig schon allen Fisch verkauft, die gesamte Fracht

von allen Fuhren. Für den Erlös erstanden sie Salz, und als sie die Stadt hinter sich gelassen, verkauften sie auch das bis zum letzten Körnchen.

„Den Knirps hat mir Gott gesandt“, sagte der Ataman zu seinen Gefährten. „Viele Jahre fahr ich schon über Land, aber solch guten Handel hab ich noch kein einzig Mal erlebt.“

Auf der Heimfahrt kamen sie auch durch das Dorf, wo der reiche Bruder von Erbsleins Vater wohnte.

Bei dem kehrten sie ein zum Übernachten. Alle Fuhrleute gingen ins Haus, Erbslein aber blieb im Wagen.

„Seid ihr alle versammelt?“ fragte Erbsleins Oheim den Ataman.

„Freilich, nur der Knirps ist draußen im Wagen.“

„Geh, Pawlina“, sagte der Oheim zu seiner Tochter, „und hol den Burschen.“

Pawlina ging hinaus und rief: „He, Landsmann, komm ins Haus, wir wollen Abendbrot essen.“

„Was gibt's denn Gutes zum Abendbrot, Jungfer Pawlina?“

„Na, Pellkartoffeln.“

„Äh, für solch ein Abendbrot bedank ich mich. Sag deinem Vater, er soll ein Hühnchen in Butter braten und ein Quart Branntwein auf den Tisch stellen.“

Pawlina kehrte ins Haus zurück und sagte: „Ei, das ist fürwahr ein wunderlicher Bursch!“

Das hörte der Ataman und sagte darauf: „Nein, Mädels, der ist beileibe nicht wunderlich, das dünkt dir nur so.“

„Und doch ist er das, wenn er sagt, er will ein Hühnchen haben, in Butter gebraten, und ein Quart Branntwein dazu, und wenn man ihn vom Wagen holen soll und an den Tisch geleiten.“

„Warte!“ meinte Erbsleins Oheim. „Ich will hinausgehen und nachschauen, was er treibt.“ Und ging vor die Tür. „Hör, Landsmann, komm ins Haus, wir wollen Abendbrot essen.“

„Euer Essen taugt nichts, ist alt und verdorben. Gewiß wollt ihr mir den gleichen verdorbenen Fraß vorsetzen wie Eurem Bruder!“

Da wurde der Oheim aufmerksam und dachte: Woher will der Junge wissen, daß ich meinem Bruder verdorbenes Essen vorgesetzt habe? Das kann ihm doch niemand verraten haben.

„Wer hat dir gesagt, daß ich meinem leiblichen Bruder verdorbenes Essen aufgetischt habe?“

„Mein Hündchen Allesweiß, das hat's mir gesagt.“

„So komm nur ins Haus, ich bitt recht schön. Frau, schlachte unser Hühnchen, das macht uns nicht arm.“

Die Frau ging hin, schlachtete das Hühnchen, briet es in Butter und trug es auf. Erbslein setzte sich an den Tisch und schmunzelte. Nimmer hätte er geglaubt, daß er bei seinem Oheim zu Abend essen würde.

„Wau, wau!“ bellte das Hündchen die reine Wahrheit.

„Sag, wozu hältst du dir einen Hund?“ fragte der Oheim.

„Das ist kein Hund“, erwiderte Erbslein, „das ist ein Allesweiß. Da könnt ich Euch eine Geschichte erzählen, Oheim.“

„Tu das, mein lieber Junge.“

„Wißt, es waren einmal zwei Brüder, der eine reich, der andere arm. Drei Monate lang arbeitete der Arme bei dem Reichen, und der gab ihm für die ganze Zeit nur drei Groschen.“

„Woher weißt du das, mein lieber Junge?“

„Ich hab ein Hündchen Allesweiß, das hat's mir gesagt, denn es weiß alles.“

„Wenn es ein allwissendes Hündchen ist, dann erzähl mir noch etwas.“

„Was könnt ich Euch denn noch erzählen? Ach ja: Ihr besitzt vier gute Ochsen.“

„Wau, wau!“ kläffte das Hündchen.

„Was bellt es?“

„Es sagt, Euch seien in der vergangenen Woche Pferde gestohlen worden, Oheim.“

„Freilich, das ist die Wahrheit! Frau, das Hündchen kann hellsehen: Sag mir noch mehr über mich.“

„Bei Euch liegt Geld vergraben, Oheim.“

„Verkauf mir das Hündchen! Was willst du dafür haben, mein Junge?“

„Weil Ihr es seid, gebt mir dreihundertfünfzig Rubel, denn es ist ein Allesweiß und wird Euch gute Dienste erweisen!“

„Geh, Alte, hol den Beutel, zahl den Preis! Der Allesweiß wird herausfinden, wo das Geld vergraben liegt, und uns noch welches dazubringen. Choma Omelko besitzt weit mehr als ich, wohl an die dreitausend Rubel, davon kann der Allesweiß uns in zwei Nächten zweitausend holen.“

„Merkt Euch aber eines, Oheim: Wenn Ihr den Allesweiß auswendet, um fremdes Geld zu holen, müßt Ihr ihm Euer eigenes anbinden, sonst findet er das fremde nicht.“

Am nächsten Morgen reisten die Fuhrleute weiter, der Knirps aber blieb zurück, versteckte sich und lauerte auf das Hündchen.

Am Abend nahm der Oheim auch wirklich alles Geld, das er besaß, nämlich fünftausend Rubel, band es dem Allesweiß an den Hals und ließ ihn aus dem Hoftor. Flugs rannte Erbslein herbei, band das Geld ab und lief mit Geld und Hund davon.

Der Oheim wartete und wartete, aber vergebens. Schließlich sagte er zu seiner Frau: „Ich bin müde. Paß du einstweilen auf. Der Allesweiß wird bald mit dem Geld zurück sein.“

Die Nacht verging, der Tag brach an, doch der Allesweiß stellte sich nicht wieder ein.

Erbslein aber kehrte nach Hause zurück und lebte fortan mit Eltern und Geschwistern in Wohlstand.

„Wie wär's, Frau“, sagte der Vater eines Tages zur Mutter, „wir haben jetzt Pferde und könnten meinem Bruder einen Besuch abstatten.“

Und so taten sie auch. Der reiche Bruder trat aus dem Haus, betrachtete die Pferde, wunderte sich, woher sie die wohl haben mochten, und legte augenblicks die größte Freundlichkeit an den Tag. Er schickte sein Weib nach Branntwein und lud seine Verwandten zu Gast, denn der arme Bruder war ja nun zu Wohlstand gekommen.

Der Branntwein löste dem Reichen bald die Zunge, und er erzählte: „Denk dir, Bruder, kehrten da neulich doch Fuhrleute bei mir ein. Unter denen war so ein Knirps, und der hatte einen Hund Allesweiß. Den hab ich für dreihundertfünfzig Rubel erstanden, hab ihm meine eigenen fünftausend an den Hals gebunden, denn mit denen sollte er mir fremdes Geld verschaffen. Aber der Allesweiß ist bis auf den heutigen Tag ausgeblieben. Jetzt, Bruder, bin ich bettelarm. An alledem ist aber nur meine Alte schuld. Als ich dem Hund meine fünftausend Rubel an den Hals band, wollte sie unbedingt noch ihre acht Groschen dazutun. Und hätte der Hund nicht auf die acht Groschen von meiner Alten warten müssen, so wär er vermutlich schon zurückgekehrt. So haben wir ihn wohl grad in einem Augenblick aus dem Hoftor gelassen, wo jemand ihn wegfangen konnte.“

„Ach, weißt du, Bruder“, erwiderte Erbsleins Vater, „ein Sprichwort sagt doch: Wo der Teufel nicht hin mag, dahin schickt er ein altes Weib. Warum mußtest du dem Hund auch die acht Groschen von deiner Frau anbinden?“

„Hör, Schwager, nicht um die acht Groschen ist es mir leid“, sagte die Frau, „wohl aber um die acht Eier, die ich in die Stadt trug und für acht Groschen verkaufte.“

Erbstein saß mit bei Tische, der Oheim erkannte ihn aber nicht.

„Legt das Hühnchen denn keine Eier mehr?“ fragte Erbslein.

„Hm, einmal kehrte doch so ein Knirps bei uns ein – daß ihn der Teufel hole! Der wollte das Hühnchen gebraten haben. Nun, und das hab ich meinem Weib auch befohlen.“

„Na, Oheim, wenn er das Huhn aufgeessen, das Geld genommen und Allesweiß weggefangen hat, dann solltet Ihr Euch über ihn beschweren!“

„Red keinen Unsinn, Erbslein!“

„Wißt Ihr noch, Oheim, wieviel Ihr unserm Vater gabt, als er drei Monate lang bei Euch gearbeitet hatte? Ganze drei Groschen! Doch sind wir unserer viele, und er muß uns alle ernähren. Ihr dagegen habt bloß Pawlina, die Ihr hegt und pflegt, somit braucht Ihr viel weniger Geld als wir, und drei Groschen müßten für Euch drei genügen.“ Er bat sich drei Groschen von seinem Vater aus und warf sie dem Oheim hin. „Nehmt! Bereitet nun davon das Mittagmahl und das Abendbrot und urteilt, ob das zum Leben reicht. Von nun an wird nicht mehr unser Vater sich bei Euch verdingen, sondern Ihr werdet zu uns kommen. Und sollte ich dereinst reich werden, Oheim, dann zahl ich Euch noch drei Groschen drauf.“

„Wie willst du wohl reich werden, Bürschchen?“

„Das kann ich Euch verraten. Ich bin einmal Fuhrleuten begegnet, die hatten einen Hund namens Allesweiß, der trug ihnen das Geld zusammen. Eines Tages brachte er wiederum welches und sagte: ‚Wau! – Hast du das Geld gestohlen?‘ fragte der Ataman. ‚Nein, gab Allesweiß zur Antwort, ‚ich hab’s nicht gestohlen, der Bauer hat’s mir selbst an den Hals gebunden.‘ Und da band der Ataman es ab.“

„Das war doch mein Geld!“

„So? Dann setzt Euch aufs Pferd, Oheim, und reitet ihnen nach.“

„Wohin, zum Teufel, soll ich noch reiten? Ich bin ihnen schon nachgejagt, schier zuschanden hab ich das Pferd geritten, aber ich konnte sie nicht einholen. Nicht um die fünftausend Rubel ist’s mir leid, mich wurmen bloß jene acht Groschen. Und an all dem ist nur meine Alte schuld. Hätt sie die Groschen nicht dazugegeben, so wär der Hund auch nicht verlorengegangen.“



## Hähnchen und Hühnchen

Einst lebten ein alter Mann und eine alte Frau, die besaßen ein Hähnchen und ein Hühnchen. Als nun die alten Leutchen starben, blieben Hähnchen und Hühnchen verwaist zurück. Bald hatten sie das Futter ratzekahl aufgefressen – die Böhnchen und alles andere auch. Da setzten sie sich auf die Hühnerleiter. „Kikeriki!“ krächte das Hähnchen und pickte ein Steinchen. Aber das blieb ihm in der Kehle stecken. Das Hühnchen weinte gar bitterlich und lief zum Meer, um Wasser zu bitten.

„Meer, liebes Meer, ich bitt um Wasser!“

„Wozu brauchst du das Wasser?“

„Das Hähnchen braucht's Wasser,

es leidet groß Not,

atmet nicht mehr,

wackelt nur noch mit dem Schwänzchen hin und her.“

Sprach das Meer: „Dann geh zum Ochsen, soll er dir ein Horn geben.“

Lief das Hühnchen zum Ochsen und bat: „Ochse, lieber Ochse, ich bitt um ein Horn!“

„Wozu willst du das Horn?“

„Das Horn will das Meer, dann gibt es mir Wasser.“

„Und wozu brauchst du das Wasser?“

„Das Hähnchen braucht's Wasser,

es leidet groß Not,

atmet nicht mehr,

wackelt nur noch mit dem Schwänzchen hin und her.“

Sprach der Ochse: „Dann geh zum Eber, soll er dir einen Stoßzahn geben.“

„Eber, lieber Eber, ich bitt um einen Stoßzahn.“

„Wozu willst du den Stoßzahn?“

„Den Stoßzahn will der Ochse, dann gibt er mir ein Horn.“

„Und wozu willst du das Horn?“

„Das Horn will das Meer. Dann gibt es mir Wasser.“

„Und wozu brauchst du das Wasser?“

„Das Hähnchen braucht's Wasser,

es leidet groß Not,

atmet nicht mehr,

wackelt nur noch mit dem Schwänzchen hin und her.“



„Dann geh zum Eichbaum, soll er dir Eicheln geben.“  
„Eichbaum, lieber Eichbaum, ich bitt um Eicheln.“  
„Wozu willst du die Eicheln?“  
„Die Eicheln will der Eber, dann gibt er mir einen Stoßzahn.“  
„Und wozu willst du den Stoßzahn?“  
„Dafür gibt mir der Ochse ein Horn.“  
„Und wozu willst du das Horn?“  
„Dafür gibt mir das Meer Wasser.“  
„Und wozu brauchst du das Wasser?“  
„Das Hähnchen braucht's Wasser,  
es leidet groß Not,  
atmet nicht mehr,  
wackelt nur noch mit dem Schwänzchen hin und her.“  
„Dann geh zum Mädchen, soll es dir Zwirn geben.“  
Lief das Hühnchen zum Mädchen und bat: „Mädchen, liebes Mädchen, ich bitt um Zwirn!“  
„Wozu willst du den Zwirn?“  
„Den Zwirn will der Eichbaum, dann gibt er mir Eicheln.“  
„Und wozu willst du die Eicheln?“  
„Die Eicheln will der Eber, dann gibt er mir einen Stoßzahn.“  
„Und wozu willst du den Stoßzahn?“  
„Den Stoßzahn will der Ochse, dann gibt er mir ein Horn.“  
„Und wozu willst du das Horn?“  
„Das Horn will das Meer, dann gibt es mir Wasser.“  
„Und wozu brauchst du das Wasser?“



„Das Hähnchen braucht's Wasser,  
es leidet groß Not,  
atmet nicht mehr,  
wackelt nur noch mit dem Schwänzchen hin und her.“  
Sprach das Mädchen: „Dann geh zur Großmutter, soll sie dir  
Butter geben.“

„Großmutter, liebe Großmutter, ich bitt um Butter.“

„Wozu brauchst du die Butter?“

„Die Butter will das Mädchen, dann gibt es mir Zwirn.“

„Und wozu willst du den Zwirn?“

„Den Zwirn will der Eichbaum, dann gibt er mir Eicheln.“

„Und wozu willst du die Eicheln?“

„Die Eicheln will der Eber, dann gibt er mir einen Stoßzahn.“

„Und wozu willst du den Stoßzahn?“

„Den Stoßzahn will der Ochse, dann gibt er mir ein Horn.“

„Und wozu willst du das Horn?“

„Das Horn will das Meer, dann gibt es mir Wasser.“

„Und wozu brauchst du das Wasser?“

„Das Hähnchen braucht's Wasser,

es leidet groß Not,

atmet nicht mehr,

wackelt nur noch mit dem Schwänzchen hin und her.“

„Dann geh zur Linde, soll sie dir eine Lindenblüte geben.“

Lief das Hühnchen zur Linde.

„Linde, liebe Linde, ich bitt um eine Blüte!“



„Wozu willst du die Blüte?“  
„Die Blüte will die Großmutter, dann gibt sie mir Butter.“  
„Und wozu die Butter?“  
„Die Butter will das Mädchen, dann gibt es mir Zwirn.“  
„Und wozu der Zwirn?“  
„Den Zwirn will der Eichbaum, dann gibt er mir Eicheln.“  
„Und wozu die Eicheln?“  
„Die Eicheln will der Eber, dann gibt er mir einen Stoßzahn.“  
„Und wozu den Stoßzahn?“  
„Dafür gibt mir der Ochse ein Horn.“  
„Und wozu das Horn?“  
„Das Horn will das Meer, dann gibt es mir Wasser.“  
„Und wozu brauchst du das Wasser?“  
„Das Hähnchen braucht's Wasser,  
es leidet groß Not,  
atmet nicht mehr,  
wackelt nur noch mit dem Schwänzchen hin und her.“

Da gab ihm die Linde die Blüte, die Großmutter dafür die Butter, das Mädchen für die Butter den Zwirn, der Eichbaum für den Zwirn die Eicheln, der Eber für die Eicheln den Stoßzahn, der Ochse für den Stoßzahn das Horn, das Meer für das Horn endlich das Wasser.

Das brachte das Hühnchen dem Hähnchen, das Hähnchen trank, und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute, picken das Korn und leiden keine Not.



## Der arme Wolf

Einst lebte ein armer Wolf, dem drohte der Hungertod, denn er konnte sich nirgendwo eine Beute mehr fangen. Schließlich ging er zu einem Bauern, bettelte ihn an und tat dabei gottsjämmerlich elend.

„Bauer, erbarme dich!“ flehte er. „Gib mir zu essen, sonst muß ich Hungers sterben.“

„Was soll ich dir zu fressen geben?“ fragte der Bauer.

„Was du willst, mir ist alles recht.“

„Geh auf die Wiese. Da weidet des Popen Stute, die nimmt vor dir nicht Reißaus, die kannst du fressen.“

Eilfertig trabte der Wolf zur Stute hin.

„Guten Tag, Stute! Der Bauer hat mir anbefohlen, dich zum Fressen mir zu holen.“

„Wer bist du, daß du mich fressen willst?“

„Ein Wolf.“

„Du lügst, du bist ein Hund!“

„Bei Gott, ich bin ein Wolf!“

„Nun, wenn du ein Wolf bist, von welcher Seite willst du mich dann fressen?“

„Natürlich vom Kopf aus!“ antwortete der Wolf.

„Ach, Wölfchen, Wölfchen!“ wieherte die Stute. „Du solltest lieber beim Schwanz anfangen. Dann könnte ich vorn weitergrasen und mir den Bauch füllen, während du dich bis zur Mitte durchfrißt und mich mit gefültem Bauch kriegst.“

„Das ist wohl wahr!“ meinte der Wolf und lief hinter die Stute.

Als er aber nach ihrem Schwanz schnappte, schlug sie aus und traf ihn mit dem Huf haargenau in den aufgesperrten Rachen, daß er fast die Besinnung verlor.

Sodann preschte sie davon, nur noch eine Staubwolke war zu sehen. Der Wolf aber blieb sitzen und dachte: An der Kehle hätte ich sie packen sollen, ich Dummkopf! Abermals trottete er zum Bauern.

„Bauer, erbarme dich! Gib mir ein klein wenig zu fressen, sonst muß ich Hungers sterben.“

„Hat dir die Stute nicht gereicht?“ fragte der Bauer.

„Der sollte man bei lebendigem Leibe die Haut abziehen und sie zu Riemen zerschneiden!“ heulte der Wolf. „Sie hat mich nicht an sich herangelassen und mir obendrein das Maul zerschunden.“

„Wenn's so ist, dann geh hinauf zum Steilhang. Dort weidet ein fetter Hammel, den kannst du fressen.“

Der Wolf trabte zum Hammel, der dicht am Rande des Steilhangs weidete.

„Guten Tag, Hammel!“

„Grüß dich.“

„Der Bauer hat mir anbefohlen, dich zum Fressen mir zu holen.“

„Und wer bist du, daß du mich fressen willst?“

„Ein Wolf!“

„Du lügst, du bist ein Hund.“

„Nein, bei Gott, ich bin ein Wolf.“

„Nun, wenn du ein Wolf bist, wie willst du mich dann fressen?“

„Vom Kopf aus!“

„Ach, Wölfchen, Wölfchen! Wenn du mich wirklich fressen willst, dann stell dich an den Steilhang und reiß das Maul auf, ich spring dir geradewegs hinein.“

Also stellte sich der Wolf an den Steilhang und riß das Maul auf, so weit er konnte. Der Hammel aber nahm einen Anlauf und stieß den Wolf gegen den Schädel, daß dieser den Steilhang hinunterrollte. Das war kein Festschmaus!

Unten angelangt, setzte sich der Ärmste hin und heulte: „Ich Dummkopf! Bin ich denn von Sinnen? Wo hätte ein Wolf je erlebt, daß ihm lebendiges Fleisch von selbst ins Maul springt?“ Er grübelte und grübelte und ging abermals zum Bauern.

„Bauer, erbarme dich! Gib mir was zu fressen, sonst muß ich Hungers sterben.“

„Du bist mir ein schöner Fresser!“ spottete der Bauer. „Willst wohl gar, daß ich dir ins Maul springe! Doch was soll ich mit dir streiten. Geh auf die Straße, da liegt eine Speckseite, die ein altes Mütterchen verloren hat. Die wird dir nicht weglaufen, wenn du sie holen willst.“

Der Wolf befolgte den Rat, ging auf die Straße, und da lag auch wahrhaftig eine Speckseite. Er setzte sich davor nieder und überlegte: Diesen Speck könnte ich wohl fressen, aber er ist gesalzen und macht Durst. Ich will zuvor etwas Wasser saufen und ihn dann verschlingen. Wie gedacht, so getan.

Indessen er nun zum Fluß lief, bemerkte das alte Mütterchen seinen Verlust, kehrte um, fand die Speckseite und hob sie auf. Und als der Wolf kam, war der Speck weg.

Da setzte er sich auf die Straße und jammerte: „Ich Dummkopf! Bin ich denn von Sinnen? Vor dem Essen trinkt man doch nicht!“

Saß auf der leeren Straße und litt Hungerqualen! Geradezu entsetzliche!

Also ging er wieder zum Bauern.

„Bauer, erbarme dich! Gib mir was zu fressen, sonst muß ich in der Blüte meiner Jahre den Hungertod erleiden.“

„Jetzt hab ich aber genug von dir und deinem Fressen! Was soll ich mit dir machen? Geh zum Dorfrand, da weidet ein Schwein. Das kannst du dir holen.“

Der Wolf trabte hin.

„Guten Tag, Schwein! Der Bauer hat mir anbefohlen, dich zum Fressen mir zu holen.“

„Wer bist du, daß du mich fressen willst?“

„Ein Wolf.“

„Du lügst, du bist ein Hund!“

„Nein, ich bin ein Wolf.“

„Ein Wolf? Und du hast nichts zu fressen?“

„Nein, gar nichts.“

„Wenn du gar nichts hast“, antwortete das Schwein, „dann setz dich auf meinen Rücken, ich will dich ins Dorf tragen. Dort wird just die gesamte Obrigkeit gewählt, mag sein, daß du mitgewählt wirst. Dann kannst du dich immerdar satt fressen.“

„Gut, trag mich hin“, sagte der Wolf und setzte sich auf das Schwein. Laut grunzend trabte es ins Dorf, und der Wolf bekam es mit der Angst zu tun.

„Warum grunzest du so laut?“

„Weil ich die Leute zur Versammlung einlade, denn sie sollen dich, lieber Wolf, recht schnell zum Obersten wählen.“

Da stürzten auch schon die Leute aus den Häusern, in den Händen Schüreisen, Mistgabeln oder was sie sonst in der Eile zu fassen kriegten. Dem Wolf stockte der Atem. Entsetzt fragte er das Schwein: „Sag, warum strömen so viele Leute herbei?“

„Die wollen alle zu dir!“ antwortete es.

Im Nu hatten die Leute den Wolf umringt, und schon prasselten die Schläge wie ein Platzregen auf ihn nieder. Da verging ihm der Hunger, und er machte sich eilends aus dem Staube. Auf der Landstraße aber begegnete ihm ein Schneider, der zog mit seiner Elle fürbaß.

„Dich will ich fressen!“ heulte der Wolf.

„Was bist du für einer, daß du mich fressen kannst?“

„Ein Wolf!“

„Du lügst, du bist ein Hund!“

„Nein, bei Gott, ich bin ein Wolf.“

„Dann bist du aber klein geraten. Wart, ich will dich einmal maßnehmen!“

Flugs hatte er den Wolf beim Schwanz gepackt, schlug ihm die Elle kreuz und quer über den Buckel und rief: „Da hast du die Elle in der Länge, da hast du die Elle in der Breite!“

Der Wolf riß sich los und rannte davon, so schnell ihn seine Beine trugen, aber nicht mehr zum Bauern zurück, sondern zu den anderen Wölfen.

„Wolfsbrüder, Herzensbrüder!“ jaulte er. „Ach, wie elend ist es mir ergangen!“ Und erzählte, was ihm zugestoßen war.

Da machten sie sich allesamt auf und setzten dem Schneider nach. Der erkannte die Gefahr, rannte zum nächsten Baum und kletterte bis in den Wipfel hinauf. Zähnefletschend scharten sich die Wölfe um den Stamm.

„Nein Brüder, so werden wir ihn nicht erwischen“, sagte der arme Wolf. „Wir wollen es anders machen: Ich stell mich an den Stamm, der nächste springt mir auf den Rücken, der übernächste springt auf seinen Rücken und so fort, bis wir zu ihm hinaufreichen.“

Die Wölfe folgten seinem Rat und reichten bald bis zum Schneider hinauf.

„Nun steig herab, Schneider, wir wollen dich fressen!“ sagte der oberste.

„Ach, Wolfsbrüder, Herzensbrüder!“ flehte da der Schneider. „Erbarmt euch meiner, schenkt mir das Leben!“

„Nein“, versetzte der Wolf, „das kann nicht sein, du mußt heruntersteigen!“

„Einen Augenblick!“ bat der Schneider, „ich will vor meinem Tode schnell noch den letzten Tabak schnupfen.“

Er schnupfte, und weil es ihm in der Nase kitzelte, nieste er: „Hatschi!“ Da dachte der unterste Wolf, der Schneider nähme den obersten Maß und sagte dazu: „Da hast du sie!“ Er ging vor Angst in die Knie, und die übrigen Wölfe purzelten einer über den andern. Und als der arme Wolf Reißaus nahm, setzten ihm die übrigen

nach. Der Schneider aber stieg vom Baum und ging geschwind nach Haus.

Dort lebt er bis zum heutigen Tage, liebt sein junges Weibchen, ißt Krapfen und gebratene Täubchen. Auch ich war dort, trank Bier und Wein, aber alles ist mir in den Bart geflossen, und mein Mund hat nichts genossen.

Für euch war das ein Märchen fein, für mich gibt's jetzt ein Kringelein.

Ihr kriegt jetzt einen Sack voll Geld, und mir bleibt nur das leere Feld.





## Der Soldat und Aptej

Ein Soldat hatte fünfundzwanzig Jahre gedient, bekam seinen Abschied und wanderte in sein Heimatdorf. Er ging fürbaß und dachte in seinem Sinn: Vater und Mutter sind tot, hab nichts, wessen ich mich rühmen könnte, wenn ich heimkehre. Und in den ganzen fünfundzwanzig Jahren hab ich auch nicht ein einzig Mal den Zaren zu Gesicht bekommen. Ich will auf der Stelle umkehren und dem Zaren ins Antlitz schauen. Also lenkte er seine Schritte zum Zarenpalast, die Schildwache aber ließ ihn nicht durch.

„Wohin?“ fragte sie.

„Wisset, ich habe ausgedient, aber den Zaren kein einzig Mal von Angesicht zu Angesicht gesehen. Wer wird mir das glauben, wenn ich heimkehre? Also bin ich hier.“

Nun, das wurde dem Zaren gemeldet. Der gebot, ihn hereinzulassen.

„Was willst du von mir, Soldat?“ fragte er.

„Majestät, ich habe fünfundzwanzig Jahre gedient, Euch aber kein einzig Mal zu Gesicht bekommen, wessen soll ich mich rühmen,

wenn ich heimkehr? Ich wollt Euch wenigstens einmal gesehen haben.“

„Hast du Vater und Mutter?“ forschte der Zar.

„Nein, niemanden“, erwiderte der Soldat.

„Wohlan, dann tritt in meine Dienste, du sollst mein Jäger sein. Ich gebe dir fünfundzwanzig Rubel, dazu Wohnung und Bedienung. Und wenn du ein guter Jäger bist, sollst du allmonatlich noch eine Zulage haben.“

Als der Soldat nun auf die Jagd ging, erlegte er soviel Wildbret, daß er's nur mit Müh und Not heimtragen konnte. Da gab ihm der Zar noch fünf Rubel drauf.

Am nächsten Morgen ging der Soldat wieder auf die Jagd, erlegte aber den ganzen Tag über nicht einmal einen Sperling, geschweige denn ein Wildbret. Als er sich auf den Heimweg machte, sah er einen Vogel auf einem Hügel sitzen. Er legte auf ihn an, der Vogel aber bat: „Ach, Jäger und Soldat, töte mich nicht, fang mich lieber lebendig.“

Da fing er den Vogel ein und brachte ihn in seine Stube. Am Abend befahl ihn der Zar durch einen Boten zu sich, damit er berichte, wieviel Wildbret er geschossen habe.

„Nirgends, Majestät, konnte ich etwas erspähen, nicht einmal einen Sperling. Auf dem Heimweg aber sah ich einen Vogel auf einem Hügel sitzen. Ich legte auf ihn an, doch der Vogel hub an zu reden und bat: ‚Töte mich nicht, Jäger und Soldat, fang mich lieber lebendig‘. Also hab ich ihn in meine Stube gebracht.“

Da begab sich der Zar zum Jäger in die Wohnung, um den Vogel zu betrachten. Als er aber die Tür öffnete, sah er eine so wunderschöne Jungfrau in der Stube sitzen, daß selbst ihm, dem Zaren, die Augen übergingen.

Über kurz oder lang besuchten den Zaren etliche Könige, vor denen brüstete er sich: „Ich habe einen Jäger, der vermag jegliche Aufgabe zu lösen.“

Da sagte ein König: „So will ich denn Eurem Jäger eine Aufgabe stellen. Löst er sie, so ist er ein Tausendsassa, wenn nicht, schlage ich ihm eigenhändig mit meinem Schwert den Kopf ab.“

Flugs ließen sie den Jäger und Soldaten holen.

„Wohlan, du Tausendsassa!“ befahl jener König. „Geh hin, weiß nicht wohin, und hol das, weiß nicht was.“

Der Soldat kehrte in seine Stube zurück und ließ den Kopf hängen,

wußte er doch nicht, wohin er gehen und was er holen sollte. Die Jungfrau aber fragte: „Warum bist du so traurig, lieber Jäger?“

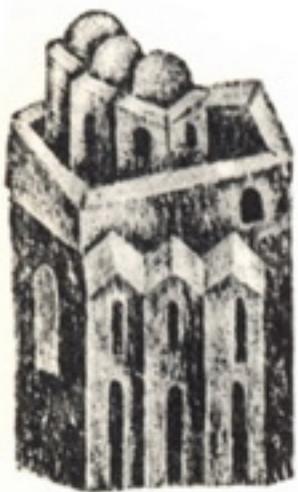
„Wie sollte ich nicht traurig sein? Ein fremder König hat mir eine Aufgabe gestellt, sie zu begreifen geht über meinen Verstand.“

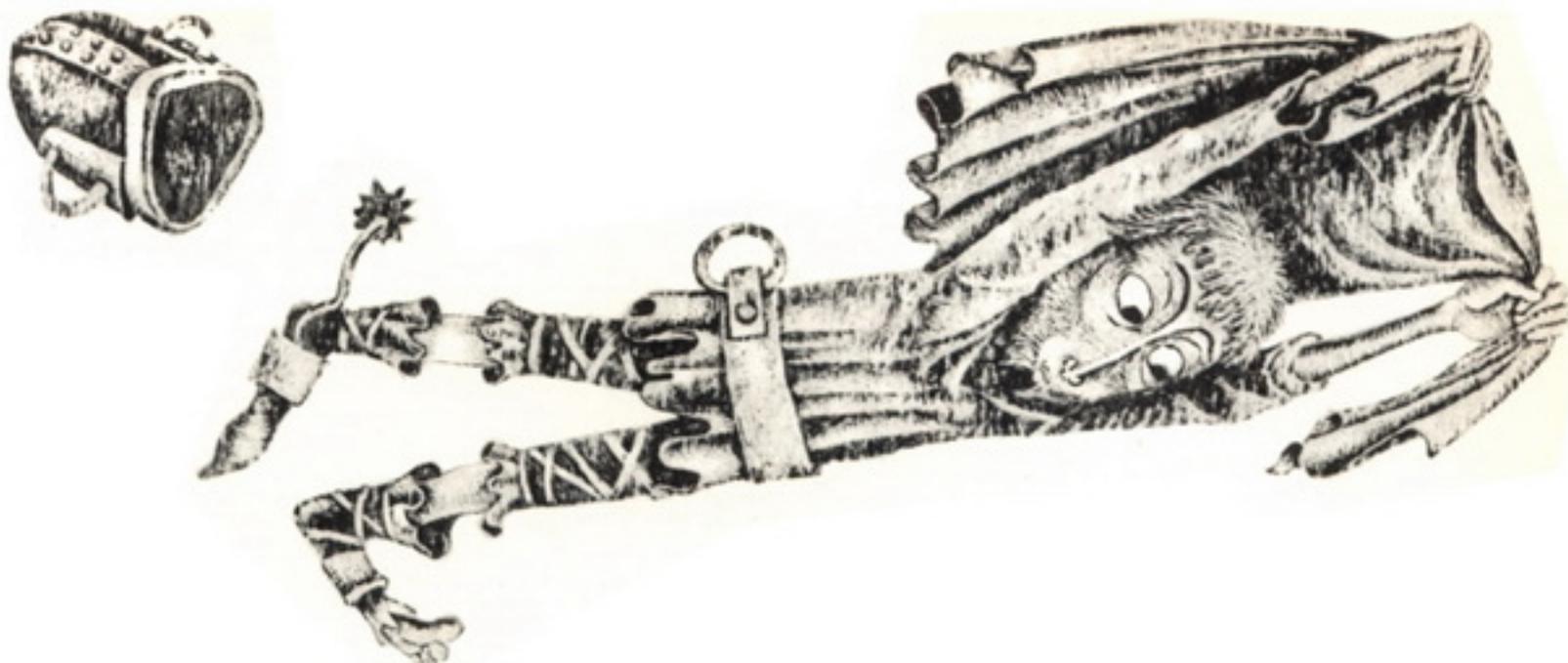
„Und wie lautet die Aufgabe?“

„Er sagte: ‚Geh hin, weiß nicht wohin, und hol das, weiß nicht was‘.“

„Oh, das ist kein Dienst, das ist nur ein Dienstlein, der Dienst folgt später. Nimm dieses Tüchlein, geh auf den Hof, schwenke es vor dir, dann wirst du dich in die Luft erheben und davonfliegen, und das Tüchlein wird dich über dreimal neun Länder in das dreißigste Zarenreich tragen. Dort gelangst du in einen dichten grünen Wald, mitten darin aber steht ein hohes Haus ohne Fenster und Türen, nur ein Schornstein ist auf dem Dach. Flieg hinunter auf das Haus und wirf das Tüchlein in den Schornstein, es wird hineingleiten und du hinterdrein.“

Da ging der Soldat auf den Hof, schwenkte das Tüchlein, und schon flog er in das dreißigste Zarenreich und gelangte auch richtig in den dichten grünen Wald. Mitten darin aber stand das Haus mit dem Schornstein. In den warf er das Tüchlein hinein und glitt hinterdrein. Innen hielt er Umschau. Alle Wände waren aus purem Gold und auch die Tische, aber kein Licht war angezündet und keine





Menschenseele zu erblicken, nur die goldenen Wände leuchteten und auch die Tische, und rundum funkelten kostbare Edelsteine.

Da entdeckte der Soldat ein Bett. Flugs kroch er darunter, streckte sich aus und deckte sich mit seinem alten Soldatenmantel zu. Plötzlich hörte er die Blätter rauschen und die Erde dröhnen. Ein Drache kam geflogen. Als er ins Haus hinabfuhr, flatterte sogar des Jägers Mantel.



„He! Aptej!“ rief der Drache.

„Was steht zu Diensten?“ erwiderte eine Stimme.

„Her mit Speis und Trank, und daß die Musikanten spielen, die Pfeife gestopft ist und die Mädchen Lieder singen!“

Aptej klatschte einmal – da flammten die Lampen auf, Speisen und Getränke erschienen, und Mädchen sangen Lieder.

Der Drache aß und trank sich satt und rief sodann: „Aptej, deck ab!“

Darauf flog der Drache davon. Aptej klatschte – und sogleich erloschen die Lampen, alles verschwand, und es war still und leer wie zuvor.

Eine Weile noch blieb der Soldat unter dem Bett liegen, allmählich aber verspürte er einen Hunger, nicht auszuhalten. Und er dachte: Gewiß zürnt mir mein Weib, die Zauberin, und hat mich wohl zur Strafe dafür, daß ich sie totschießen wollte, an diesen Ort verbannt, damit ich hier elend zugrunde gehe.

„Aptej!“ rief er in seiner Angst.

„Was belieben der Herr Soldat?“

„Her mit Speis und Trank, und daß die Pfeife gestopft ist und die Mädchen Lieder singen!“

Da klatschte Aptej, und auf dem Tisch standen Speisen und Getränke, soviel das Herz begehrte!

Der Soldat nahm am Tische Platz und sagte: „He, Aptej, setz dich zu mir!“ Sah Aptej aber nicht.

Doch dieser sprach: „Nun diene ich dem Drachen schon viele Jahre, aber er hat mich kein einzig Mal geheißt, mich zu ihm zu setzen, wie du es tatest. Ich sehe, du bist ein guter Mensch. Drum laß uns fliehen.“

„Können wir denn aus diesem Hause heraus?“ fragte der Soldat.

„Nimm das Tüchlein, das du bei dir trägst, wirf es in die Luft, dann fliegen wir ihm nach.“

„Aptej, deck ab!“ rief der Soldat.

Da klatschte jener, und schon war alles verschwunden.

Nun warf der Soldat das Tüchlein in die Luft – und flog davon, aber Aptej sah er nicht. Auf freiem Felde angelangt, zog er seines Weges.

Schließlich bekam er Hunger, und weil er glaubte, Aptej hätte ihn inzwischen verlassen, setzte er sich ins Gras und seufzte aus Herzensgrund: „Ach, wäre Aptej doch hier!“

Jener aber antwortete sogleich neben ihm: „Was belieben der Herr Soldat?“

„Her mit Speis und Trank, und daß die Musikanten spielen und die Mädchen Lieder singen!“

Im Nu stand mitten in der Steppe ein Zelt mit Speis und Trank, Mädchen sangen, bunte Blumen blühten, und Vögel zwitscherten.

Just zu dieser Zeit fuhr ein Herr vorüber, der reiste aus einer Stadt in die andere und befahl seinem Kutscher, zu dem Wirtshaus mitten in der Steppe abzubiegen.

Aber der Soldat hatte sich inzwischen satt gegessen und satt getrunken und rief: „Aptej, deck ab!“ Und jener gehorchte.

Dort, wo das Wirtshaus gestanden hatte, sah der Herr mit einemmal nur noch einen Soldaten sitzen. Auf den ging er zu.

„War hier nicht ein Wirtshaus, Soldat?“ fragte er.

„Freilich“, gab der Soldat zur Antwort. Und rief: „He, Aptej, schaff alles her!“ Und alles war wieder zur Stelle.

„Hier, Soldat, habe ich eine Tabakdose“, sagte der Herr. „Sie enthält Meere und Matrosen und vieles mehr.“

Aptej stieß den Soldaten in die Seite und flüsterte: „Tausch sie ein! Ich lauf ihm davon.“

Da tauschte der Soldat die Tabakdose ein. Und als er sie öffnete, erschienen Meere und Städte, Fußvolk und Reiter, und ihrer war kein Ende abzusehen.

Der Soldat verabschiedete sich von dem Herrn. Nach einer Weile kam Aptej ihm wirklich nach. Wohlbehalten langten sie bei dem Zaren an. Dieser sandte sogleich seine Boten aus und ließ die Könige holen, die damals bei ihm zu Gaste waren. Nachdem sich alle versammelt hatten, riefen sie den Soldaten herbei.

„Nun, hast du die Aufgabe gelöst?“ fragten sie.

„Freilich.“

„Dann weis uns die Lösung vor!“

„Nein, hier kann ich sie nicht vorweisen, laßt uns ins weite Feld hinausgehen, dort werd ich's tun.“

Und als sie auf freiem Feld waren, schrie er aus voller Kehle: „He, Aptej, schaff feste Häuser her, daß sie mir aber dreimal so hoch sind wie die vom Zaren. Und bring Speis und Trank!“

Da klatschte Aptej dreimal, und schon stand alles vor ihren Augen.

Sodann öffnete der Soldat die Tabakdose, und auch die Meere fluteten heran.



Der Zar glotzte, die Könige glotzten, und mit einemmal standen sie alle im Wasser. Hei – wie sie da rannten!

Der Zar aber lobte den Soldaten, gab ihm die Jungfrau zur Frau, die jener einst hatte erschießen wollen, und ernannte ihn zu seinem Thronfolger. Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute, und noch heute ist er dann der Thronfolger.

Dieses Märchen hat mir Petro Poltawez erzählt, während wir die Flöße den Dnepr hinabflößten.



## Herr Kater Schnurr

Es war einmal ein alter Mann mit einem Kater. Der Kater war so alt, daß er keine Mäuse mehr fangen konnte. Da dachte der Mann: Was nützt mir dieses Tier? Am besten, ich trag es in den Wald! Und das machte er auch.

Da saß nun unser Kater unter einer Tanne und weinte. Nicht lange, so kam die Füchsin gelaufen.

„Wer bist du denn?“ fragte sie.

Der Kater sträubte das Fell und schnurrte laut: „Chrr-rrr! Ich bin der Kater Schnurr!“

Die Füchsin freute sich, einen so großartigen Herrn kennenzulernen, und sagte: „Nimm mich zur Frau. Ich will dir ein gutes Weib sein und dich ernähren.“

„Gut“, sprach der Kater, „abgemacht!“

So verlobten sie sich und machten sich auf, um zusammen im Fuchsloch zu hausen.

Die Füchsin tat schön mit ihm auf jegliche Art. Bald brachte sie ein Hühnchen, bald einen anderen Leckerbissen. Ob sie selbst etwas hatte oder nicht – Hauptsache, er, der Kater, fraß und war zufrieden.

Eines Tages begegnete ihr Schnellfuß, der Hase, und sprach: „Frau Füchsin, ich komme zu euch auf Brautschau!“

„Nein, das geht nicht“, sagte sie. „Bei mir wohnt jetzt Herr Kater Schnurr, der frißt dich auf.“

Der Kater aber guckte aus dem Loch, sträubte die Haare und schnurrte laut: „Chrrr-rrr!“

Da erschrak der Hase zu Tode, rannte in den Wald und erzählte seinen Freunden, dem Wolf, dem Bären und dem Wildschwein, was für ein fürchterliches Tier er gesehen habe: Herrn Kater Schnurr.

Alle waren sehr begierig, den Kater Schnurr kennenzulernen. Sie kamen überein, ihn und die Füchsin zum Mittagessen einzuladen, und beratschlagten auch gleich, was für ein Mahl sie den Gästen vorsetzen wollten. Der Wolf sprach: „Ich hole Fleisch und Fett, damit es eine gute Suppe gibt.“ Das Schwein sagte: „Ich Sorge für Rüben und Kartoffeln.“ Der Bär: „Ich bringe den Honig zum Nachtisch.“

Der Hase aber rannte nach Kohl.

Sie bereiteten das Essen, stellten alles auf den Tisch und fingen an zu streiten, wer die Füchsin und den Kater holen solle.

Der Bär brummte: „Ich bin so dick, mir geht die Puste aus.“

Das Schwein grunzte: „Ich bin zu unbeholfen, ich schaff es nicht.“

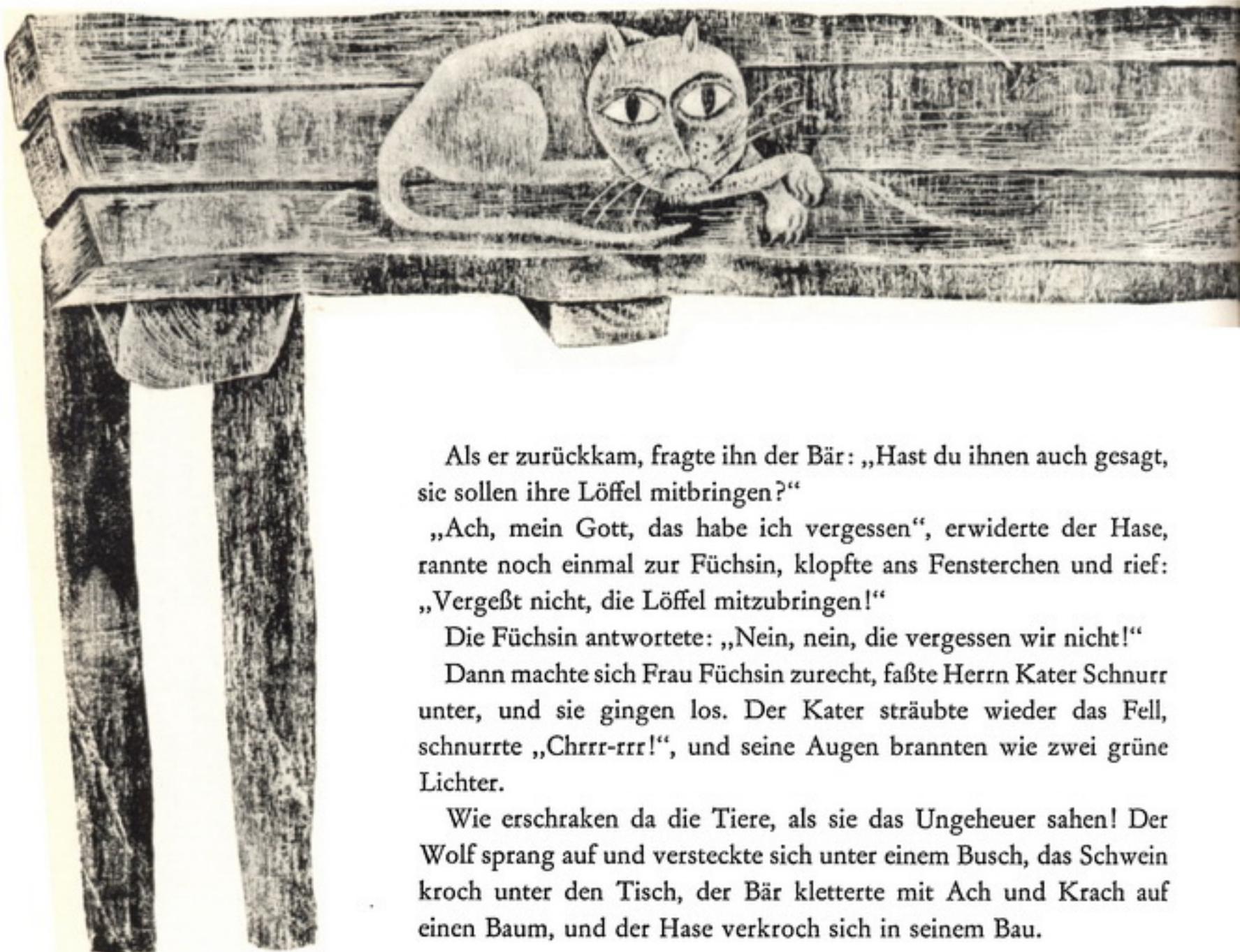
Der Wolf knurrte: „Ich bin zu alt, ich höre schlecht.“

Da mußte der Hase gehn.

Er kam zum Fuchsbau und klopfte dreimal ans Fenster: Poch – poch – poch!

Die Füchsin guckte heraus, sah den Hasen auf den Hinterläufen sitzen und fragte: „He, was gibt's?“

„Der Wolf, der Bär, das Schwein und ich laden euch, Frau Füchsin, und euren Mann, Herrn Kater Schnurr, zu Tisch“, antwortete der Hase, sprach's und lief eilig davon.



Als er zurückkam, fragte ihn der Bär: „Hast du ihnen auch gesagt, sie sollen ihre Löffel mitbringen?“

„Ach, mein Gott, das habe ich vergessen“, erwiderte der Hase, rannte noch einmal zur Füchsin, klopfte ans Fensterchen und rief: „Vergeßt nicht, die Löffel mitzubringen!“

Die Füchsin antwortete: „Nein, nein, die vergessen wir nicht!“

Dann machte sich Frau Füchsin zurecht, faßte Herrn Kater Schnurr unter, und sie gingen los. Der Kater sträubte wieder das Fell, schnurrte „Chrrr-rrr!“, und seine Augen brannten wie zwei grüne Lichter.

Wie erschrecken da die Tiere, als sie das Ungeheuer sahen! Der Wolf sprang auf und versteckte sich unter einem Busch, das Schwein kroch unter den Tisch, der Bär kletterte mit Ach und Krach auf einen Baum, und der Hase verkroch sich in seinem Bau.

Kaum aber hatte der Kater das Fleisch auf dem Tische gerochen, so stürzte er sich darauf, mauzte: „Mi-ai-i-i – mi-ai-i-i!“ und schlang es gierig hinunter.

Den Tieren aber schien es, als schreie er: „Zu klei-i-i-n – zu klei-i-i-n!“ Und sie flüsterten untereinander: „So ein Vielfraß! Es ist ihm noch zuwenig!“

Und Herr Kater Schnurr aß und trank sich satt, legte sich auf den Tisch und schurrte.

Das Schwein aber lag unter dem Tisch und wackelte mit dem Ringelschwanz. Da dachte der Kater, es sei eine Maus, sprang herab



und gewahrte das Schwein; er erschrak und sprang just auf den Baum, auf dem der Bär saß! Der meinte, der Kater trachte ihm nach dem Leben und kletterte noch höher. Aber die Äste brachen unter ihm weg, und er fiel gerade auf den Busch, unter dem der Wolf saß. Der Wolf glaubte, sein letztes Stündlein sei gekommen, und rannte haste-was-kannste! davon. So schnell liefen der Bär und der Wolf, nicht einmal der Hase konnte sie einholen.

Der Kater Schnurr indessen sprang auf den Tisch und tat sich an Fett und Honig gütlich. Alles, was da war, verspeiste er mit der Füchsin, und dann gingen sie beide Pfote in Pfote nach Hause.

Wolf, Bär, Schwein und Hase aber kamen zusammen und sprachen: „Was für ein Ungeheuer! Ist so klein und hätte uns beinahe allesamt aufgefressen!“



## Der wackere Held

Vor vielen, vielen Jahren geriet in einem Zarenreich der Zar mit einem Drachen in Streit. Sie stritten hin und stritten her, und schließlich stahl der Drache die Sonne, den Mond und alle Sterne vom Himmel und versteckte sie in seinem unterirdischen Reich. Da war der Zar tief betrübt, denn schwerlich würde er einen Recken finden, der wohl imstande wäre, die Himmelslichter vom Drachen zurückzuerobern.

In seinem Reich aber lebte ein Mann namens Kostyn, der hatte drei Söhne, samt und sonders von reckenhafter Gestalt. Dorthin entsandte der Zar seine Diener und trug ihnen auf: „Geht und ruft mir den jüngsten Kostyn-Sohn!“

Der kam und trat vor den Zaren.

„Vermagst du es“, fragte der Zar, „die Sonne, den Mond und alle Sterne vom Drachen zurückzuerobern?“

„Nein, das übersteigt meine Kräfte. Aber fragt meinen mittleren Bruder.“

Auch diesen führten die Diener vor den Zaren.

„Nein, das übersteigt meine Kräfte, aber vielleicht vermag es unser ältester Bruder.“

Also riefen sie den ältesten Bruder herbei.

„Freilich kann ich das“, sagte der Älteste, „wir brauchen aber drei Reckenpferde. Treibt mir drei Herden herbei, womöglich entdecken wir sie darunter.“

Man trieb ihm drei Herden herbei, doch alle Pferde brachen unter dem Gewicht seiner Hand zusammen. Zuletzt kam eine dürre Mähre

angehumpelt, die hatte bloß drei Beine, dazu aber einen Flügel. Als er ihr die Hand auflegte, sank sie nur in die Knie.

„Gut!“ sprach er. „Die wird mein jüngster Bruder reiten. Treibt mir drei weitere Herden herbei.“

Man trieb ihm drei weitere Herden herbei. Alle Pferde sanken unter seiner Hand zu Boden, doch die letzte elende Mähre, die nur zwei Beine, dazu aber zwei Flügel besaß, wählte er aus.

„Die wird mein mittlerer Bruder reiten“, sagte er. „Treibt mir drei weitere Herden herbei.“

Man trieb ihm drei weitere Herden herbei. Wiederum verwarf er alle Pferde und wählte erst das letzte für sich aus, eine jämmerliche Schindmähre, die bloß ein einziges Bein hatte, dazu aber vier Flügel. Und nachdem er seine Wahl getroffen, huben die Pferde an zu reden und sprachen: „Kostyn-Sohn, laß uns dreimal im Morgenrot das grüne Gras auf freiem Felde weiden!“

Er ließ sie ziehen, und als sie dreimal im Morgenrot geweidet hatten, standen sie in Saft und Kraft und hatten sich in Pferde verwandelt, wie man sie sich nicht besser wünschen konnte.

Die drei Brüder schwangen sich in den Sattel, sprengten auf einen Hügel und schossen von dort aus ihre Bogen ab, denn sie hatten beschlossen, ihren Pfeilen nachzureiten. Nahmen sodann Abschied und machten sich auf die Suche nach den Pfeilen. Sie ritten wohl über Berg und Tal, bis sie zu einem Drachenpalast gelangten. Davor lag der Pfeil des jüngsten Bruders. Sie traten ein und fanden darinnen Speisen und Getränke aufgetischt. Sie aßen, tranken und legten sich zur Ruhe. Der jüngste Bruder war an der Reihe, die Wache zu halten, er widersetzte sich aber. Da sprach der älteste Kostyn-Sohn: „Hier, meine Brüder, nehmt diese Fäustlinge und die Peitsche und behaltet beides im Auge. Tropft Schaum von ihnen, so bindet sie los, tropft aber Blut, so bindet auch mein Pferd los und eilt selber, mir beizustehen.“

Das waren aber Fäustlinge, die von selbst packten und griffen, und eine Peitsche, die von selbst schlug und zerfetzte.

Sprach's, ging davon und setzte sich unter die Brücke. Um Mitternacht vernahm er dröhnendes Hufgetrappel, und ein dreiköpfiger Drache sprengte herbei. Doch als er auf die Brücke ritt, strauchelte sein Pferd.

„Brr, du elender Wicht, strauchle nicht!“

„Wie soll ich denn nicht straucheln, wenn der Kostyn-Sohn unter der Brücke sitzt!“

„Der wird noch fünf Jahre dem Bauern die Schweine hüten, ehe die Raben sein Gebein hertragen!“

„Dummes Zeug ist's, was du redest! Der wackre Held steht schon vor dir!“

Sie drangen aufeinander ein, und ehe sich's der Drache versah, schlug der Kostyn-Sohn ihn kurz und klein, schnitt aus den Köpfen die Zungen heraus und steckte sie ein. Sodann kehrte er in den Palast zurück, wo seine Brüder in tiefem Schläfe lagen. Er weckte sie, und als er sah, daß Fäustlinge und Peitsche trocken waren, tadelte er sie nicht. Und weiter ritten sie, den Pfeil des mittleren Bruders zu suchen.

Alsbald gelangten sie vor einen zweiten Palast, und dort lag der Pfeil des mittleren Bruders. Sie traten ein und fanden daselbst noch köstlichere Speisen und Getränke aufgetischt. Sie aßen, tranken und legten sich zur Ruhe. Diesmal war der mittlere Bruder an der Reihe, die Wache zu halten, aber auch er widersetzte sich.

„Gut!“ sagte der Kostyn-Sohn, „dann geh ich.“ Und wiederum gab er ihnen die Fäustlinge und die Peitsche. „Behaltet sie im Auge und schlaft nicht ein! Tropft Schaum von ihnen, so bindet sie los und mein Pferd dazu, tropft aber Blut, so eilt selber, mir beizustehn.“

Sprach's, ging davon und setzte sich unter die Brücke. Um Mitternacht vernahm er dröhnendes Hufgetrappel, und ein sechsköpfiger Drache sprengte herbei. Doch als er auf die Brücke ritt, strauchelte sein Pferd.

„Brr, du elender Wicht!“ rief der Drache. „Strauchle nicht!“

„Wie soll ich denn nicht straucheln, wenn der Kostyn-Sohn unter der Brücke sitzt!“

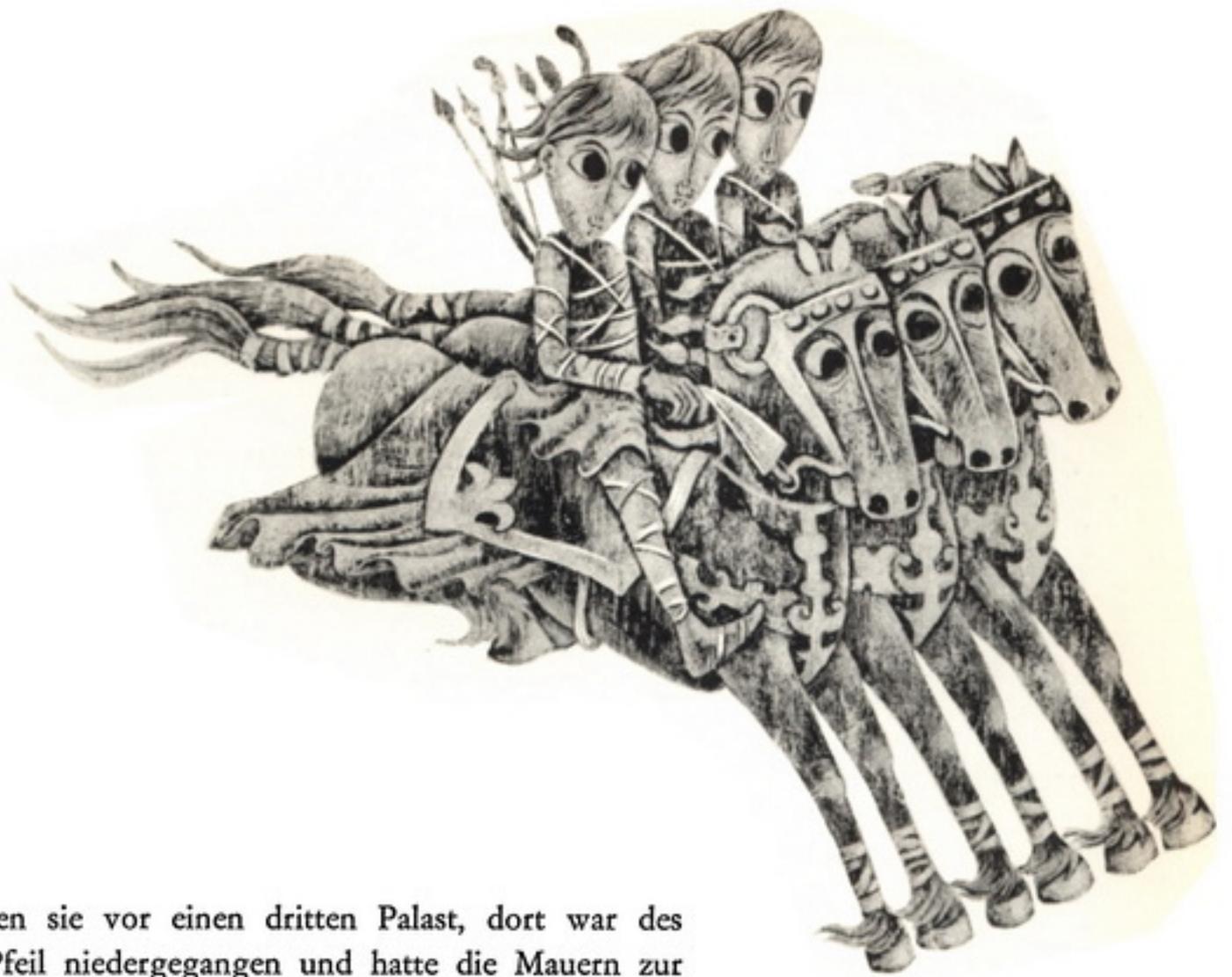
„Der wird noch zehn Jahre dem Bauern die Schweine hüten, und auch dann tragen die Raben sein Gebein noch nicht her!“

„Dummes Zeug ist's, was du redest! Der wackre Held steht schon vor dir!“

Sie sprangen einander an, daß die Funken sprühten und die Erde bebte. Von den Fäustlingen troffen Ströme von Schaum, aber die Brüder lagen in tiefem Schläfe. Mit letzter Kraft besiegte der Kostyn-Sohn den Drachen, schnitt ihm die Zungen heraus, steckte sie ein, kehrte zu seinen Brüdern zurück und rüttelte sie wach.

„So also steht ihr mir bei?“ fragte er.

Hernach ruhten sie noch eine Weile aus und ritten dann fort, den Pfeil des Ältesten zu suchen.



Als bald gelangten sie vor einen dritten Palast, dort war des ältesten Bruders Pfeil niedergegangen und hatte die Mauern zur Hälfte weggerissen. Sie traten ein und stärkten sich.

„Jetzt aber“, sprach der Kostyn-Sohn, „tut mir die Liebe und verschlaft nicht die Zeit. Wenn Blut von den Fäustlingen tropft, müßt ihr mir ungesäumt zu Hilfe eilen.“

Sprach's, ging davon und setzte sich unter die Brücke. Um Mitternacht vernahm er dröhnendes Hufgetrappel, und ein zwölfköpfiger Drache sprenge herbei. Sein Pferd strauchelte, als er auf die Brücke ritt.

„Brr, du elender Wicht! Strauchle nicht!“

„Wie soll ich nicht straucheln, wenn der Kostyn-Sohn unter der Brücke sitzt.“

„Der wird noch fünfzehn Jahre dem Bauern die Schweine hüten, und auch dann tragen die Raben sein Gebein noch nicht her“, sagte der Drache.

„Dummes Zeug ist's, was du redest! Der wackre Held steht schon vor dir!“

Und sie sprangen einander an, daß die Funken sprühten und die Erde wankte. Blitze zuckten, flockiger Schaum troff von den Fäust-



lingen, und Blut quoll hervor. Da stampfte das Pferd im Stall mit den Hufen, daß der Palast zitterte. Die Brüder erwachten, banden flugs alles los, schwangen sich aufs Pferd und jagten hin, dem Bruder beizustehen. Und die Fäustlinge packten und griffen, die Peitsche schlug und zerfetzte, das Pferd wütete und raste. Also überwandten sie den letzten Drachen, verbrannten ihn und streuten seine Asche in alle Winde, auf daß jede Spur von ihm getilgt wäre.

Sie gingen in das unterirdische Drachenreich, nahmen die lebenspendende Sonne, den Mond, die Sterne sowie den Regenbogen und lösten sie aus ihren Fesseln. Sodann schwangen sie sich wieder in den Sattel und machten sich auf die Heimreise. Als sie aber die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten, sagte der Kostyn-Sohn, er habe die Fäustlinge und die Peitsche im Drachenreich vergessen, und es sei doch jammerschade, wenn diese Kleinodien der Drachenbrut zufielen. Er verwandelte sich hierauf in einen Habicht und flog zurück ins Drachenreich, wo noch die Eheweiber und Kinder der getöteten Drachen hausten. Dort angelangt, verwandelte er sich in ein Käterchen, spielte unter dem Fenster, bis es die Kinder erblickten und zur Mutter sagten: „Ei, was für ein hübsches Käterchen, das nehmen wir mit ins Haus.“

„Wartet ab, am Ende droht uns von ihm Verderben. Wir wollen dem Käterchen ein Bröckchen mit Honig und ein zweites mit Drachengift vorwerfen. Nimmt es das mit dem Gift, so ist es uns freundlich gesonnen, nimmt es aber das Honigbröckchen, so ist es unser Feind.“ Und als sie ihm die Bröckchen vorwarfen, sprang das Käterchen sogleich zu dem mit Gift getränkten, rollte es davon und verscharrte es.

„Es ist uns freundlich gesonnen“, sagten sie und nahmen es mit ins Haus.

Am Abend aber trafen alle Hexen zusammen und hielten Rat, wie sie die Kostyn-Söhne verderben könnten. Dabei war auch des ältesten Drachen Eheweib und seine drei Töchter.

„Hör zu!“ sagte die Drachenuutter zu ihrer ältesten Tochter. „Du stellst dich ihnen, wenn sie müde sind, als Bettstatt in den Weg. Wer sich in dich hineinlegt, wird verbluten. Und du“, sprach sie zur zweiten Tochter, „verwandelst dich in einen Quell am Wegesrand. Wer aus dir trinkt, wird zerplatzen. Und du“, sprach sie zur dritten, „verwandelst dich in einen Apfelbaum. Wer einen deiner Äpfel verzehrt, den reißt es in Stücke.“

Der Kostyn-Sohn aber hatte jedes ihrer Worte erlauscht. Er sprang zu den Fäustlingen und der Peitsche und spielte damit.

„Werft die Sachen zum Fenster hinaus!“ sagte die Drachenuutter, als sie das sah. „Sie gehören demjenigen, der unserem Vater das Leben nahm.“

Kaum hatten sie die Handschuhe und die Peitsche hinausgeworfen, da verwandelte sich der Kostyn-Sohn wieder in einen Habicht, ergriff beides und flog seinen Brüdern nach.

Als er sie eingeholt hatte, ritten sie weiter, und bald sahen sie eine schwellende Bettstatt am Wege stehen, die war von einem Bett-himmel überdacht und von grünen Grasteppichen umgeben. Die Brüder eilten dorthin, der Älteste aber kam ihnen zuvor und schlug auf die Bettstatt ein, und Blut strömte hervor. Sie setzten ihren Weg fort. Über kurz oder lang erblickten sie einen herrlichen Apfelbaum, der seine überreifen Früchte fallen ließ. Und wieder kam der Kostyn-Sohn seinen Brüdern zuvor, schlug auf den Apfelbaum ein, und Blut strömte hervor. Sie ritten weiter, und es dauerte gar nicht lange, da erblickten sie einen silberhellen Quell, und weil die Brüder seit Tagen kein Tröpfchen, geschweige denn einen Schluck Wasser getrunken hatten, liefen sie hin zu ihm. Aber der Kostyn-Sohn kam ihnen abermals zuvor, schlug auf die Quelle ein, und Blut strömte daraus hervor.

Als die alte Drachenuutter erfuhr, daß ihre Töchter ums Leben gekommen waren, setzte sie den Brüdern nach. Ihre Oberlippe stieß an den Himmel, die Unterlippe reichte bis unter die Erde, und so flog sie hinter ihnen drein.

Der jüngste Bruder legte das Ohr an den Boden und sagte: „Ach, Brüder, es verfolgt uns die alte Drachenuutter, gar bald wird sie uns eingeholt haben und uns verschlingen!“

„Warte nur ab, womöglich geht es ihr selbst an den Kragen!“

Sie jagten davon, so schnell sie nur konnten, doch die Drachenuutter kam immer näher, gleich würde sie sie einholen, mit Glut und Feuer verzehren. Da sahen sie eine Eisenschmiede am Wege stehen, in die flüchteten sie sich, und kaum hatten sie die Tür hinter sich verriegelt, kam die Drachenuutter schon angerast.

„He, macht auf!“ schrie sie. „Sonst verschling ich euch allesamt und die Schmiede dazu!“

„Leck in die Tür ein Loch. Wir braten dir indessen die Brüder und legen sie dir auf die Zunge!“ riefen die Schmiedegesellen zurück. Und sie hielten ihre Zangen ins Feuer, bis sie glühend waren.

Die Drachemutter hub an zu lecken und leckte auch wirklich in die Tür ein Loch. Und als sie ihre Zunge durchsteckte, schlugen die Schmiedegesellen ihre Zangen hinein, spannten die Drachemutter geschwind vor den Pflug und ließen sie die Berghänge pflügen. Als sie bis zum Meeresstrand gepflügt hatten, fragte die Drachemutter:

„Hattet ihr Vater und Mutter?“

„Freilich.“

„Taten sie Schnitter dinge?“

„Freilich.“

„Ihnen Trank und Speise bringen?“

„Freilich.“

„Dann laßt mich wenigstens trinken.“

Ging zum Meer und trank und trank, bis sie zerplatzte.

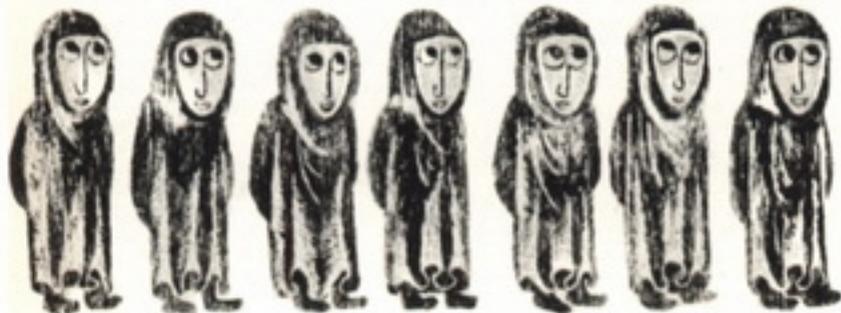
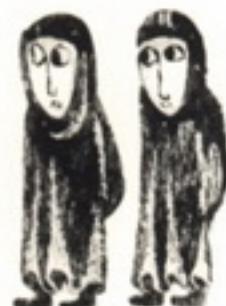
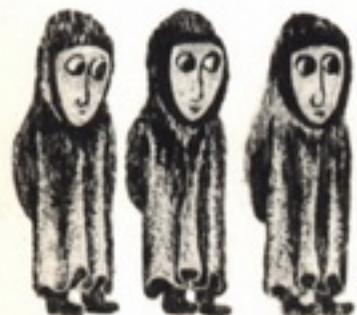
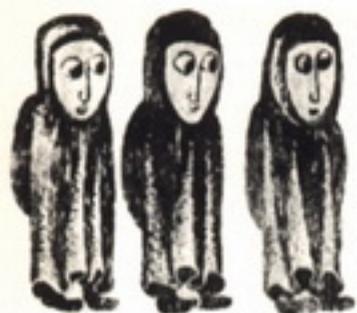


## Über die Dummheit

Es war einmal ein Bauer, der hatte eine dumme Frau. Eines Tages schickte er sie in die Stadt zum Markt, um Gänse zu verkaufen. Auf dem Markt angelangt, wußte die Frau aber nicht, wieviel Geld sie für die Gänse verlangen könnte. Sie hielt einen Bauern an, zu dem sagte sie: „Guter Mann, bleibt ein Weilchen hier stehen und paßt auf meine Gänse auf! Ich will mich inzwischen erkundigen, wieviel ich dafür verlangen kann. Aber“, fuhr sie fort, „damit ich Euch wiedererkenne, wenn ich zurückkomme, nehmt hier meine schafslederne Jacke und haltet sie in der Hand.“

Sie gab ihm die schafslederne Jacke, überließ ihm die Gänse und ging weg. Als sie zurückkam, war der Bauer samt den Gänsen und der schafsledernen Jacke verschwunden. Da ging sie heim und erzählte ihrem Mann, was ihr widerfahren.

Bitterböse wurde der Mann und sagte: „Weil du so dumm bist, verlasse ich dich jetzt und ziehe in die weite Welt! Sollte ich irgendwo ein Weib finden, das so dumm ist wie du, so kehre ich zu dir zurück, wenn nicht, dann leb wohl!“



Machte sich auf und ging. Über eine Weile kam er in ein Dorf und sah eine Frau, die hinter einer Henne herlief und sie verprügelte.

„Was tust du da, gute Frau?“ fragte er.

„Die Henne hat Küchlein, will sie aber nicht an sich saugen lassen!“ entgegnete sie.

„Was gibst du mir, wenn ich dich lehre, die Küchlein zu füttern?“ fragte er.

„Fünfzig Markt Groschen!“

„So bring mir etwas Mehl!“ befahl er.

Sie tat es, er knetete aus dem Mehl einen Teig und krümelte ihn auf die Erde. Die Henne pickte die Krümchen und rief gleichzeitig ihre Küchlein herbei, fütterte sie also. Da beruhigte sich die Frau, gab ihm das Geld, und er zog weiter.

Er ging und ging, und als er in das nächste Dorf kam, sah er eine Frau, die hatte eine Leiter ans Dach gelegt und mühte sich, eine Kuh über die Leiter auf das Dach zu zerren. Zu der ging er hin.

„Was treibt Ihr da, gute Frau?“ fragte er.

„Auf meinem Dach ist ein saftig grünes Gras gewachsen“, entgegnete sie. „Die Kuh soll es abweiden, aber das dumme Tier will nicht die Leiter hinaufklettern.“

„Und was gebt Ihr mir, wenn ich Euch lehre, wie Ihr es machen müßt?“ fragte er.

„Was immer Ihr auch verlangt, nur lehrt es mich!“

Da nahm er eine Sichel, kletterte auf das Dach, sichelte das Gras ab und gab es der Kuh zu fressen. Die Frau gab ihm fünfzig Markt Groschen, und er zog weiter.

Am Rande desselben Dorfes sah er eine Frau, die rannte mit einem Sieb über den Hof und schwenkte es immer zur Tür hin.

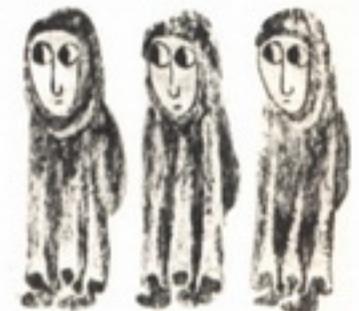
„Was tut Ihr da, gute Frau?“

„Ach“, erwiderte sie, „ich will die Sonne in die Hütte treiben, dieweil es drinnen gar so dunkel ist, aber ich bring's nicht fertig.“

„Was gebt Ihr mir, wenn ich sie Euch flugs hineintreibe?“

„Hundert Markt Groschen!“

Da nahm er Axt und Säge, schlug ein Loch in die Wand, setzte einen Fensterrahmen ein, und schon fiel der Sonnenschein in die Hütte. Der Mann ließ sich von der Frau die hundert Markt Groschen geben und ging heim, zurück zu seiner Frau. Zu der sagte er: „Es gibt noch mehr Weiber auf der Welt, so dumm wie du, am Ende gar noch dümmer!“





## Die einzige Rettung

Ein Landgendarm wollte einen zugefrorenen Fluß überqueren und brach dabei im Eis ein. Die Leute strömten herzu, und etliche holten Bootshaken. Da kam ein Bauer des Wegs.

„Wozu die Aufregung?“ fragte er.

„Der Landgendarm ertrinkt!“

„Zeigt ihm einen Rubel, dann springt er heraus.“



## Der Iltis

Es waren einmal ein Großvater und eine Großmutter, denen stahl ein Iltis die Kücken. Eins nach dem andern schleppte er sie weg, und zu guter Letzt holte er auch noch die Glucke. Da sagte der Mann: „Ich will ausziehen und den Iltis verprügeln!“ Sprach's und machte sich auf den Weg.

Wie er so ging, begegnete er einem Kuhfladen.

„Wohin des Weges, Großvater?“

„Den Iltis verprügeln.“

„Ich geh mit.“

„Komm!“



Zu zweit wanderten sie weiter. Da begegneten sie einem Baststreifen.

„Wohin des Weges, Großvater?“

„Den Iltis verprügeln.“

„Ich geh mit.“

„Komm!“



Zu dritt wanderten sie weiter. Da begegneten sie einem Stöckchen.

„Wohin des Weges, Großvater?“

„Den Iltis verprügeln.“

„Ich geh mit.“

„Komm!“



Zu viert wanderten sie weiter. Da begegneten sie einer Eichel.

„Wohin des Weges, Großvater?“

„Den Iltis verprügeln.“

„Ich geh mit.“

„Komm!“



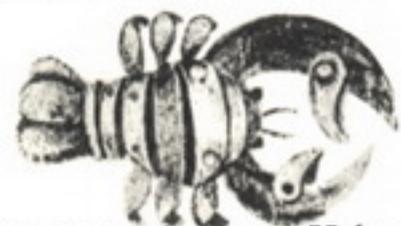
Zu fünft wanderten sie weiter. Da begegneten sie einem Krebs.

„Wohin des Weges, Großvater?“

„Den Iltis verprügeln.“

„Ich geh mit.“

„Komm!“



Zu sechst wanderten sie weiter. Da begegneten sie einem Hähnchen.

„Wohin des Weges, Großvater?“

„Den Iltis verprügeln.“

„Ich geh mit.“

„Komm!“



Vor der Iltishütte angelangt, spähten sie ins Fenster und sahen, daß der Iltis nicht daheim war. Da traten sie ein und versteckten sich. Die Eichel kullerte in den Ofen, der Kuhfladen klatschte auf die Schwelle, der Baststreifen glitt unter die Schwelle, das Stöckchen rollte auf die Pritsche, der Krebs sprang ins Waschfaß, das Hähnchen flog auf den Kleiderhaken, und der Großvater kletterte auf den Ofen. Als der Iltis angerannt kam, blähte sich die Eichel im Ofen und rief:

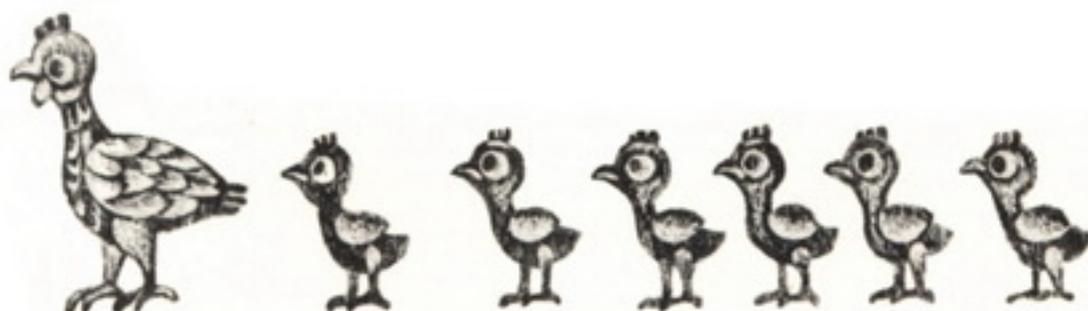
„Iltis, Iltis, merk es dir,  
wackre Leute, die sind hier,  
prügeln werden sie den Dieb  
mit gar manchem hartem Hieb  
und die Glucke dann befrein,  
das wird eine Freude sein!“

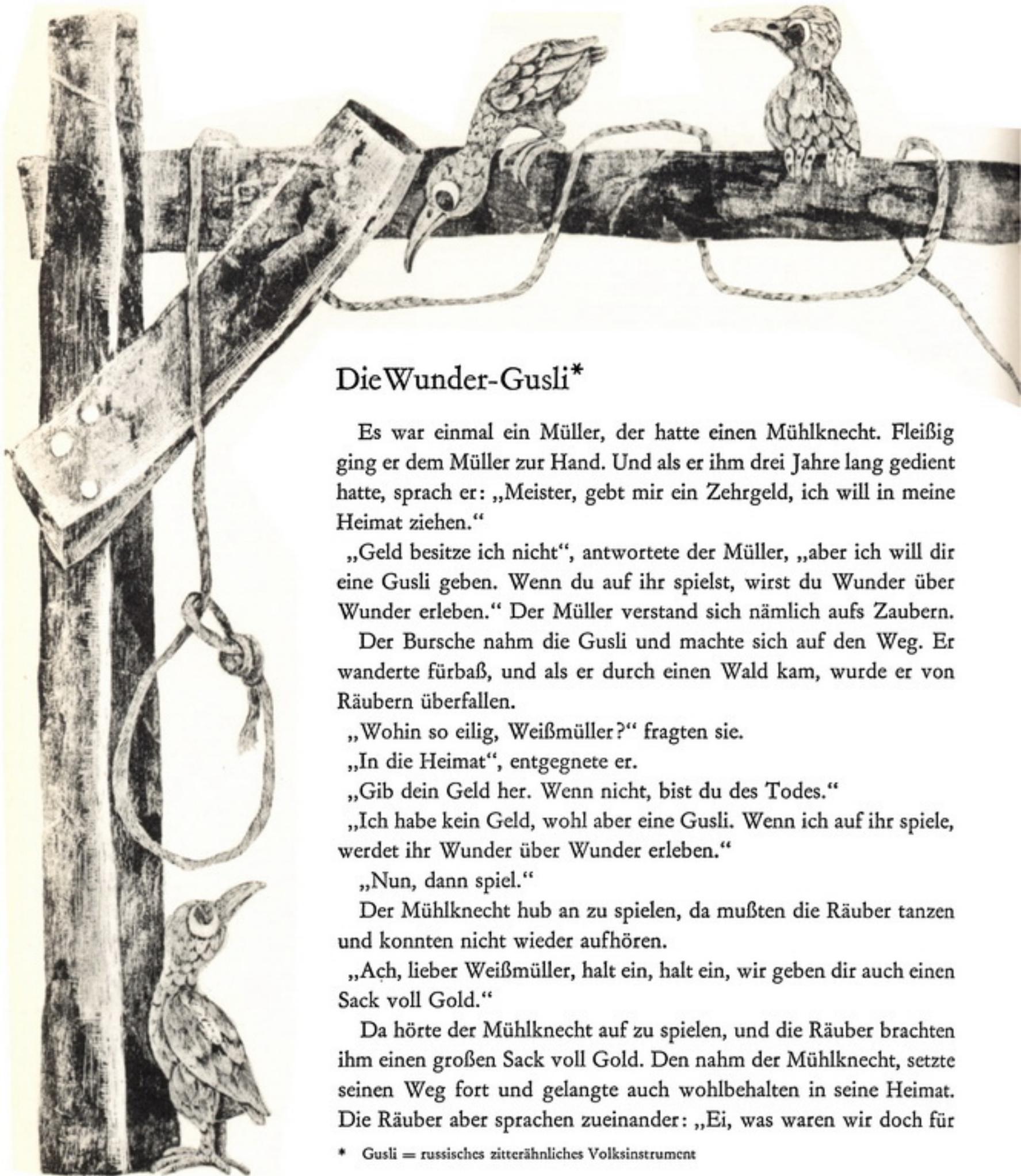
„Was soll das heißen?“ schrie der Iltis.  
Und die Eichel wiederholte:

„Iltis, Iltis, merk es dir,  
wackre Leute, die sind hier,  
prügeln werden sie den Dieb  
mit gar manchem hartem Hieb  
und die Glucke dann befrein,  
das wird eine Freude sein!“



Der Iltis bekam einen Riesenschreck und rannte zum Waschfaß, da kniff ihn der Krebs ins Bein. Er rannte zum Kleiderhaken, da flog ihm das Hähnchen auf den Kopf. Er rannte zur Schwelle, da rutschte er auf dem Kuhfladen aus und verstrickte sich im Baststreifen. Im selben Augenblick sprang das Stöckchen von der Pritsche und prügelte ihn windelweich. Der Großvater aber nahm die Glucke unter den Arm, fing die Kücken ein und kehrte wohlbehalten nach Hause zurück.





## Die Wunder-Gusli\*

Es war einmal ein Müller, der hatte einen Mühlknecht. Fleißig ging er dem Müller zur Hand. Und als er ihm drei Jahre lang gedient hatte, sprach er: „Meister, gebt mir ein Zehrgeld, ich will in meine Heimat ziehen.“

„Geld besitze ich nicht“, antwortete der Müller, „aber ich will dir eine Gusli geben. Wenn du auf ihr spielst, wirst du Wunder über Wunder erleben.“ Der Müller verstand sich nämlich aufs Zaubern.

Der Bursche nahm die Gusli und machte sich auf den Weg. Er wanderte fürbaß, und als er durch einen Wald kam, wurde er von Räubern überfallen.

„Wohin so eilig, Weißmüller?“ fragten sie.

„In die Heimat“, entgegnete er.

„Gib dein Geld her. Wenn nicht, bist du des Todes.“

„Ich habe kein Geld, wohl aber eine Gusli. Wenn ich auf ihr spiele, werdet ihr Wunder über Wunder erleben.“

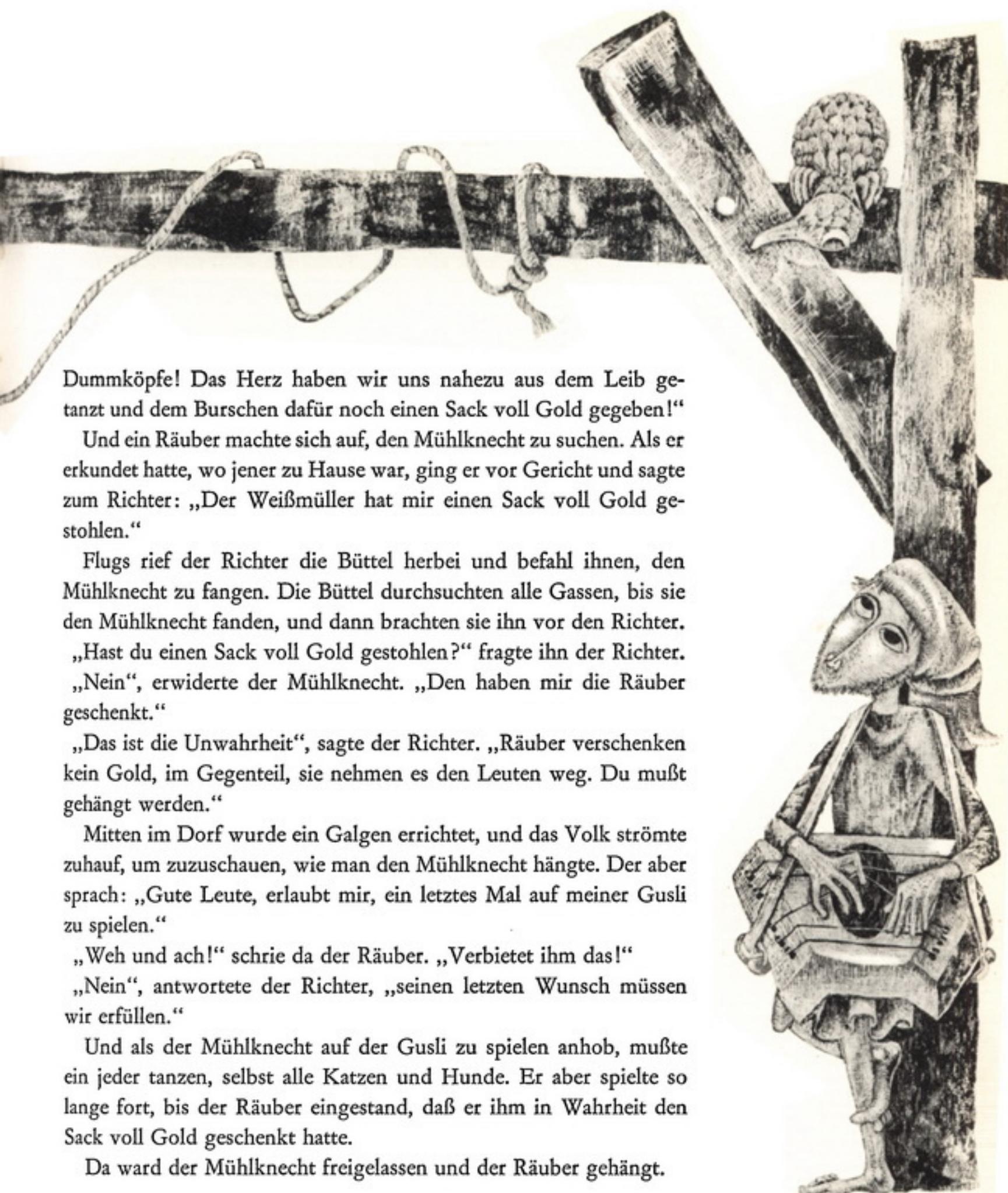
„Nun, dann spiel.“

Der Mühlknecht hub an zu spielen, da mußten die Räuber tanzen und konnten nicht wieder aufhören.

„Ach, lieber Weißmüller, halt ein, halt ein, wir geben dir auch einen Sack voll Gold.“

Da hörte der Mühlknecht auf zu spielen, und die Räuber brachten ihm einen großen Sack voll Gold. Den nahm der Mühlknecht, setzte seinen Weg fort und gelangte auch wohlbehalten in seine Heimat. Die Räuber aber sprachen zueinander: „Ei, was waren wir doch für

\* Gusli = russisches zitterähnliches Volksinstrument



Dummköpfe! Das Herz haben wir uns nahezu aus dem Leib getanzt und dem Burschen dafür noch einen Sack voll Gold gegeben!“

Und ein Räuber machte sich auf, den Mühlknecht zu suchen. Als er erkundet hatte, wo jener zu Hause war, ging er vor Gericht und sagte zum Richter: „Der Weißmüller hat mir einen Sack voll Gold gestohlen.“

Flugs rief der Richter die Büttel herbei und befahl ihnen, den Mühlknecht zu fangen. Die Büttel durchsuchten alle Gassen, bis sie den Mühlknecht fanden, und dann brachten sie ihn vor den Richter. „Hast du einen Sack voll Gold gestohlen?“ fragte ihn der Richter. „Nein“, erwiderte der Mühlknecht. „Den haben mir die Räuber geschenkt.“

„Das ist die Unwahrheit“, sagte der Richter. „Räuber verschenken kein Gold, im Gegenteil, sie nehmen es den Leuten weg. Du mußt gehängt werden.“

Mitten im Dorf wurde ein Galgen errichtet, und das Volk strömte zuhauf, um zuzuschauen, wie man den Mühlknecht hängte. Der aber sprach: „Gute Leute, erlaubt mir, ein letztes Mal auf meiner Gusli zu spielen.“

„Weh und ach!“ schrie da der Räuber. „Verbietet ihm das!“

„Nein“, antwortete der Richter, „seinen letzten Wunsch müssen wir erfüllen.“

Und als der Mühlknecht auf der Gusli zu spielen anhub, mußte ein jeder tanzen, selbst alle Katzen und Hunde. Er aber spielte so lange fort, bis der Räuber eingestand, daß er ihm in Wahrheit den Sack voll Gold geschenkt hatte.

Da ward der Mühlknecht freigelassen und der Räuber gehängt.

## Der eiserne Wolf

Es war einmal ein Zar, der hatte einen Sohn namens Iwan. Eines Tages ritt Iwan Zarensohn auf die Jagd und geriet in einen dichten Wald. Er durchzog ihn die Kreuz und die Quer, als plötzlich ein goldgefiedertes Vögelchen vor ihm herflog. Er legte seine Büchse an, um es zu schießen, da aber raschelte es hinter ihm. Und als er sich umwandte, erblickte er den eisernen Wolf. Der kam geradewegs auf ihn zugelaufen und sprach: „Soviel ich auch schon im Wald umhergestreift bin, einen Zarensohn hab ich noch niemals zu Gesicht bekommen. Jetzt aber kann ich mich am Zarenfleisch gütlich tun.“

„Alles will ich dir geben, wonach es dich auch gelüsten mag, nur friß mich nicht!“ bat da der Zarensohn.

„Gut denn“, meinte der Wolf, „so will ich dich jetzt nicht fressen, sondern erst, wenn du Hochzeit machst.“

Iwan Zarensohn aber dachte nicht ans Heiraten, bis sein Vater schließlich zu ihm sagte: „Halte Hochzeit, mein Sohn, es ist Zeit.“

„Nein“, widersprach der Zarensohn, „ich will nicht heiraten. Als ich einstmals auf der Jagd war, drohte mir der eiserne Wolf, er werde mich fressen, wenn ich Hochzeit mache.“

„Fürchte nichts, mein Heer ist groß genug, den Wolf zu bezwingen!“ entgegnete der Vater.

Also ritten sie in ein anderes Reich und freiten eine Zarentochter. Sie gingen in die Kirche, wo der Pope die jungen Leute vermählte, und fuhren dann mit der Zarentochter heim zum Hochzeitsfest.

Der Zar stellte sein Heer in einem Ring um das Haus. Das junge Paar aber führte man zur Hochzeitstafel, füllte die Gläser mit Kornbranntwein, und alle tranken den Jungvermählten zu. Kaum aber spielten die Musikanten zum Tanz auf, als das Heer schrie: „Der Wolf kommt! Der Wolf kommt!“

Da stürmte der eiserne Wolf auch schon heran, und die Soldaten beschossen ihn, was das Zeug hielt, aber sie vermochten nichts gegen ihn auszurichten. Unversehrt rannte er weiter und biß um sich. Als der Zarensohn den Wolf schnurstracks auf das Haus zukommen sah, rief er: „Sattelt mir ein schnelles Pferd!“

Flugs sattelten ihm die Soldaten ein schnelles Pferd, er schwang sich hinauf, flog wie ein Vogel davon, und der Wolf setzte ihm nach. Weit über die Steppen jagte der Zarensohn, und endlich erblickte

er ein Hüttlein, das stand auf einem Hühnerbein. Dort hinein flüchtete er sich. In der Hütte aber saß eine Hexe mit ihren drei Töchtern. Der Zarensohn grüßte, und die Hexe fragte ihn: „Kamst du aus freien Stücken oder durch des Schicksals Tücken?“

„Kam nicht aus freien Stücken her, hab ein Schicksal gar so schwer“, erwiderte der Zarensohn.

Da fragte die Hexe: „Und warum ist dein Schicksal gar so schwer?“

„Weil der eiserne Wolf mich fressen will.“

„Heirate meine älteste Tochter, und ich fresse den Wolf“, entgegnete darauf die Hexe. Der Zarensohn gelobte, die Hexentochter zu heiraten. Und da kam der Wolf auch schon in die Hütte gesprungen. Die Hexe brachte ihm flink das Essen, er setzte sich an den Tisch und knurrte: „Puh, puh, wie riecht es hier nach Menschenfleisch!“

„Du hast gewiß den Zarensohn gefressen“, sagte die Hexe.

„Nein“, antwortete der Wolf, „der ist mir entwischt.“

„Solltest du keinen Appetit mehr auf ihn haben, so laß ihn unsere älteste Tochter heiraten.“ Die Hexe war nämlich das Ehefrau des eisernen Wolfs.

„Wenn es sich so verhält, dann soll's mir recht sein, ohnehin stellt sich kein Teufel als Freier ein“, knurrte der Wolf.

Sie ließen den Zarensohn ins Haus, und der Wolf sprach: „Weil ich dich entwischt ließ, nimmst du auf der Stelle meine Tochter zur Frau.“

So blieb denn der Zarensohn bei der Hexentochter. Aber er liebte sie nicht übermäßig. Das merkten der Wolf und die Hexe gar bald, und sie hielten miteinander Rat, wie sie ihm ans Leben könnten. Die Hexentochter stellte sich todkrank, er aber ward in den Wald geschickt, um das lebenspendende Heilwasser zu holen. Da ging er zu seinem Pferd und sprach: „Jetzt bin ich verloren!“

Das Pferd aber sagte: „Sitz auf!“

Als sie durch den Wald ritten, sahen sie ein paar Rabenjunge am Erdboden liegen. Der Zarensohn wollte sie aufnehmen, doch da flog die Rabenmutter herbei und krächzte: „Krah, krah! Hörte einst von ungefähr, 's käm der Zarensohn daher!“ Und fragte: „Kommst du nun aus freien Stücken oder durch des Schicksals Tücken?“

„Hab ein Schicksal gar so schwer, kam nicht aus freien Stücken her“, gab der Zarensohn zur Antwort.

Da sagte die Rabenmutter: „Nimm dir, was du magst, nur laß mir meine Rabenkinder ungeschoren.“

Der Zarensohn aber erwiderte: „Ich will dir nichts nehmen, beschaff mir nur das lebenspendende Heilwasser!“

„Das will ich wohl tun, gebiete ich doch selber darüber.“

Die Rabenmutter flog zu einem Vöglein, trug ihm auf, das Wasser zu holen, und sagte: „Wenn du in den Brunnen geflogen bist und das Wasser geschöpft hast, schwing dich nicht hoch, sondern flieg seitwärts davon.“

Das Vöglein schöpfte das Wasser und flog seitwärts davon. Als es weit fortgeflogen war, krächzte die Rabenmutter durch den ganzen Wald: „Krah, krah, krah!“

Die Schlangen aber, die das Wasser bewachten, glaubten, die Rabenmutter rufe: „Stahl, stahl, stahl!“ Sie fuhren hoch und spien Feuer. Als sie aber weit und breit keinen Dieb entdecken konnten, sagten sie zur Rabenmutter: „Du lügst, niemand stahl!“

Unterdessen war das Vöglein bei Iwan Zarensohn angelangt und gab ihm das Wasser. Der Zarensohn schwang sich aufs Pferd und ritt davon. Unterwegs kam er an eine Hütte, in der saß ein alter Mann. Der Zarensohn trat ein und sprach: „Guten Tag, Großvater!“

„Sei mir gegrüßt, Zarensohn! Kommst du aus freien Stücken oder durch des Schicksals Tücken?“

„Hab ein Schicksal gar so schwer, kam nicht aus freien Stücken her“, entgegnete der Zarensohn. Und er erzählte dem alten Mann, was alles ihm widerfahren war.

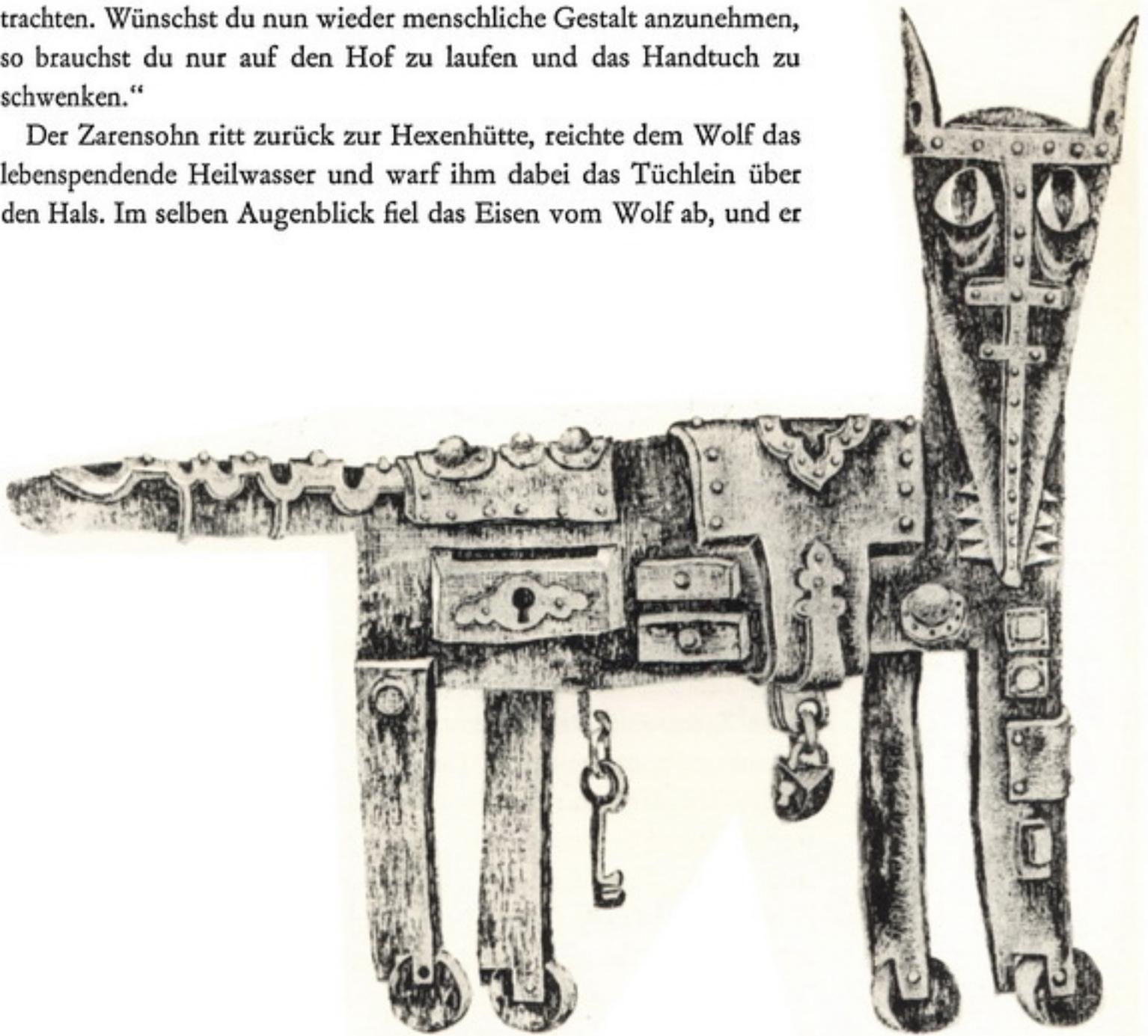
Nun war aber kurz zuvor des alten Mannes Frau gestorben, und er hatte sie gerade begraben wollen. Der Zarensohn besprengte sie mit dem lebenspendenden Heilwasser, und sie erwachte wieder zum Leben. Als Dank dafür gab ihm der alte Mann ein Tüchlein und lehrte ihn, wie er den Wolf bezwingen könne.

„Wirf“, so sprach er, „wenn du zurückgekehrt bist, dem Wolf das Tüchlein über den Hals, dann fällt das Eisen von ihm ab, und er verwandelt sich in einen zwölköpfigen Drachen. Schlag zuerst von rechts zu, und es werden ihm sechs Köpfe abfliegen, schlag sodann von links zu, und die übrigen sechs Köpfe werden ihm abfliegen.“

Als der Zarensohn schon an der Türschwelle stand, gab ihm der Alte noch ein kleines Handtuch und sagte: „Nimm hier dieses Handtuch, und wenn du den Wolf getötet und die Hexenhütte verlassen hast, dreh dich um, schwenke es, und du wirst dich in ein Käterchen

verwandeln. Lauf in die Hütte zurück und horche auf das, was drinnen gesprochen wird. Sie werden dir gewiß nach dem Leben trachten. Wünschst du nun wieder menschliche Gestalt anzunehmen, so brauchst du nur auf den Hof zu laufen und das Handtuch zu schwenken.“

Der Zarensohn ritt zurück zur Hexenhütte, reichte dem Wolf das lebenspendende Heilwasser und warf ihm dabei das Tüchlein über den Hals. Im selben Augenblick fiel das Eisen vom Wolf ab, und er



verwandelte sich in einen fürchterlichen zwölköpfigen Drachen. Der Zarensohn schlug von rechts zu, da flogen ihm sechs Köpfe ab, drehte rasch den Säbel um und schlug von links zu, da flogen die übrigen sechs Köpfe ab. Den Köpfen schnitt er die Zungen heraus, verbrannte den Drachen und streute die Asche in alle Winde. Nachdem er den Drachen also glücklich besiegt hatte, sattelte er sein Pferd und machte sich auf den Heimweg. In der Steppe angelangt, entsann er sich der Weisung des alten Mannes. Er ritt zurück zur

Hexenhütte und band sein Pferd an eine Eiche. Dann schwenkte er das Handtuch, verwandelte sich in ein Käterchen, lief vor die Tür und miaute.

Da sprach die alte Hexe zu ihren Töchtern: „Laßt das Käterchen herein, denn wie der vermaledeite Zarensohn unseren Ernährer umgebracht hat, wird er vielleicht auch dem Tier den Garaus machen wollen.“

Sie ließen das Käterchen herein, setzten sich sodann auf den Ofen und hielten Rat, wie sie dem Zarensohn ans Leben könnten.

„Ich will in die Steppe gehen und mich in einen Quell verwandeln“, sagte die älteste Tochter. „Trinkt er aus mir, so wird er elend zugrunde gehen.“

„Und ich will mich in einen Apfelbaum mit goldenen Früchten verwandeln“, sagte die mittlere Tochter. „Ißt er ein Äpfelchen von mir, so wird er elend zugrunde gehen.“

„Und ich will mich in eine Stube verwandeln, wo Speisen und Getränke aufgetischt sind“, sagte die Jüngste. „Tritt er ein und ißt und trinkt, so wird er zerplatzen.“

Das Käterchen erlauschte alles, was sie besprachen, lief sodann flugs zur Tür hinaus, schwenkte das Handtuch und ward wieder Iwan Zarensohn. Der kehrte zu seinem Pferd zurück, schwang sich hinauf und sprengte davon. Lange ritt er durch Wald und Flur, und schließlich plagte ihn der Durst. Als er einen Quell erblickte, sprang er vom Pferd und wollte daraus trinken. Da aber hub sein Pferd zu reden an und sprach: „Trink nicht, sonst stirbst du.“

Also trat er an den Quell heran, schlug über Kreuz mit dem Säbel nach ihm, und es quoll Blut daraus hervor. Er setzte seinen Weg fort und gelangte zu einem Apfelbaum, der goldene Äpfelchen trug. Er ritt hin, schlug über Kreuz mit dem Säbel nach ihm, und es quoll Blut aus dem Stamm hervor. Sodann ritt er weiter, bis er eine Stube erblickte, in der alle erdenklichen Speisen und Getränke aufgetischt waren. Er sprang vom Pferd, trat ein und schlug über Kreuz mit dem Säbel gegen die Wände, da rann das Blut nur so herab. Und wiederum schwang er sich aufs Pferd und ritt nun ohne Aufenthalt heim. Als er ins Haus trat, wie groß war da die Freude! Sein Weib und seine Eltern setzten sich um ihn herum, er berichtete ihnen von den vielgestaltigen Abenteuern und Gefahren, die er zu bestehen hatte, und wenn er nicht gestorben ist, dann lebt er noch heute, liebt sein junges Weib und regiert sein Land.

## Der Bauer und der Krämer

Ein Bauer kam in einen Kramladen.

„Zeig mir mal das Glas dort mit den Bonbons!“ sagte er zum Krämer.

Der Krämer gab es ihm, und der Bauer roch daran.

„Nein, die will ich nicht, zeig mir die andern.“

Der Krämer tat es. Der Bauer roch daran, doch auch diese Bonbons behagten ihm nicht.

„Zeig mir jene dort!“ rief er.

Ärgerlich reichte ihm der Krämer die dritte Sorte. Ihr Geruch behagte dem Bauern wiederum nicht. Er stellte sie auf den Tisch zurück und schickte sich an, den Laden zu verlassen. Da wurde der Krämer wütend über die unnütz vergeudete Zeit.

„Halt!“ rief er. „Du mußt noch bezahlen!“

„Wofür?“ fragte der Bauer erstaunt.

„Fürs Riechen!“ antwortete der Krämer.

Da kehrte der Bauer um, zog einige Geldstücke aus der Tasche, ließ sie über den Tisch klingeln und steckte sie dann ein.

„Warum nimmst du sie wieder an dich?“ rief der Krämer.

„Was fragst du?“ gab jener zurück. „Wie der Kauf, so die Bezahlung. Ich hab an den Bonbons gerochen, und du hast das Geld klingeln gehört, somit sind wir quitt.“



## Der Hellseher

Es war einmal ein armer Mann, der auszog, sich als Knecht zu verdingen. Aber wo immer man ihn auch dinge, welchen Lohn man ihm auch zahlen wollte, stets lehnte er ab mit den Worten: „Lehrt mich die Sprache der Tiere zu verstehen, dann will ich mich verdingen.“ Aber darauf verstand sich natürlich niemand.

Eines Tages begegnete ihm ein alter Mann, der sprach: „Verding dich bei mir!“

„Könnt Ihr mich auch lehren, die Sprache der Tiere zu verstehen?“

„Gewiß“, antwortete der Alte. „Dafür mußt du mir aber ein Jahr lang die Arbeit verrichten, die ich dir auftrage. Doch nur, wenn du sie vollbringst, lehre ich dich die Sprache der Tiere, sonst nicht.“

Also verdingte sich der Mann bei dem Alten, und der trug ihm auf, einen Ofen zu heizen, der nie verlöschen durfte. Darauf gab ihm der Alte zwei Pferde und sprach: „Mit diesen Pferden mußt du Brennholz anfahren, und füttern mußt du sie mit Kohlen. Gib gut acht, daß der Ofen nicht ausgeht. Selbst wenn er nur ein kleines Weilchen erlischt, war all deine Mühe umsonst.“

Sprach's und verschwand. Der Mann aber machte sich an die Arbeit. Unermüdlich fuhr er Brennholz zum Ofen, doch nie war es genug; kaum hatte er das Holz hineingeworfen, war es auch schon verbrannt. Als er einmal die Pferde fütterte, huben sie an zu sprechen: „Wirf uns keine Kohlen vor, gib uns lieber ein wenig Heu, dann schaffen wir die Arbeit allein.“

So warf er ihnen Heu vor, und während er früher ohne Rast und Ruh Brennholz angefahren hatte und es doch nie genug gewesen war, so konnte er sich nun gute Weile damit lassen und zwischendurch auch verschnafen, der Ofen erlosch trotzdem nicht. Als ein Jahr verstrichen war, forderte der Mann seinen Lohn.

„Geh nur“, sagte der Alte, „jetzt verstehst du die Sprache der Tiere.“

Der Mann zog los und wanderte über Land, bis er eine Schenke erblickte, die an der Straße stand. Dort will ich übernachten, dachte er in seinem Sinn. Plötzlich hörte er einen Raben krächzen: „Heute nacht wird die Schenke abbrennen, wer darin nächtigt, wird elend zugrunde gehen.“

Der Mann verstand jedes Wort, kehrte nicht in der Schenke ein, sondern wanderte weiter. Da kam ein Fuhrmann des Wegs gefahren.

„Grüß dich!“

„Grüß dich!“

Sie fragten einander nach dem Wohin und Woher, und der Fuhrmann sagte: „Verding dich bei mir!“

„Einverstanden“, antwortete der Mann. „Und wo wollen wir übernachten?“ fragte er seinen neuen Herrn.

„Dort drüben in der Schenke!“

„Nein, Herr, laß uns lieber in der Steppe bleiben!“

Sie machten halt, und kaum hatten sie sich zur Ruhe gelegt, da hörte der Mann, wie des Fuhrmanns Hündchen bellte: „He, steht auf, die Schenke brennt!“

Der Mann weckte seinen Herrn, der dankte jenem, daß er ihm abgeraten hatte, in der Schenke zu übernachten, und sein Vertrauen zu ihm wuchs. Als sie aber schon fast daheim waren, hörte der Mann, was sich die Spatzen zuzwitscherten, und sagte zu seinem Herrn: „Jemand hat Euch um Euer Gold und Euer Silber bestohlen, und darüber grämt sich Eure Hausfrau so sehr, daß sie allzeit ein Messer bei sich trägt, mit dem will sie sich durchbohren, sobald sie Euer ansichtig wird. Wir sollten die Fuhrwerke ein paar Werst vom Haus entfernt halten lassen und zu Fuß hingehen. Wenn sie dann aus dem Hause kommt, treten wir von hinten an sie heran und nehmen ihr das Messer weg.“

So taten sie auch. Als die Hausfrau zur Gartenpforte kam, hielten sie ihr die Hände fest, und der Fuhrmann sagte zu ihr: „Gräm dich nicht länger! Nur gut, daß der Familie nichts zugestoßen ist.“

Danach ließen sich die Knechte zum Nachtmahl nieder, und der Hellscher mit ihnen. Während des Essens warfen sie die Knochen unter den Tisch. Als der Hofhund danach schnappte, knurrte des Fuhrmanns Hündchen böse: „Hast Hab und Gut des Herrn nicht gehütet, die Knöchlein aber willst du fressen.“

„Wie sollt ich es vor dem Dieb im eignen Hause hüten?“ entgegnete der Hofhund. „Alles Gold und Silber liegt im Misthaufen vergraben.“

Der Hellscher, der jedes Wort verstanden, ging nach dem Nachtmahl zu seinem Herrn und sprach: „Dort und dort liegt all Euer Besitz vergraben.“

Nicht lange, und der Herr gab ihm seine Tochter zur Frau, machte ihn zu seinem Eidam, so lieb hatte er ihn gewonnen. Schon bald aber setzten die anderen Fuhrleute der jungen Frau zu: „Warum





hast du einen Knecht geheiratet? Frag ihn aus, woher sein Wissen stammt, dann können wir ihn aus der Welt schaffen.“

Sie begann auch gleich: „Sag mir doch, lieber Mann, wie errätst du das alles?“

„Wenn ich es dir sage, muß ich auf der Stelle sterben.“

Das focht sie nicht an, sie beharrte auf ihrem Verlangen.

„Nun“, sagte der Hellseher schließlich, „dann kleide mich zum Sterben, bring mir ein sauberes Hemd.“

Er legte das Totengewand an und wollte sich schon auf die Ofenbank betten, sagte aber: „Ich will doch vorher noch einmal die Hühner füttern.“

Er nahm ein Maß Hirse und ging auf den Hof. Die Hühner liefen ohne den Hahn herbei; der kam erst später angerannt.

„Da hol euch doch dieser und jener!“ krächte er. „Wenn ich irgendwo ein Körnlein finde, freß ich es nicht selber, sondern ruf euch zusammen, ihr aber versäumtet sogar jetzt, mich herbeizuholen. Euch kann man ebensowenig vertrauen, wie unser dummer Herr seinem Weib vertraut, euch müßte man die Federn ausrupfen.“

Da ging dem Hellseher ein Licht auf. Er lief in die Hütte und packte sein Weib bei den Zöpfen.

„So erfähr ich's!“ sprach er.

Er beutelte sie tüchtig durch, und fortan lebten sie in Frieden miteinander.



## Wieviel Land der Zar meinem Großvater zuteilte

Diese Geschichte trug sich damals zu, als man die Bauern aus der Leibeigenschaft befreite und ihnen Land zuteilte. Auch mein Großvater erhielt ein Stück Land für die treuen Dienste, die er dem Pan geleistet hatte.

Im Frühjahr nun borgte sich Großvater von seinem Nachbarn ein Pferdegespann und machte sich auf, das eigene Land zu pflügen. Er suchte es den ganzen Tag. Aber soviel er auch suchte, er konnte es nicht finden. An allen Feldern ging er entlang, sämtliche Landstücke durchmaß er von einem Grenzrain zum anderen, fast starrte er sich die Augen aus dem Kopf, sein Land aber konnte er nicht entdecken.

Ärgerlich darüber, daß er den ganzen Tag für nichts und wieder nichts vertan hatte, kletterte er auf den Leiterwagen zurück, pff seinem Hund und wollte heimfahren. Der Hund sprang auf und reckte sich. Da fiel Großvaters Blick auf die Stelle, wo das Tier gelegen hatte, und er schüttelte zornig die Fäuste.

„Daß dich der Teufel hole!“ schimpfte er. „Hätt ich dir schon früher gepfiffen, dann wär dieser Tag nicht verloren! Hat sich doch dieser verwünschte Köter ausgerechnet auf das Feld gelegt und es mit seinem Körper restlos verdeckt! Und ich renn inzwischen durch die Fluren und zerbrech mir den Kopf, wo es geblieben sein mag!“

Seit diesem Vorkommnis nahm Großvater seinen Hund niemals wieder mit aufs Feld.



## Iwan Zarensohn und Iwan Köchinsohn

Es war einmal ein Zar, dessen einzige Tochter war so schön, daß einem die Augen übergingen. Eines Tages nun erkrankte sie. Der Zar berief alle Ärzte und Heilkundigen seines Reiches, aber keiner vermochte ihr zu helfen. Da verkündete der Zar, er wolle denjenigen, der sie wieder gesund mache, über alle Maßen belohnen, einerlei, ob es ein Bettler, ein Kaufmann oder ein altes Weib sei.



Als bald fand sich ein Bettler ein, der sprach zum Zaren: „Laßt innerhalb eines einzigen Tages ein Netz knüpfen aus einem Garn, das innerhalb eines einzigen Tages gesponnen, gezwirnt und gedreht wurde. Dieses Netz werft im Teich aus und fangt damit Schmerlen. Die Schmerlen laßt braten und gebt sie Eurer Tochter zu essen.“

Die Diener knüpfen das Netz und warfen es aus, es blieb aber leer. Sie warfen es ein zweitesmal aus, da blieb es wieder leer. Beim dritten

Male aber fingen sie die Schmerlen und trugen sie eilends in die Küche. Die Köchin briet die Schmerlen und brachte sie der Zarentochter. Doch nur ein kleines Fischlein konnte sie davon essen, so schwach war sie schon. Kaum aber hatte sie es verzehrt, wurde sie sogleich gesund und fröhlich wie zuvor. Die Köchin trug die übriggebliebenen Schmerlen hinaus und aß sie auf. Bald darauf wurden die Zarentochter und die Köchin schwanger, und als die Zeit gekommen war, gebar jede einen Sohn. Sie nahmen die Neugeborenen, wickelten



sie in Tücher und setzten sie im Wald aus. Dort fand sie der Küster, und weil er keine Kinder hatte, nahm er sie zu sich. Die beiden Knaben wuchsen nicht nach Tagen, sondern nach Minuten. Als sie nun erwachsen waren, zogen sie aus, ihr Glück zu suchen. Dazu aber brauchten sie jeder ein Pferd, doch wohin sie ihre Schritte auch lenkten, wo immer sie auch einkehrten, kein Pferd entsprach ihren Wünschen. Schließlich begegneten sie einem Mann, der führte zwei Pferde am Zaum. Die erprobten sie sogleich. Als Iwan Zarensohn



ihnen die Hand auflegte, standen sie fest auf den Beinen, als aber Iwan Köchinson ihnen die Hand auflegte, knickten sie ein.

„Nun“, sprach er, „die wollen wir nehmen.“

Sie stiegen auf und ritten los. Über kurz oder lang kamen sie an einen Kreuzweg. Dort stand ein Wegweiser, auf dem zu lesen war: „Wer nach rechts reitet, wird Eidam des Zaren; wer nach links reitet, gelangt in ein Zarenreich, wo ein Drache haust, der die Menschen frißt und ihnen kein Wasser gibt. Von dem Tau aber, der dort fällt, wird ein jeder zerrissen, auch wenn ihn nur ein einziger Tropfen trifft.“

Da sprach Iwan Köchinson: „Reite du nach rechts, Bruder, ich will nach links reiten.“

Sie führten aber eine Jagdmeute mit sich, denn als sie einst im Walde jagten, hatten ihnen eine Löwin, eine Bärin und eine Wölfin je zwei Junge geschenkt. Diese Meute teilten sie unter sich, alsdann stieß jeder sein Messer in den Wegweiser, und Iwan Köchinson sagte: „Wer von uns beiden wissen will, wie es dem andern geht, der begeben sich hierher. Wessen Messer blutet und Rost angesetzt hat, den soll der andere suchen, auf daß er ihn zumindest begraben kann.“

Iwan Köchinsohn nämlich galt als der Ältere, weil er die meiste Kraft besaß: Seine Mutter hatte ja alle übriggebliebenen Schmerlen gegessen, die Zarentochter hingegen nur das eine winzige Fischlein. Nachdem sie übereingekommen waren, trennten sie sich. Iwan Köchinsohn ritt in das Zarenreich, wo der Drache hauste. Dort angelangt, gebot er der Meute, sein Pferd gut zu behüten, und streckte sich nieder. Kaum war er eingeschlafen, bestimmte die Meute den Wolf zum Wächter für das Pferd, und der Bär und der Löwe legten sich ebenfalls schlafen. Dem Wolf aber fielen auch die Augen zu, und gar bald wurde das Pferd von einem Tautropfen getroffen und zerrissen.

Da stürzten sich der Bär und der Löwe auf den Wolf, bissen und schalten ihn, bis er aufwachte.

„Ei“, meinte der, „das ist nicht so schlimm. Da gehen wir eben zu Fuß.“

Aus Zweigen flochten der Bär und der Löwe eine Sänfte, setzten ihren Herrn hinein und trugen ihn geradewegs in die Stadt, wo der Zar wohnte. Dort fand Iwan Köchinsohn in einer Herberge Unterkunft.

Draußen vor der Stadt aber stand eine Steinsäule, und wem es beschieden war, vom Drachen gefressen zu werden, der mußte sich darauf setzen. Dann kam der Drache herbeigeflogen, packte und fraß ihn und gab dafür den Leuten in der Stadt Wasser.

Eines Tages ging Iwan Köchinsohn auf dem Anger vor der Stadt spazieren, und plötzlich gewahrte er auf der Säule die Zarentochter.

Er kletterte hinauf, holte sie herab, und siehe, da kam auch schon der Drache geflogen.

„He!“ rief er. „Ist da wer? Ich fürchte niemand! Auch nicht Iwan Köchinsohn, denn kein einziges Knöchlein von ihm werden die Raben hierhertragen.“

„Du lügst, da bin ich!“

Sie kämpften miteinander. Iwan Köchinsohn aber bezwang den Drachen, zerschmetterte ihn und streute seine Asche in alle Winde. Dann zog er der Zarentochter einen Ring vom Finger und kehrte in seine Herberge zurück. Dort wußte niemand, daß er es war, der den Drachen getötet hatte, und die Leute erzählten ihm, ein Kriegermann habe die Zarentochter gerettet. Denn als sie in den Zarenpalast zurückgekehrt war, hatte sich sogleich einer eingefunden, der da sagte: „Ich habe sie befreit.“



„Nun, wenn du es warst, kann's kein anderer gewesen sein.“

Und wie sehr die Zarentochter sich auch sträubte, was immer sie auch anstellen mochte, nichts half, sie sollte ihn heiraten.

Als Iwan Köchinsohn davon erfuhr, ging er stracks in den Palast, zeigte der Zarentochter den Ring, und sie erkannte ihn auf den ersten Blick. Da ward der andere gehängt, und Iwan Köchinsohn bekam die Zarentochter zur Frau. Der Zar schenkte ihm sein halbes Reich, und sie lebten in Eintracht miteinander.

Eines Tages zog Iwan Köchinsohn mit seiner Meute auf die Jagd und ritt auch zu jenem Wegweiser, in den sie ihre Messer gestoßen hatten. Er schaute hin – die Messer waren klar und rein.

„Wohl denn“, sprach er, „mein Bruder ist noch am Leben.“

Er wendete sein Pferd und ritt immer geradeaus, bis er in einen Wald gelangte und zu einer Hütte kam. Dort hauste eine dreiköpfige Drachenfrau, die Mutter des Drachen, den er getötet hatte. Er trat ein in die Hütte, es war aber niemand darin. Nicht lange, und die Drachenfrau flog herbei. Als sie Iwan Köchinsohn gewahrte, verneigte sie sich vor ihm und bat ihn flehentlich, sie nicht zu töten. Er tat ihr auch nichts zuleide, nur seine Tiere knurrten sie böse an. Plötzlich fuhr sie herum, schwenkte ein Handtuch, da ward er mit seinen Tieren sogleich zu Stein.

Iwan Zarensohn aber war lange durch die Welt geritten, und eines Tages sagte er zu sich: „Ich will doch einmal zum Wegweiser reiten und nachschauen.“



Als er aber hinkam, sah er aus dem einen Messer Blut tropfen, das sich sogleich in Stein verwandelte, und viel war schon zu Stein geronnen. Und schon hatte seine Meute die Spur aufgenommen, die am Wegweiser begann, und jagte dorthin, wo der Tautropfen das Pferd zerrissen, zu der Herberge, wo Iwan Köchinsohn gewohnt, und schließlich in den Zarenpalast. Als die Zarentochter Iwan Zarensohn erblickte, fiel sie ihm um den Hals.

„Da bist du ja, mein lieber Mann!“ rief sie, denn die Brüder ähnelten sich wie ein Ei dem anderen.

„Nein“, erwiderte Iwan Zarensohn, „ich bin nicht dein Mann, das wird gewiß mein Bruder sein.“

Er nahm Abschied von ihr und ritt weiter. Seine Meute folgte der Spur, und er sprengte ihr nach durch das ganze Zarenreich, überallhin, wo Iwan Köchinsohn gewesen war, und gelangte auch zur Hütte der Drachenfrau. Er weinte bittere Tränen, als er seinen Bruder und dessen Meute zu Stein verwandelt fand. Da flog auch



schon die Drachenfrau herbei. Sie verneigte sich vor ihm bis zur Erde, das aber focht ihn nicht an. Er packte sie bei den Zöpfen, beutelte sie hin und her und sprach: „Führe mich zum heilenden und lebenspendenden Wasser!“

Sie zog ihn mit sich und führte ihn zu einem Brunnen.

„Da!“ sagte sie.

Er warf ein Weidenreis hinein, das zerfiel zu Asche. Wiederum packte er die Drachenfrau. Nun zog sie ihn zu einem anderen Brunnen. Auch dort warf er ein Weidenreis hinein, das zerfiel wiederum zu Asche. Da packte er abermals die Drachenfrau, und sie zog ihn zu einem dritten Brunnen. Er warf einen Holzspan hinein, und der trieb Blüten. Da schöpfte er aus diesem Brunnen Wasser, besprengte damit seinen Bruder und dessen Meute, und alle wurden wieder lebendig. Der Drachenfrau machten sie an Ort und Stelle den Garaus, streuten ihre Asche in alle Winde und lebten von nun an in Glück und Freud.



## Zwei Gevattern

„Guten Tag, Gevatter!“  
„Grüß dich!“  
„Wie geht's?“  
„Bin von der Mühle gefallen.“  
„Das ist schlecht.“  
„Nicht gar so schlecht.“  
„Warum nicht?“  
„Hab dabei 'ne Kopeke gefunden.“  
„Das ist gut.“  
„Nicht gar so gut.“  
„Warum nicht?“  
„Die war abgegriffen.“  
„Das ist schlecht.“  
„Nicht gar so schlecht.“  
„Warum nicht?“  
„Hab einen Sack Nüsse dafür gekauft.“  
„Das ist gut.“  
„Nicht gar so gut.“  
„Warum nicht?“  
„Die waren wurmstichig.“  
„Das ist schlecht.“  
„Nicht gar so schlecht.“  
„Warum nicht?“  
„Die hat der Eber gefressen.“  
„Das ist gut.“  
„Nicht gar so gut.“  
„Warum nicht?“  
„Hat doch der Wolf den Eber gefressen.“





## Der Wolf, der dem Bauern diente

Einst lebte ein Bauer, der war bettelarm und hatte nichts zu essen als Kleiebrot. Eines Tages schickte ihn sein Fronherr in den Wald, Bruchholz zu sammeln. Der Bauer arbeitete bis zum Nachmittag, und als ihn der Hunger plagte, nahm er sein Stück Kleiebrot und wollte schon hineinbeißen. Doch er dachte in seinem Sinn: Nein, ich will es lieber an einen Ast hängen, dort mag es bleiben, bis ich die Arbeit beendet habe. Bevor ich heimfahre, esse ich es dann.

Aber als er die Fuhre voll Bruchholz geladen hatte und sich das Brot holen wollte, sah er, daß es verschwunden war. Traurig, aber nicht zu ändern. So kehrte er hungrig heim. Just zu dieser Zeit rief der heilige Juri, der Beschützer der Tiere, alles Getier zu sich und fragte ein jedes, was es an diesem Tag getrieben hätte. Eines berichtete, es habe beim Bauern ein Schwein gerissen, und ein anderes, daß es ein Kalb gefressen. Ein jedes stand Rede und Antwort. Schließlich trat der Wolf herzu und sprach: „Ich, heiliger Juri, habe einem Bauern das Kleiebrot weggefressen, das er an einen Ast gehängt hatte.“

„Wie konntest du den armen Bauern nur so kränken! Er hatte nichts als das Stück Kleiebrot, und das hast du ihm weggefressen! Sehr schlecht ist es, einen Armen zu kränken. Zur Strafe dafür wirst du dich bei dem Bauern verdingen und ihm drei Jahre lang dienen!“

Also machte sich der Wolf auf, um seine Schuld abzudienen. Er verwandelte sich in einen jungen Burschen, ging zu dem Bauern und bat: „Oheim, nehmt mich als Knecht an. Ihr braucht mir keinen Lohn zu zahlen, fürs tägliche Brot allein will ich Euch dienen.“

„Aber, mein Sohn, wir können keine Arbeit vergeben, haben selber nichts zu essen.“

„Dann will ich ohne Lohn bei Euch bleiben und auch für mein täglich Brot selber sorgen.“

Da sagte des Bauern Weib: „Viel wird er kaum schaffen, lieber Mann, aber sein täglich Brot wird er schon verdienen. Wir sollten ihn nehmen.“

Also nahmen sie den Burschen in ihren Dienst. Am nächsten Tage fand er irgendwo drei Nägel, erhitzte sie im Ofen, ließ sich von seinem Herrn einen Hammer – was so ein Herr schon für einen Hammer besitzen mochte! –, und geschickt schmiedete er aus den rotglühenden Nägeln drei Messer.

„Nehmt sie, Hausfrau, und tragt sie auf den Markt! Verkauft sie, ohne zu handeln, vielleicht könnt ihr von dem Erlös ein Brot erstehen. Und mir kauft ein Stück Eisen, ich will mich noch ein wenig im Schmieden versuchen.“

Des Bauern Weib trug die Messer auf den Markt und hatte sie auch bald verkauft, ohne zu handeln. Von dem Erlös erstand sie ein Brot, auch ein Stück Eisen, aus dem der Bursche nun schon etliche Messer schmiedete. Die verkaufte sie wiederum, erstand für den Erlös ein größeres Stück Eisen, und daraus schmiedete der Bursche einen Pflug, den sie ebenfalls verkaufte. Ohne Mühe und Arbeit zu scheuen, baute er sich nun eine Schmiede, verschaffte sich das erforderliche Werkzeug und schmiedete Pflüge, Pflugmesser und ähnliches. Der Wohlstand des Bauern wuchs, er fuhr auf die Märkte und verkaufte, was sein Knecht hergestellt hatte.

„Hab ich dir nicht geraten, lieber Mann, den Burschen zu nehmen? Du wolltest damals nicht, nun aber siehst du mit eigenen Augen, welche gute Dienste er uns leistet. Dank seiner Hilfe können wir ein sorglos Leben führen.“

Nach und nach unterwies der Knecht seinen Herrn in der Kunst





des Schmiedens. Fortan schmiedete nun der Bauer ebenfalls Pflüge, und sie erwarben mehr Geld, als sie je besessen.

Eines Tages betrachtete der Bursche den alten Hofhund seines Herrn, der schon nicht mehr bellen konnte, und sprach: „Oheim, wenn Ihr einverstanden seid, mache ich aus Rjabko einen jungen Hund.“

„Tu's nur“, erwiderte der Bauer achselzuckend und sah den Burschen mißtrauisch an: Wollte ihn der etwa zum besten haben?

Der Bursche aber nahm den Hund beim Schwanz und zog ihn in die Schmiede. Dort glühte er ihn in der Feueresse, legte ihn dann auf den Amboß und schlug einmal zu. Da ward der Hund jung und hübsch, lief über den Hof und bellte vor Lebenslust. Der Bursche ging zu seinem Herrn und fragte: „Nun, Oheim, sieht der Eurem alten wohl ähnlich?“

Der Bauer sah sich den Hund genauer an, und als er erkannte, daß es sein junger Rjabko war, wunderte er sich gar sehr. Nun nahm sich der Bursche auch des Bauern Mutter vor, ein steinaltes Weiblein. Er machte sie in der Esse glühend, schmiedete sie, glühte und schmiedete sie ein zweites Mal, und da war sie plötzlich ein junges Mädchel von achtzehn Jahren. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die

Neuigkeit, und in alle Welt drang die Kunde von dem Mann, der sich darauf verstünde, alte Leute jung zu schmieden.

Aus aller Welt brachte man nun alte Männer und alte Weiber zu ihm. Der König brachte seine alte Königin, auf daß er sie verjügte, ein Pan brachte seine Mutter, ein anderer seinen Vater, alle kamen, ein jeder wollte verjüngt werden.

Der Bursche schmiedete alle um, erfüllte eines jeden Wunsch. Seinen Herrn aber lehrte er nicht diese Kunst, sein Herr verstand sich nur aufs Schmieden. Aber auch das allein trug ihm viel Geld ein, und er war schon längst nicht mehr ein armer Mann.

Nachdem nun vollends drei Jahre vergangen waren und der Bursche seine Zeit abgedient hatte, kündigte er den Dienst. Der Bauer wollte ihn nicht fortlassen und bat ihn zu bleiben.

„Nein“, antwortete der Bursche, „hier ist meines Bleibens nicht länger, ich muß Euch nun verlassen. Wenn ich dann fort bin, Oheim, und die Leute zu Euch kommen und Euch bitten, Alte in Junge zu verwandeln, dann seid auf der Hut, denn von dieser Kunst versteht Ihr nichts.“ Und ging davon.

Nun kam aber eines Tages zu unserem Bauern ein Pan und brachte seinen Vater mit, den wollte er zum Jüngling schmieden lassen. Der Bauer schwor Stein und Bein, von dieser Kunst verstünde er nichts. Wie aber war's zu jener Zeit? Wollt dem Herrn ein Bauer nicht gehorchen, verlor er seinen Kopf.

Der Pan indessen blieb unerbittlich und befahl: „Schmiede mir einen jungen Vater.“

So mußte denn der Bauer gehorchen. Er nahm den Vater, trug ihn in die Schmiede, warf ihn ins Feuer, und der Alte verbrannte zu Asche. Da war es um den Bauern geschehen: Er ward verklagt, vor Gericht gestellt und zum Erhängen verurteilt. Auf dem Marktplatz rüstete man einen Galgen und hängte ihn daran auf. Als nun der Bauer verschieden war und die Schaulustigen sich verlaufen hatten, kam jener Bursche zum Galgen und sprach: „Ich hab Euch doch geraten, Oheim, kein Handwerk zu betreiben, von dem Ihr nichts versteht!“

Ging hin, knüpfte den Bauern ab, schickte ihn zurück in die Schmiede und hängte statt seiner einen Strohsack auf. Als die Leute am nächsten Tag kamen, um den Bauern abzunehmen, hing statt seiner ein Strohsack am Galgen. Sie liefen zur Schmiede, und siehe, da stand der Bauer am Amboß. Sie hängten ihn ein zweites Mal an

den Galgen, und wiederum kam der Bursche, knüpfte ihn ab, schickte ihn zurück in die Schmiede und hängte statt seiner einen Holzklotz auf. Als die Leute kamen, um den Bauern abzunehmen, und den Holzklotz erblickten, liefen sie erneut zur Schmiede – der Bauer stand am Amboß. Da packten sie ihn, schleppten ihn zum Galgen und erhängten ihn ein drittes Mal. Der Bursche aber kam, knüpfte ihn ab, entließ ihn nach Hause und sprach: „Gebt acht! Sobald jemand die Tür zur Schmiede öffnet, nehmt das, was Ihr just in der Hand haltet, und werft es ihm mitten ins Gesicht! Es wird Euch nichts geschehen, und keiner wird es fürder wagen, Euch ein Haar zu krümmen.“

Der Bauer ging nach Hause, und seither hat niemand ihm mehr ein Haar gekrümmt. Ich hab ihn gesehn – gestern hat er mir die Kalesche gerichtet.



## Der Adler und die Hühner

Der Adler zog über den Wolken seine Kreise. Als die Sonne am höchsten stand, stieß er hinab auf eine Korndarre, um sich ein Mittagmahl zu fangen. Er ließ sich nieder und hielt nach allen Seiten Ausschau. Als er nichts Geeignetes erspähen konnte, flog er auf eine andere Korndarre. Die Hühner aber hatten schon von weitem gesehen, daß der Adler zu ihnen herabstieß; etliche flüchteten sich unter den Schlitten, und andere rannten in den Verschlag.

Der Adler aber flog von der Darre auf den Flechtzaun. Da gackerten die Hühner untereinander: „Warum nennt man ihn eigentlich den König der Vögel? Was ist schon groß dabei, von einer Korndarre zur anderen zu fliegen? Das bringen wir auch fertig.“

Das hörte der Adler, und er sprach: „Ihr wundert euch, daß ich niedrig fliege? Ich vermag, noch niedriger zu fliegen als ihr Hühner, versucht indessen ihr einmal, euch bis zu den Wolken emporzuschwingen wie ich.“

Da schwiegen die Hühner mucksmäuschenstill. Kaum aber war der Adler aufgefahren und fort aus dem Dorf ins Feld hinausgeflogen, gackerten sie aufgeregt: „Wie er sich brüstet, daß er so hoch fliegen kann! Welchen Gewinn hat er davon? Wohl schwebt er über den Wolken, wenn ihn aber der Hunger plagt, stößt er zur Erde nieder, um unsereins zu packen. Wären wir nicht, so würde er in seinen Wolken elend verhungern.“





## Brüderchen Fuchs

Ein Fuchs hatte ein Hühnchen gestohlen und ging damit über Land. Unterwegs überraschte ihn die pechschwarze Nacht. Da sah er eine Hütte stehen. Er trat ein, verneigte sich bis zur Erde und sprach: „Guten Abend, liebe Leute!“

„Guten Abend, Brüderchen Fuchs.“

„Gewährt mir ein Obdach für die Nacht!“

„Ach, Brüderchen Fuchs, eng ist's bei uns, wir haben keinen Platz für dich.“

„Das macht nichts! Will mich unters Bänkchen trollen, meinen Schwanz zusammenrollen, süß und selig schlafen.“

„Gut, so komm herein!“ antwortete die Bäuerin.

„Und wo kann ich mein Hühnchen unterbringen?“

„Setz es unter den Ofen.“

Das tat denn auch der Fuchs. In der Nacht aber stand er heimlich auf, fraß das Hühnchen und verscharrt die Federn in der Ecke. Am Morgen erhob er sich in aller Frühe, wusch und putzte sich fein und nahm Abschied von den Bauersleuten.

„Wo ist denn mein Hühnchen?“ fragte er zum Schluß.

„Unterm Ofen.“

„Da ist es nicht, ich hab schon nachgeschaut.“ Setzte sich hin und brach in Tränen aus. „Das Hühnchen war mein einzig Hab und Gut und ist mir nun gestohlen worden! Dafür müßt ihr mir ein Entchen geben!“

Dem Bauern blieb nichts anderes übrig, als den Fuchs zu entschädigen. Der Fuchs nahm das Entchen, steckte es in den Sack und ging seiner Wege.

Er wanderte über Berg und Tal, und wiederum überraschte ihn die Nacht. Da sah er eine Hütte stehen, trat ein und sprach: „Guten Abend, liebe Leute!“

„Guten Abend, Brüderchen Fuchs!“

„Gewährt mir ein Obdach für die Nacht.“

„Unsere Hütte ist nur klein, hat keinen Platz für dich.“

„Das macht nichts! Will mich unters Bänkchen trollen, meinen Schwanz zusammenrollen, süß und selig schlafen.“

„Gut, so komm herein.“

„Und wo kann ich mein Entchen unterbringen?“

„Sperr es in den Stall zu den Gänsen.“

Das tat der Fuchs. In der Nacht aber stand er heimlich auf, fraß das Entchen und verscharrte die Federn im Misthaufen. Am nächsten Tag erhob er sich in aller Frühe, wusch und putzte sich fein und nahm Abschied von den Bauersleuten.

„Wo ist denn mein Entchen?“ fragte er am Schluß.

Sie sahen im Stall nach, aber da war es nicht.

„Vielleicht haben wir es mit den Gänsen hinausgelassen?“ meinte der Bauer.

Da brach der Fuchs in Tränen aus.

„Das Entchen war mein einzig Hab und Gut, das hab ich nun verloren! Dafür mußt du mir eine Gans geben!“

Dem Bauern blieb nichts anderes übrig, als den Fuchs zu entschädigen. Der Fuchs nahm die Gans, steckte sie in den Sack und ging seiner Wege.

Er wanderte über Berg und Tal, bis es Abend wurde. Da sah er eine Hütte stehen, trat ein und sprach: „Guten Abend, liebe Leute! Gewährt mir ein Obdach für die Nacht.“

„Das geht nicht, Brüderchen Fuchs. Bei uns ist's zu eng, wir haben keine Bettstatt für dich.“

„Das macht nichts! Will mich unters Bänkchen trollen, meinen Schwanz zusammenrollen, süß und selig schlafen.“

„Gut, so komm herein.“

„Und wo kann ich meine Gans unterbringen?“

„Trag sie in den Stall zu den Lämmern.“

Das tat der Fuchs. In der Nacht aber stand er heimlich auf, fraß die Gans und verscharrte die Federn im Misthaufen. Am nächsten Morgen erhob er sich in aller Frühe, wusch und putzte sich fein und nahm Abschied von den Bauersleuten.

„Wo ist denn meine Gans?“ fragte er zum Schluß.

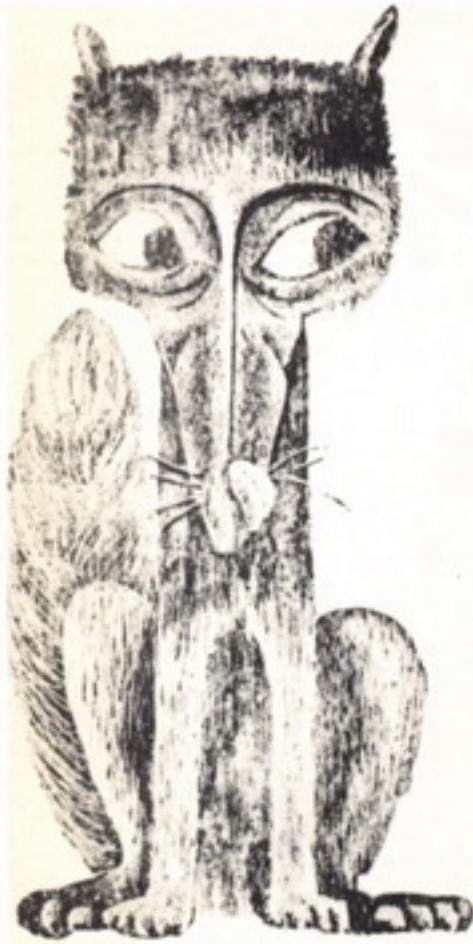
Sie sahen im Stall nach, aber die Gans war verschwunden.

„Wo immer ich auch übernachtet habe, aber so etwas ist mir noch nicht zugestoßen!“ jammerte der Fuchs. „Immer war alles heil und unversehrt.“

„Vielleicht haben die Lämmer sie zertreten?“ meinte der Bauer.

„Ob du es willst oder nicht, für die Gans mußt du mir ein Lamm geben“, sagte der Fuchs.

Die Bauersleute gaben ihm ein Lamm, das steckte er in den Sack und ging seiner Wege. Wanderte über Berg und Tal, bis ihn die Nacht überraschte. Da sah er eine Hütte stehen und trat ein.



„Gewährt mir ein Obdach für die Nacht, liebe Leute!“ bat er.

„Das geht nicht, Brüderchen Fuchs, bei uns ist's gar zu eng, wir haben keinen Platz für dich.“

„Das macht nichts! Will mich unters Bänkchen trollen, meinen Schwanz zusammenrollen, süß und selig schlafen.“

„Gut, so komm herein.“

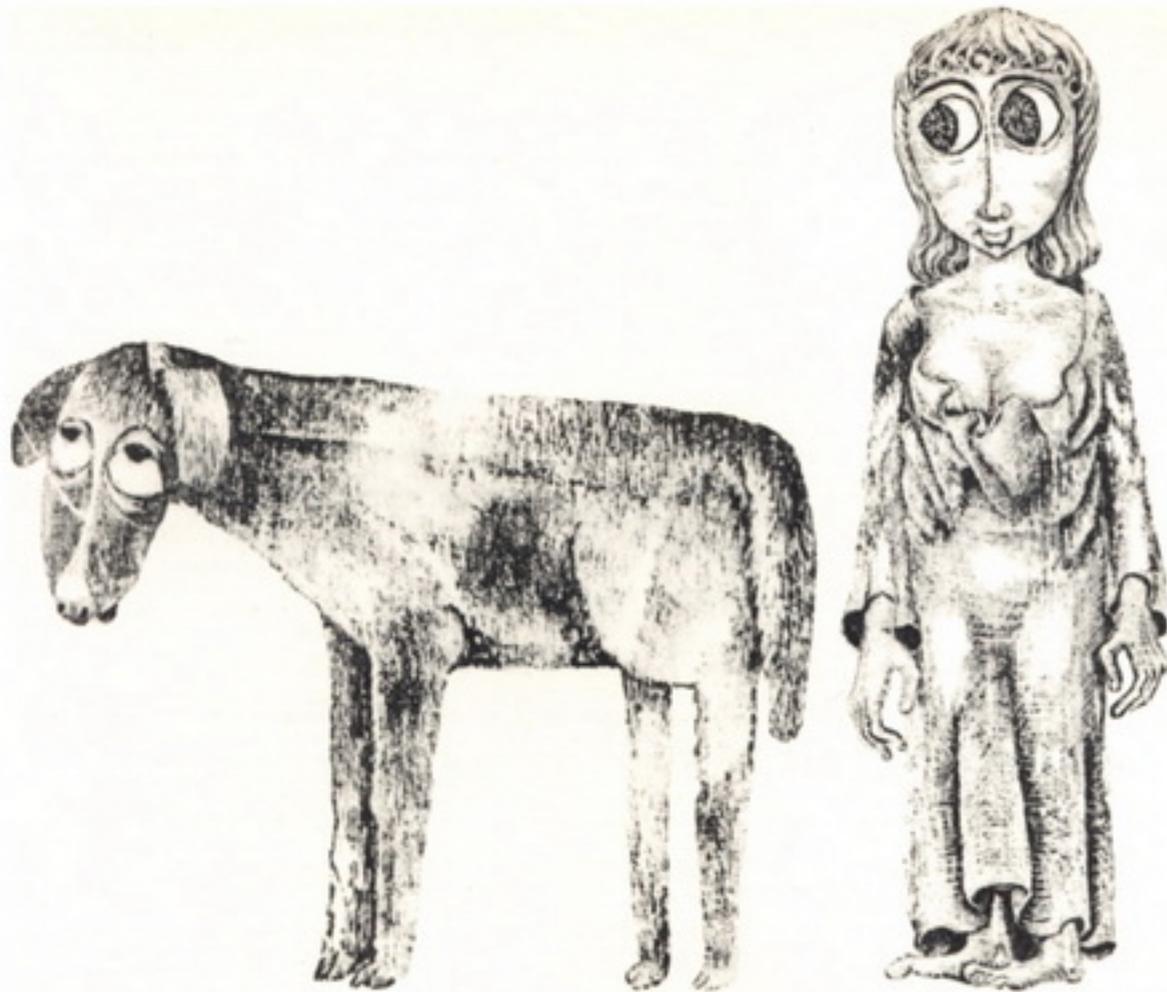
„Und wo kann ich mein Lämmchen unterbringen?“

„Laß es auf dem Hof.“

Das tat der Fuchs. In der Nacht aber stand er heimlich auf und fraß es ebenfalls. Am nächsten Morgen erhob er sich in aller Frühe, wusch und putzte sich fein, nahm Abschied von den Bauersleuten, und schon fing er an zu jammern: „Wo ist mein Lämmchen geblieben?“ Setzte sich hin und weinte bitterlich. „Wo immer ich auch übernachtet habe, so etwas ist mir noch nicht zugestoßen.“

„Vielleicht hat meine Schwiegertochter das Lämmchen aus dem Tor gelassen, als sie die Ochsen zur Weide trieb?“ meinte der Bauer.

„Ob du willst oder nicht, Bauer, aber für das Lamm mußt du die Schwiegertochter geben.“



Da brachen der Schwiegervater, die Schwiegermutter und die Kinderlein in großes Wehgeschrei aus. Doch der Sohn ging hin und steckte den Hund in den Sack.

„Da hast du sie!“ sagte er.

Der Fuchs nahm den Sack und zog los. Unterwegs aber sprach er vor sich hin: „Fürs Hühnchen ein Entchen, fürs Entchen ein Gänschen, fürs Gänschen ein Lämmchen und fürs Lämmchen eine junge Frau!“ Und schüttelte den Sack.

„Rrrr!“ knurrte der Hund.

„Ei, die Schwiegertochter jammert wohl vor Angst!“ rief der Fuchs. „Ich will gleich mal schauen, wie sie aussieht!“

Er setzte den Sack ab und knüpfte ihn auf. Da sprang mit Geklaff der Hund heraus.

Der Fuchs nahm Reißaus in den Wald, der Hund setzte ihm nach und blieb ihm dicht auf den Fersen. Um Haaresbreite, und er hätte ihn eingeholt, aber da erreichte der Fuchs seinen Bau, schlüpfte hinein und verkroch sich. Der Hund blieb draußen sitzen, der konnte nicht hinein.

„Öhrchen, meine lieben Öhrchen!“ rief der Fuchs. „Was habt ihr erdacht und eronnen, als wir dem verfluchten Köter entronnen?“

„Wir, Brüderchen Fuchs, wünschten nur, du mögest dem Köter entwetzen, damit er dein Goldfell nicht möcht zerfetzen!“

„Ich dank euch, liebe Öhrchen. Dafür werd ich euch goldene Ohringe schenken.“

„Füßchen, meine lieben Füßchen! Was habt ihr erdacht und eronnen, als wir dem verfluchten Köter entronnen?“ fragte er weiter.

„Wir, Brüderchen Fuchs, hatten nichts anderes im Sinn, als flink zu laufen, damit du dem Köter könntest entwetzen und er dein Goldfell nicht möcht zerfetzen!“

„Ich dank euch, liebe Füßchen! Dafür werd ich euch goldene Stiefelchen kaufen mit silbernen Sohlen daran.“

„Und du, Wedelschwänzchen, was hast du erdacht und eronnen, als ich dem verfluchten Köter entronnen?“ fragte er weiter.

„Ich trachtete schnell mich dir zu schlingen ums Bein, damit du dem Köter nicht könntest entwetzen und er dein Goldfell dir möcht zerfetzen!“

Da ergrimte der Fuchs und steckte den Schwanz aus dem Bau.

„Wenn es so ist, dann nimm den Schwanz, Hund, und beiß hinein nach Herzenslust.“

Der Hund schnappte zu, biß den Schwanz ab und lief nach Haus.

Der Fuchs aber ging zu den Hasen, und als sie sahen, daß er keinen Schwanz mehr hatte, lachten sie ihn aus.

„Es ist mir nicht leid um den Schwanz“, sagte der Fuchs, „denn nun kann ich besser Ringelreihn tanzen.“

„Wie denn?“

„Ganz einfach! So ich euch mit den Schwänzen zusammenbinde, lernt ihr's gleich.“

„Dann tu's!“

Geschwind band ihnen der Fuchs die Schwänze zusammen, sprang dann auf einen Hügel und rief: „Rettet euch! Der böse Wolf kommt!“

Da rasten die Hasen in wilder Flucht davon, rissen sich alle die Schwänze ab, und als sie einander hernach betrachteten, hatte keiner mehr einen Schwanz.

Da verschworen sie sich, diesen schlimmen Streich dem schlaunen Fuchs heimzuzahlen. Der erfuhr davon, und weil er merkte, daß es schlecht um ihn stand, nahm er Reißaus und verschwand für immer aus dem Wald. Seither haben die Hasen keine Schwänze mehr.

## Der Gerber Kirilo

In alten Zeiten lebte in der Stadt Kiew ein Fürst. Dicht bei der Stadt aber hauste ein Drache, dem alljährlich ein Bursche oder ein Mädchen als Tribut gesandt werden mußte.

Eines Tages nun war auch des Fürsten Tochter an der Reihe. Da half alles nichts! Die Bewohner der Stadt opferten ihre Kinder, wie hätte da der Fürst seine Tochter schonen können. Also sandte er sie dem Drachen. Das Mädchen war von unbeschreiblicher Schönheit, und der Drache verliebte sich in sie. Sie aber zeigte sich ihm geneigt, vielleicht könnte ihr das einst von Nutzen sein. Und eines Tages fragte sie ihn: „Gibt es wohl auf der Welt einen Menschen, der dir überlegen wäre?“

„Freilich“, erwiderte der Drache, „in Kiew gibt es einen, der wohnt am Dnepr. Wenn er in seiner Hütte den Ofen heizt, so steigt der Rauch bis zum Himmel auf. Und trägt er die Häute zum Wässern an den Dnepr, er ist nämlich ein Lohgerber, so nimmt er nicht eine Haut, sondern gleich zwölf auf einmal. Wollte ich dann gehen und mich an ihnen festbeißen, während sie im Dnepr wässern, er würde mich mühelos samt den zwölf Häuten aus dem Wasser ziehen, wenn er richtig zupackte. Ihn allein fürchte ich.“

Das merkte sich die Fürstentochter und überlegte, wie sie eine Nachricht nach Hause senden könnte, um die Freiheit zu gewinnen und zu ihrem Vater zurückzukehren. Keine Menschenseele aber war bei ihr, nur ein kleines Täubchen, das sie aufgezogen hatte in jener glücklichen Zeit, als sie noch in Kiew lebte. Sie dachte hin und dachte her, und schließlich schrieb sie ihrem Vater einen Brief: „So und so, Väterchen, in unserer Stadt wohnt ein Lohgerber, Kirilo geheißen. Den laßt durch die Ältesten bitten, ob er wohl gewillt sei, mit dem Drachen zu kämpfen und mich Ärmste aus der Gefangenschaft zu befreien! Liebes Väterchen, bittet ihn aber recht höflich, spendet ihm Geschenke und vermeidet jedes unüberlegte Wort, das ihn etwa kränken könnte. Und ich will mein Leben lang für ihn und für Euch zu Gott beten.“ Diesen Schreibebrief band sie dem Täubchen unter den Flügel und ließ es aus dem Fenster. Das Täubchen schwang sich zu den Wolken auf und flog zurück zum Fürstenhof. Dort liefen gerade die Kinder umher, und sie erblickten es.

„Väterchen, Väterchen!“ riefen sie. „Ist es wohl das Täubchen unserer Schwester, das da zu uns geflogen kam?“

Der Fürst freute sich über das Tier, doch dann umfingen ihn traurige Gedanken, und er dachte: Das verfluchte Ungeheuer wird wohl mein liebes Töchterchen umgebracht haben.

Er lockte das Täubchen zu sich heran, und als er es näher betrachtete, sah er, daß es einen Schreibebrief unter dem Flügel trug. Den band er los und las darin, was seine Tochter ihm geschrieben hatte. Sogleich rief er seine Ältesten herbei.

„Kennt ihr den Lohgerber, Kirilo geheißen?“

„Freilich, Fürst. Er wohnt am Dnepr.“

„Wie können wir ihm unser Anliegen vorbringen, ohne ihn zu kränken, auf daß er uns erhört?“

Sie rieten hin und rieten her, und schließlich entsandten sie die allerältesten Leute. Die näherten sich leisen Schrittes Kirilos Hütte. Als sie aber zaghaft die Tür öffneten, sank ihnen der Mut. Saß doch der Gerber mit dem Rücken zu ihnen auf dem Boden, knetete mit bloßen Händen zwölf Häute zugleich und wackelte mit dem grauen Bart. Da nieste einer der Abgesandten: „Hatschi!“

Kirilo zuckte zusammen, und ritsch-ratsch! riß er alle zwölf Häute mitten entzwei. Er wandte sich den Ältesten zu, da verneigten sie sich vor ihm bis zur Erde.

„So und so“, huben sie an, „der Fürst sendet uns mit einer kleinen Bitte zu dir.“





Er aber hatte weder Aug noch Ohr für sie, war bitterböse, denn ihretwegen hatte er die zwölf Häute zerrissen.

Da baten sie ihn recht flehentlich, knieten gar vor ihm nieder, allein er hörte sie überhaupt nicht an. Nichts anderes blieb ihnen schließlich übrig, als gesenkten Hauptes wegzugehen.

Was nun? Der Fürst war tiefbetrübt, die Ältesten waren es nicht minder. Vielleicht sollten sie jüngere Leute als Fürsprecher zu Kirilo senden? Sie taten es, aber auch diese hatten keinen Erfolg. Kirilo schnaufte nur und schwieg, als sei er taub. So wütend hatten ihn die zerrissenen Häute gemacht. Schließlich kam es dem Fürsten in den Sinn, seine jüngsten Kinder zu Kirilo zu senden. Als jene vor den Gerber traten, ihn anflehten und weinend vor ihm niederknieten, da konnte er nicht länger an sich halten. Er brach ebenfalls in Tränen aus und sagte: „Für euch will ich es tun!“

Ging dann zum Fürsten und verlangte von ihm zwölf Fässer Pech und zwölf Fuhren Hanf.

Er umwickelte sich mit dem Hanf, verpichte sich sorgfältig mit dem Pech, nahm eine zehn Pud schwere Streitkeule und zog gegen den Drachen zu Felde.

„Nun, Kirilo“, fragte der Drache, „willst du dich schlagen oder vertragen?“

„Weshalb sollt ich mich vertragen? Schlagen will ich mich, du verfluchtes Ungeheuer!“

Und alsbald kämpften sie miteinander, daß die Erde dröhnte. Der Drache sprang Kirilo an und wollte ihn mit den Zähnen packen, riß ihm aber nur ein Stück Pech heraus. Auf's neue sprang er ihn an, riß ihm aber nur einen Hanffetzen ab. Indessen schlug der Gerber so gewaltig mit der schweren Streitkeule auf ihn ein, daß er ihn schier in den Boden trieb. Das brachte den Drachen schrecklich in Hitze, und er glühte wie ein Feuerbrand. Flugs lief er zum Dnepr, um seinen Durst zu stillen und sich ein wenig im Wasser abzukühlen, Kirilo aber umwickelte sich unterdessen mit einer neuen Lage Hanf und verpichte sich mit frischem Pech. Als nun das verfluchte Ungeheuer aus dem Wasser sprang und auf ihn zuschoß, schlug er frischen Mutes mit der Keule drein. Von welcher Seite ihn der Drache auch packen wollte, er ließ die Streitkeule unablässig auf ihn niedersausen. Sie kämpften einen harten Kampf, daß die Funken stoben und der Staub hoch aufwirbelte. Es klang und dröhnte wie zum Frühjahr in einer Schmiede, wenn ein jeder eine neue Pflugschar braucht. Ohne Rast und Ruh hämmern dann der Schmied und seine Gesellen, der Blasebalg schnauft und faucht, zischend stieben die Funken aus der Esse und vom rotglühenden Metall, das ganze Schmiedehaus zittert, und weithin durch das Dorf schallt die Arbeit der Schmiede. Nicht minder lärmten und krachten Kirilo und der Drache in ihrem Kampf, nicht minder kraftvoll hämmerte der Gerber mit der Eisenkeule auf das Haupt des Ungeheuers, und wie aus einer Feueresse zischten dem die blauen Flammen aus Augen, Ohren und Rachen. Weit stärker brachte Kirilo den Drachen in Hitze als der Schmied die Pflugschar in der Feueresse, und das verfluchte Untier fauchte und wütete, schier stöhnte die Erde unter seinen Füßen.

In der Stadt aber läuteten die Glocken, rings auf den Bergen stand das Volk, starr und stumm, die Hände gefaltet, und wartete auf das Ende des Kampfes. Mit einemmal gab es einen Knall, und der Drache zerplatzte.

Da jauchzte und jubelte das Volk.

So tötete Kirilo den Drachen, befreite die Fürstentochter und gab sie ihrem Vater zurück. Und der Fürst wußte vor Glück nicht, wie er ihm danken, wie er ihn belohnen sollte.

Seit dieser Zeit nennt man das Wäldchen, an dem Kirilo wohnte, „Koschemjaki“, das heißt zu deutsch „Gerberhain“.

## Die hochmütige Ziege

Es waren einmal ein alter Mann und eine alte Frau. Eines Tages fuhr der Mann auf den Markt und kaufte eine Ziege. Er brachte sie heim und stellte sie in den Stall. Am nächsten Tage schickte er seinen ältesten Sohn mit der Ziege auf die Weide. Der Bursche hütete sie bis zum Abend und trieb sie dann wieder nach Hause. Als er heimkam, stand der Vater in roten Schuhen am Tor und fragte: „Ziege, mein Zicklein, hast du gegessen und getrunken?“

„Nein, Väterchen, ich aß nicht, und ich trank nicht. Als ich durch die Wiese ging, zupfte ich ein Hälmchen Gras; als ich durch das Bächlein sprang, schlürfte ich ein Schlückchen Naß – das ist alles, was ich fraß!“

Da wurde der Vater böse auf den Sohn und jagte ihn davon.

Am andern Tage schickte er seinen zweiten Sohn mit der Ziege auf die Weide. Der Bursche hütete die Ziege bis zum Abend und trieb sie dann heim. Am Tor aber stand der Vater in seinen roten Schuhen und fragte: „Ziege, mein Zickchen, hast du gegessen und getrunken?“

„Nein, Väterchen, ich aß nicht, und ich trank nicht. Als ich durch die Wiese ging, zupfte ich ein Hälmchen Gras; als ich durch das Bächlein sprang, schlürfte ich ein Schlückchen Naß – das ist alles, was ich fraß!“

Da jagte der Vater seinen zweiten Sohn davon.

Am dritten Tag schickte er seine Frau. Die Alte trieb die Ziege auf die Weide, hütete sie den ganzen Tag und brachte sie am Abend wieder heim. Der Mann aber stand am Tor in seinen roten Schuhen und fragte: „Ziege, mein Zickchen, hast du gegessen und getrunken?“

„Nein, Väterchen, ich aß nicht, und ich trank nicht. Als ich durch die Wiese ging, zupfte ich ein Hälmchen Gras; als ich durch das Bächlein sprang, schlürfte ich ein Schlückchen Naß – das ist alles, was ich fraß!“

Da jagte der Alte auch seine Frau fort!

Am vierten Tage nun ging er selbst mit der Ziege auf die Weide. Er hütete die Ziege den ganzen Tag, und als sie abends heimgingen, ließ er sie auf dem Wege stehn, lief voraus, stellte sich in seinen roten Schuhen ans Tor und rief: „Ziege, mein Zickchen, hast du gegessen und getrunken?“

„Nein, Väterchen, ich aß nicht, und ich trank nicht. Als ich durch die Wiese ging, zupfte ich ein Hälmchen Gras; als ich durch das

Bächlein sprang, schlürfte ich ein Schlückchen Naß – das ist alles, was ich fraß!“

Da wurde der Mann zornig, ging zum Schmied, schärfte dort sein Messer und wollte die Ziege schlachten. Die aber nahm Reißaus und rannte in den Wald. So kam sie an die Hütte des Hasen, ging hinein und legte sich auf den Ofen.

Als der Hase heimkam, merkte er, daß jemand in der Hütte war, und fragte: „Wer sitzt in meiner Hütte drin?“ Die Ziege auf dem Ofen meckerte:

„Die Ziege Labkraut nenn ich mich,  
drei schöne Groschen koste ich  
und fresse weiches Heu.  
Mit meinen Hörnern stoß ich dich,  
mit meinen Füßen stampfe ich,  
mit meinem Schwanz feg ich dich fort  
an einen fürchterlichen Ort –  
dann ist's mit dir vorbei!“

Der Hase erschrak und lief schnell fort, setzte sich unter einen Baum und weinte. Da kam der Bär vorbei und fragte: „Hoppelhase, warum weinst du denn?“

„Ach, lieber Bär, wie sollte ich nicht weinen. In meiner Hütte sitzt ein gar fürchterliches Ungetüm!“

„Ich werde es verjagen“, sprach der Bär, trabte zur Hütte und rief: „Wer sitzt da in dem Hasenhaus?“ Die Ziege auf dem Ofen meckerte:

„Die Ziege Labkraut nenn ich mich,  
drei schöne Groschen koste ich  
und fresse weiches Heu.  
Mit meinen Hörnern stoß ich dich,  
mit meinen Füßen stampfe ich,  
mit meinem Schwanz feg ich dich fort  
an einen fürchterlichen Ort –  
dann ist's mit dir vorbei!“

Wie erschrak da der Bär. Er kehrte schleunigst um und sagte zum Hasen: „Nein, Hoppelhase, das Ungetüm verjag ich nicht, das ist mir nicht geheuer!“

Nicht lange, da kam der Wolf vorbei, sah den Hasen sitzen und fragte: „Hoppelhase, warum weinst du denn?“

„Ach, lieber Wolf, wie sollte ich nicht weinen. In meiner Hütte sitzt ein gar fürchterliches Ungetüm.“

„Ich werde es verjagen“, sagte der Wolf.

„Wie willst du denn das machen? Der Bär hat es schon versucht und nicht geschafft – da schaffst du es erst recht nicht.“

„Du wirst es schon sehen“, sagte der Wolf, lief zur Hütte und rief:  
„Wer sitzt da in dem Hasenhaus?“ Die Ziege auf dem Ofen meckerte:

„Die Ziege Labkraut nenn ich mich,  
drei schöne Groschen koste ich  
und fresse weiches Heu.  
Mit meinen Hörnern stoß ich dich,  
mit meinen Füßen stampfe ich,  
mit meinem Schwanz feg ich dich fort  
an einen fürchterlichen Ort –  
dann ist's mit dir vorbei!“

Wie erschrak da der Wolf. Er kehrte schleunigst um und sagte zum Hasen: „Nein, Hoppelhase, das Ungetüm verjag ich nicht, das ist mir nicht geheuer.“

Der Hase setzte sich wieder unter seinen Baum und weinte.

Nicht lange, da kam der Fuchs vorbei, sah den Hasen sitzen und fragte: „Hoppelhase, warum weinst du denn?“

„Ach, Bruder Fuchs, wie sollte ich nicht weinen. In meiner Hütte sitzt ein gar fürchterliches Ungetüm!“

„Ich werde es verjagen!“ sagte der Fuchs.

„Ach, wie willst du denn das machen? Der Bär hat es schon versucht und nicht geschafft, der Wolf hat es auch nicht geschafft – da schaffst du es erst recht nicht!“

„Du wirst schon sehen“, sagte der Fuchs und lief zur Hütte.

„Wer sitzt da in dem Hasenhaus?“ Die Ziege auf dem Ofen meckerte:

„Die Ziege Labkraut nenn ich mich,  
drei schöne Groschen koste ich  
und fresse weiches Heu.  
Mit meinen Hörnern stoß ich dich,  
mit meinen Füßen stampfe ich,  
mit meinem Schwanz feg ich dich fort  
an einen fürchterlichen Ort –  
dann ist's mit dir vorbei!“

Ach herrje, erschrak da der Fuchs. Schnell lief er wieder zurück und sagte: „Nein, Freund Hase, das Ungetüm verjag ich nicht, das ist mir nicht geheuer!“

Traurig ging das Häschen wieder unter seinen Baum und weinte. Da kam – der Himmel weiß woher – schön langsam der Krebs den Weg entlangspaziert und sprach: „Ja, aber Hoppelhäschen, warum weinst du denn so?“

„Ach, wie sollte ich nicht weinen. In meiner Hütte sitzt ein gar fürchterliches Ungetüm!“

Da sagte der Krebs: „Ich jag es dir davon!“

„Wie willst du das wohl tun? Der Bär hat es versucht und nicht geschafft, der Wolf hat es versucht und nicht geschafft, der Fuchs hat es versucht und nicht geschafft – und du schaffst es am allerwenigsten!“

„Warte nur!“ sagte der Krebs, kroch zur Hütte und rief: „Wer sitzt da in dem Hasenhaus?“ Und die Ziege meckerte vom Ofen:

„Die Ziege Labkraut nenn ich mich,  
drei schöne Groschen koste ich  
und fresse weiches Heu.  
Mit meinen Hörnern stoß ich dich,  
mit meinen Füßen stampfe ich,  
mit meinem Schwanz feg ich dich fort  
an einen fürchterlichen Ort –  
dann ist's mit dir vorbei!“

Aber der Krebs ließ sich nicht so leicht erschrecken, setzte ein Bein hinter das andere, kroch die Ofenwand hinauf und zischte:

„Bin zwar klein und kaum zu sehn –  
doch es wird dir schlecht ergehn!“

Er hob seine beiden Zangen und zwickte die Ziege in die Beine. Die meckerte gar jämmerlich, sprang vom Ofen herab und zur Stube hinaus – und ward nie mehr gesehn! Wie freute sich da das Häschen! Es hoppelte in sein Hasenhaus, dankte dem Krebs und lebte fortan vergnügt in seiner Hütte.





## Hundert Wölfe

Erzählte doch da ein junger Bursche: „Als ich gestern abend durch den Wald ging, hab ich eine Heidenangst ausgestanden! Bin grad noch mit heiler Haut davongekommen.“

„Und warum?“ fragten seine Freunde.

„Hundert Wölfe haben mich verfolgt.“

„Ei der Daus!“

„Ihr glaubt's wohl nicht? Na, wenn's nicht hundert gewesen sind, aber fünfzig waren es ganz gewiß.“

„Im ganzen Wald gibt's doch nicht so viele.“

„Ihr zweifelt wohl? Mindestens ein Dutzend hat mich verfolgt, ich sag's doch!“

„Schwindle nicht!“

„Das ist nicht geschwindelt. Ein Wolf war mir auf den Fersen, ich sag's doch!“

„Und wo hast du ihn gesehen?“

„Bei Gott, ich hörte deutlich ein Rascheln im Gebüsch.“

## Weißnicht

Es war einmal ein Kaufmann mit Namen Iwan Iwanowitsch, der pflegte weit über das Meer zu reisen. Eines Tages ließ er Proviant für sieben Jahre in sein Schiff verladen, heuerte Leute an und stach in See. Lange Zeit kreuzte er die Meere und gelangte in solche Fernen, wo nicht mehr die Sonne schien und kein Himmel zu sehen war. Wohl hatte er Proviant für sieben Jahre mitgenommen, doch schließlich ging aller Vorrat zu Ende. Da murrten die Leute und schrien: „Gib uns zu essen, sonst ertränken wir dich!“

Der Kaufmann aber sprach: „Ein Weilchen wollen wir noch weitersegeln, vielleicht begegnen wir doch irgendwem in diesem Meer.“

Sie fuhren und fuhren, und endlich erspähten sie ein Licht. Da sagte der Kaufmann: „Dorthin wollen wir segeln.“ Sie segelten vielleicht zehn Klafter weit, langten sodann bei dem Licht an, aber o weh, es war ein zwölfköpfiger Drache. Der fragte den Kaufmann: „Wer bist du?“

„Ich bin Iwan Iwanowitsch!“ antwortete der Kaufmann.

„Ich kenn dich wohl“, sagte der Drache. „Und warum bist du hier?“

„Ich hab mich verirrt“, erwiderte der Kaufmann, „und nun finde ich nicht mehr zurück.“

„Was gibst du mir, wenn ich dich aus dieser Finsternis geleite?“ fragte der Drache.

„Was soll ich dir geben?“ fragte Iwan Iwanowitsch zurück.

Da sagte der Drache: „Gib du mir das, was in deiner Abwesenheit in deinem Haus zur Welt kam.“

„Was könnte das wohl sein?“ fragte der Kaufmann.

Der Drache aber antwortete: „Ich sag's dir nicht, sonst gibst du es mir nicht.“

Da überlegte der Kaufmann, was wohl besser wäre – wenn alle zugrunde gingen oder er dem Drachen das Gewünschte gäbe. Und er erwiderte: „Ich geb's dir!“

Da rief der Drache: „Segelt hinter mir her.“

Er lief über die Wasserflut wie über trockenes Land, und sie segelten hinter ihm her. So geleitete er sie in ein Meer, über dem wieder die Sonne schien, wies ihnen dann mit der Hand die Richtung und sprach: „Dorthin müßt ihr Kurs halten!“

Wohlbehalten gelangte der Kaufmann wieder in seine Heimat.



Kaum aber hat er sein Haus betreten, als er erfuhr, es sei ihm in seiner Abwesenheit ein Sohn geboren. Der Sohn aber sagte zu ihm: „Ihr habt mich dem Teufel verkauft, Väterchen.“

Das betrübte den Vater über alle Maßen, doch der Sohn tröstete ihn und sprach: „Laßt den Kopf nicht hängen, Väterchen, wir werden es überleben!“

Dieser Sohn nun ward Iwan geheißten. Und alsbald beratschlagten sie, auf welchem Wege er zum Teufel gelangen könne.

„Besorgt mir einen vierzig Klafter langen Strick, Väterchen“, sagte Iwan.

Der Kaufmann rüstete ihn mit allem Erforderlichen aus und ließ dann die Pferde einspannen.

„Wo wollt ihr hin?“ fragte die Mutter, denn sie wußte nichts von dem Handel mit dem Teufel.

„Nur ein wenig über Land fahren“, gab der Sohn zur Antwort. „Steigt ein, so fahrt Ihr mit.“

Sie reisten über Berg und Tal, bis sie an einen tiefen Brunnen kamen. Dort stiegen sie aus.

„Laßt mich nun in den Brunnen hinab“, gebot Iwan.

Da weinte die Mutter gar bitterlich, der Sohn aber tröstete sie und sprach: „Seid nicht traurig, Mütterchen. Vielleicht kehre ich eines schönen Tages zu Euch zurück. Und er fuhr fort: „Wenn Ihr mich in den Brunnen hinunterlaßt, haltet den Strick gut fest. Und wenn ich daran zupfe, dann zieht mich wieder heraus.“

Während sie ihn nun in den Brunnen hinabließen, stieg das Wasser darin, und als Iwan den Grund erreichte, floß das Wasser oben über den Brunnenrand. Da zog er am Strick, und als sie ihn wieder herausgezogen hatten, nahm er Abschied von ihnen und sprach: „Wenn Ihr mich jetzt in den Brunnen hinunterlaßt, haltet den Strick solange fest, bis ich dreimal daran zupfe. Erst dann werft ihn hinein.“

So ließen ihn denn die Eltern in die Tiefe hinab, und das Wasser stieg. Endlich erreichte Iwan den Grund, zupfte dreimal, und die Eltern warfen den Strick in den Brunnen.

Im Jenseits angelangt, denn dort befand sich nun Iwan, machte er sich sogleich auf den Weg. Er ging durch einen riesengroßen Garten bis an ein riesengroßes Haus. Als er näher kam, sah er einen zwölfköpfigen Drachen vor der Tür liegen, der sprach zu ihm: „Ei Potz, wer steht denn da vor mir? Des Kaufmanns Sohn Iwan ist hier!“ Und er fragte: „Warum stellst du dich erst jetzt ein?“

„Weil wir erst alles für meine Herfahrt rüsten mußten“, erwiderte Iwan.

Darauf sagte der Drache: „Nun, dann setz dich und ruh dich aus.“

„Bin nicht müd“, antwortete Iwan.

Da gab ihm der Drache ein Buch und sprach: „Nimm hier dieses Buch und lies es in zehn Tagen durch. Solltest du es an einem Tage auslesen, so kannst du im Garten spazierengehen. Nur dorthin geh nicht, wo's mit Bast verschnürt und mit Mist verschmiert ist. Ich will mich derweil für zehn Tage schlafen legen.“

Iwan las das Buch an einem Tage aus, ging dann im Garten spazieren, aß von den vielerlei Früchten, und er fühlte seine Kräfte wachsen. Wohlweislich aber mied er jenen Ort, den ihm der Drache verboten hatte. Und als die zehn Tage herum waren, kehrte er ins Haus zurück.

„Nun, warst du dort?“ fragte der Drache.

„Nein“, gab Iwan zur Antwort.

„Hüte dich“, sprach der Drache, „wenn du dort hingehst, dann freß ich dich.“ Und fuhr fort: „Hier hast du ein Buch für zwanzig Tage. Solltest du es in zwei Tagen auslesen, so kannst du wiederum im Garten spazierengehen, nur dorthin darfst du nicht, wo's mit Bast verschnürt und mit Mist verschmiert ist, das merke dir. Ich will derweilen für zwanzig Tage verreisen.“

Iwan las das Buch in zwei Tagen aus und ging dann wiederum im Garten spazieren. Die Kreuz und die Quer durchstriefte er ihn und kam auch dorthin, wo's mit Bast verschnürt und mit Mist verschmiert war. Da dachte er in seinem Sinn: Gewiß bin ich stark, doch was will das schon heißen? Dort sind vielleicht zwölf solche wie ich, die mich am Ende gar zerreißen. Nein, ich geh lieber nicht hinein.

Und als die Frist verstrichen war, kehrte er ins Haus zurück. Der Drache war schon von seiner Reise heimgekehrt und fragte: „Nun, warst du dort?“

„Nein“, erwiderte Iwan.

Da gab ihm der Drache ein Buch für dreißig Tage.

„Solltest du es in drei Tagen auslesen, so kannst du überall spazierengehen, wo immer es dich gelüstet, nur nicht dort, wo's mit Bast verschnürt und mit Mist verschmiert ist. Ich will mich derweil für dreißig Tage schlafen legen.“

Iwan las das Buch in drei Tagen aus, ging im Garten spazieren und ward so stark, daß es ihm ein leichtes gewesen wäre, vierzig

Pud aufzuheben. Wohlweislich aber mied er die Stelle, die ihm verboten war. Und als die dreißig Tage herum waren, kehrte er ins Haus zurück. Der Drache fragte wieder: „Bist du auch nicht dorthin gegangen?“ Gab ihm sodann ein Buch für vierzig Tage und sagte dabei: „Solltest du es in vier Tagen auslesen, so kannst du allüberall im Garten spazieren gehen, nur nicht dort, wo's mit Bast verschnürt und mit Mist verschmiert ist.“

Und fuhr für vierzig Tage davon.

Iwan las das Buch in vier Tagen aus und ging sodann in den Garten. Drei Tage lang spazierte er darin umher, dann aber dachte er in seinem Sinn: Ich geh doch dort hinein, wo mir der Zutritt verwehrt ist.

Er kam auch an die Stelle, wo's mit Bast verschnürt war, packte den Bast und zerriß ihn. Da sah er hinter einem Baum ein hohes Haus, versperrt mit einem Schloß, das wohl an die hundert Pud schwer war. Mit einer Hand riß Iwan es ab und öffnete die Tür. Da stand ein Pferd mit kupferner Mähne, das war mit kupfernem Zügel an einen kupfernen Pfahl gebunden und watete in Kupfer bis zu den Knien; neben ihm lag ein Stück Fleisch und vor ihm ein Armvoll Heu. Und es sprach: „Ei Potz, wer steht denn da vor mir! Des Kaufmanns Sohn Iwan ist hier! Kamst du her aus freien Stücken oder durch des Schicksals Tücken?“

„Ein wackerer Held kommt nur aus freien Stücken“, erwiderte Iwan, nahm dem Pferd das Heu aus der Krippe und warf ihm das Fleisch hinein.

„Nein, Iwan“, widersprach das Pferd, „du hast's nicht hingelegt, nimm du es auch nicht weg. Stell dich lieber in meine Kupferstreu.“

„Verliere ich dadurch auch nicht meine Kraft?“ fragte Iwan.

„Keine Angst“, erwiderte das Pferd. „Sie wird dadurch nur wachsen.“

So stellte er sich denn hinein, und da waren seine Füße aus Kupfer.

„Geh dorthin!“ sprach das Pferd und wies zur Wand.

Iwan schlug mit der Faust gegen die Wand, und da zerbarst sie, obwohl sie so dick war wie eine Bauernhütte. Er trat ein, und siehe, da stand ein Pferd mit silberner Mähne, das war mit silbernem Zügel an einen silbernen Pfahl gebunden, watete bis zu den Knien in Silber und sprach: „Ei Potz, wer steht denn da vor mir! Des Kaufmanns Sohn Iwan ist hier! Kamst du her aus freien Stücken oder durch des Schicksals Tücken?“

„Ein wackrer Held kommt nur aus freien Stücken!“ erwiderte er, nahm dem Pferd das Heu aus der Krippe und legte das Fleisch hinein.

„Du hast's nicht hineingelegt, nimm du es auch nicht heraus, Iwan!“ sprach das Pferd. „Tauch lieber deine Hände in meine Silberstreu.“

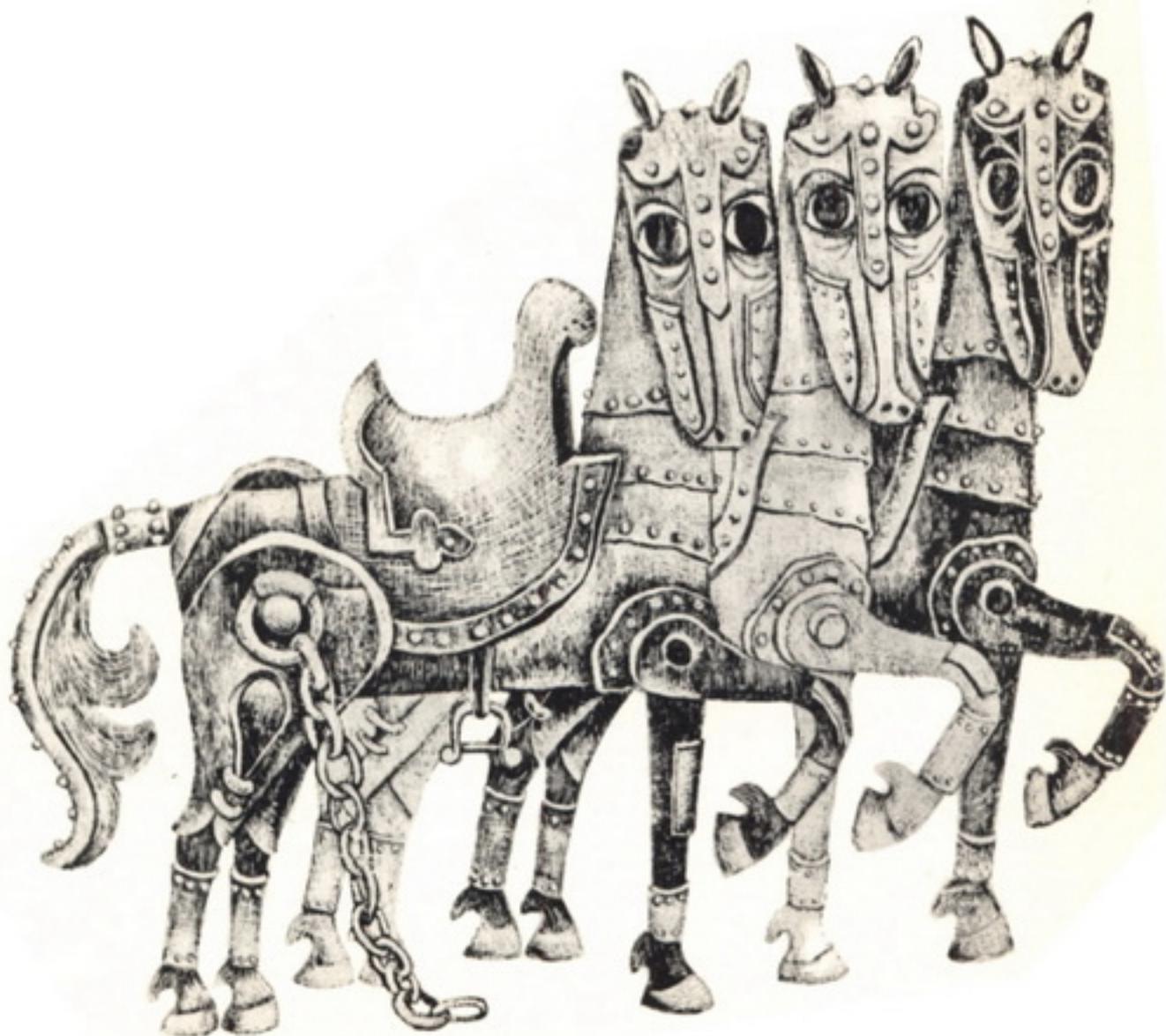
„Verliere ich dadurch auch nicht meine Kraft?“ fragte Iwan.

„Nein“, antwortete das Pferd, „sie wird nur noch wachsen.“

So tauchte er denn die Hände ein, und als er sie wieder herauszog, da waren sie aus Silber.

„Geh dorthin!“ sagte das Pferd und wies zur Wand.

Er trat an die Wand, schlug mit der Faust dagegen, und sie zerbarst. Und siehe, da stand ein Pferd mit goldener Mähne, das war mit goldenem Zügel an einen goldenen Pfahl gebunden, und neben ihm lag eine vierzig Pud schwere Streitkeule, und es sprach: „Ei Potz, wer steht denn da vor mir! Des Kaufmanns Sohn Iwan ist hier! Kamst du her aus freien Stücken oder durch des Schicksals Tücken?“



„Ein wackrer Held kommt nur aus freien Stücken“, erwiderte Iwan, nahm dem Pferd das Heu aus der Krippe und legte ihm das Fleisch vor.

„Nein, Iwan!“ sprach das Pferd. „Du hast's nicht hineingelegt, nimm du es auch nicht heraus. Steck lieber deinen Kopf in meine Goldstreu.“

Er steckte den Kopf hinein, und als er ihn herauszog, siehe, da war er aus Gold.

„Nun geh zum ersten Pferd zurück, es wird dir zu trinken geben“, gebot ihm das Pferd.

Iwan tat, wie ihm geheißen, und das Pferd mit der kupfernen Mähne gab ihm eine Flasche voll Wasser.

„Verliere ich dadurch auch nicht meine Kraft?“ fragte Iwan.

„Keine Angst, trink nur“, antwortete das Pferd.

Er trank die Flasche leer, und seine Kraft war dahingeschwunden. Nun bin ich verloren! dachte er erschrocken. Das Pferd aber sprach: „Geh zum zweiten Pferd, es wird dich heilen.“

Er tat es, und auch das silbermähige Pferd gab ihm eine Flasche Wasser. Als er sie ausgetrunken hatte, besaß er die Kraft eines gewöhnlichen Menschen. Das Pferd aber sprach: „Nun geh zum dritten Pferd!“

Wohl oder übel mußte er gehorchen, und er dachte in seinem Sinn: Ich will hingehn, vielleicht gewinne ich meine frühere Kraft zurück, vielleicht aber erleide ich dort den Tod. Er ging zum goldmähigen Pferd, das gab ihm eine Flasche voll Wasser und sagte: „Nimm diese Flasche, und wenn du sie ausgetrunken hast, wirst du stärker sein als je zuvor.“

Als Iwan die Flasche geleert hatte, ward er der stärkste Mann in der ganzen Welt.

„Nun schwing dich auf meinen Rücken“, gebot ihm das Pferd, „nimm die beiden anderen Pferde mit dir, reiß die Pfähle aus, heb die Streitkeule neben mir auf und reite, so schnell du kannst, von hinnen.“

Iwan riß die Pfähle aus, hob die Streitkeule auf, schwang sich auf das goldmähige Pferd und band die beiden anderen daran fest.

„Wie soll ich dich tragen: über das Schilfrohr, über die Bäume oder über den Himmel?“ fragte das Pferd.

„Trag mich über den Himmel“, antwortete Iwan.

Also trugen ihn die Pferde ans Tageslicht zurück. Fünf Werst

vor dem Schloß des Zaren machten sie halt. Dort aber lag ein Felsblock, groß wie ein Bauernhaus. Die Pferde aber sagten zu Iwan: „Reiß einem jeden von uns drei Härchen aus, und wen du brauchst, dessen Härchen verbrenne. Verbirg das Zaumzeug, die Pfähle und die Streitkeule unter dem Felsblock, uns aber entlaß in die Steppe zum Grasen. Näh dir alsdann Lederzeug, auf den Kopf zu setzen und über die Hände und Füße zu streifen, damit niemand im Hause des Zaren deinen goldenen Kopf, die silbernen Hände und die kupfernen Füße sieht. Wenn du vor den Zaren trittst, antworte nur immer: ‚Ich weiß nicht!‘ – einerlei, wonach man dich auch fragen, was immer man dir auch befehlen sollte.“

Er tat, wie ihm die Pferde geheißen, und ging zum Haus des Zaren.

„Wer bist du?“ fragten sie ihn dort.

„Ich weiß nicht!“ gab er zur Antwort.

Das wurde dem Zaren gemeldet. Der Zar aber ließ ihn rufen und fragte: „Wer bist du, und wo kommst du her?“

„Ich weiß nicht!“ war seine Antwort.

Da befahl der Zar, ihn in der Küche zu halten, vielleicht wäre er doch zu etwas nütze.

So führte er denn ein stilles Leben in der Küche und wurde von den Dienern des Zaren „Weißnicht“ genannt. Eines Tages sollte er nun Brennholz holen.

„Geh, Weißnicht, bring uns Brennholz!“ befahlen sie.

„Ich weiß nicht!“ war seine Antwort.

Als sie ihm aber zeigten, wo das Brennholz lag, ging er hin und brachte ihnen auf einen Schlag drei volle Fuhren.

„Wie hast du das angestellt, Weißnicht?“ fragten die Diener.

„Ich weiß nicht!“ war seine Antwort.

Ein andermal trugen sie ihm auf, Wasser zu holen, und wenngleich er „Ich weiß nicht!“ sagte, schleppte er den ganzen Brunnen herbei und stellte ihn neben den Ofen.

Eines Tages bereitete der Koch dem Zaren einen Borstsch, gab aber kein Salz hinein. Da ging Weißnicht hin und salzte den Borstsch ein wenig, ohne daß der Koch es merkte. Als der Borstsch dem Zaren vorgesetzt wurde und er davon kostete, schmeckte er, daß der Borstsch gesalzen war, es mundete ihm besser als sonst, und er gab dem Koch zehn Rubel. Der Koch freute sich, Weißnicht aber dachte in seinem Sinn: Wart nur, ich werd's dir noch eintränken!

Beim nächstenmal salzte Weißnicht den Borstsch ein wenig mehr, der Zar belohnte den Koch wiederum, diesmal mit zwanzig Rubeln, darüber war der Koch noch mehr erfreut. Beim drittenmal salzte Weißnicht den Borstsch, wie es sich gehört, und der Zar schenkte dem Koch dreißig Rubel für den gar so wohlschmeckenden Borstsch. Beim viertenmal aber warf Weißnicht eine Handvoll Asche in den Borstsch, anstatt ihn zu salzen. Das schmeckte dem Zaren gar nicht, ja, es ekelte ihn, und er schalt den Koch.

„Weißnicht hat's gemacht!“ sagte dieser.

Da ließ der Zar dem Weißnicht eine Hütte zuweisen, worin er allein hausen mußte.

Der Zar hatte aber drei Töchter, und wie es sich so ergab, wollte der Zar eines anderen Landes die älteste Tochter mit Gewalt erobern. Daraufhin sandte unser Zar seine Tochter mit einem Heer in den Krieg. Als Weißnicht davon erfuhr, ging er zu jenem Felsblock und verbrannte ein kupfernes Härchen. Flugs eilte das kupfermähnige Pferd herbei. Weißnicht schwang sich hinauf und ergriff die Streitkeule.





„Wie soll ich dich tragen: über das Schilfrohr, über die Bäume oder über den Himmel?“ fragte das Pferd.

„Trag mich über das Schilfrohr!“ sagte er.

Also trug es ihn über das Schilfrohr hinweg, ohne die Erde mit den Hufen zu berühren.

Als Weißnicht auf dem Schlachtfeld anlangte, sah er die Generale nicht bei den Soldaten, und als er nach ihnen ausspähte, gewahrte er sie hinter einem Hügel, wo sie Karten spielten. Da ritt er zu ihnen hin.

„Ach, ihr Schurken!“ rief er. „Und das nennt ihr eurem Herrscher dienen?“

Er schnitt jedem einen kleinen Zeh ab und steckte sie in die Tasche. Dann schlug er mit seiner Streitkeule das feindliche Heer in die Flucht und machte somit dem Krieg ein Ende. Hierauf ritt er zum Felsblock zurück und verbarg darunter die Streitkeule, das Zaumzeug und sein Gewand. Das Pferd entließ er in die Steppe, streifte sich das Lederzeug wieder über und ging in seine Hütte. Derweilen kehrten auch die Generale aus der Schlacht zurück.

„Nun, habt ihr gut gekämpft?“ fragte der Zar.

„Jawohl!“ antworteten sie und wurden vom Zaren gelobt.

Ein halbes Jahr, vielleicht auch mehr, verstrich, da erklärte ein anderer Zar unserem Zaren den Krieg und wollte die mittlere Tochter mit Gewalt erobern.

Und wiederum sandte der Zar sein Heer in die Schlacht. Weißnicht erfuhr es und rüstete ebenfalls zum Kampf. Er ging zum Felsblock und verbrannte ein silbernes Härchen. Als das silbermähnige Pferd herangaloppierte, zog er die Streitkeule unter dem Felsblock hervor, streifte sein Lederzeug ab und schwang sich auf das Pferd. Und es fragte: „Wie soll ich dich tragen: über das Schilfrohr, über die Bäume oder über den Himmel?“

„Trag mich über die Bäume!“ sagte er.

Kaum hatte er die Worte ausgesprochen, da flog das Pferd schon über die Bäume hinweg.

Auf dem Schlachtfeld angelangt, sah er wiederum, daß nur die Soldaten kämpften, die Generale hingegen nicht bei ihnen waren. Er spähte hinter den Hügel, und siehe, da saßen sie und spielten Karten. Er ritt zu ihnen hin.

„Ach, so also dient ihr eurem Herrscher?“ Er schnitt jedem den kleinen Finger der linken Hand ab, schlug dann mit seiner Streitkeule das feindliche Heer in die Flucht und setzte dem Krieg ein Ende. Hierauf machte er es ebenso wie beim erstenmal. Derweilen kehrten auch die Generale aus der Schlacht zurück.

„Nun, habt ihr gesiegt?“ fragte der Zar.

„Jawohl!“ antworteten die Generale.

Die Zarentochter aber, die mit ihnen gefahren war, sagte: „Nein, Väterchen, nicht sie haben den Sieg errungen, Weißnicht ist's gewesen.“

Der Zar glaubte ihren Worten nicht. Doch kaum war dieser Krieg

zu Ende, da überfiel ein dritter Zar unseren Zaren und wollte dessen jüngste und schönste Tochter mit Gewalt in seinen Besitz bringen. Die jüngste wußte aber schon, daß Weißnicht es war, der stets den Sieg errang. Sie eilte, ihn um Beistand zu bitten. Als sie an sein Fenster trat, sah sie im Innern der Hütte einen Lichtschein. Nach der Rückkehr aus dem zweiten Kriege hatte Weißnicht vergessen, sich das Lederzeug überzustreifen. Sie ging hinein, weckte ihn und flehte ihn an, ihr im dritten Kriege beizustehen.

„Komm früh am Morgen her, bevor ihr in die Schlacht zieht, und weck mich“, sagte er. „Mit einer Nadel mußt du mich in die Wange stechen, dann werde ich aufwachen.“

Und an jenem Tage tat sie, wie ihr geheißen. Dann fuhr sie mit dem Heer davon in die Schlacht. Weißnicht aber ging zum Felsblock, verbrannte ein goldenes Härchen, und flugs eilte das goldmähnige Pferd herbei. Er packte die Streitkeule, griff nach den goldenen Zügeln, gab dem Pferd die Sporen und sprengte in den Kampf.

Diesmal trug ihn das Pferd über den Himmel. Und als sie die Zarentochter eingeholt hatten, sprang er ab und setzte sich zu ihr in die Kutsche. Sie aber betrachtete seinen Kopf und bestaunte sein goldenes Haar.

Als sie auf dem Schlachtfeld anlangten, war das feindliche Heer drauf und dran, den Sieg zu erringen. Ihr eigenes Heer aber wollte schon die Waffen strecken.

Da packte Weißnicht seine Streitkeule und schlug den Feind in die Flucht. Sodann ritt er zu den Generalen, die wiederum Karten spielten, und schnitt einem jeden das linke Ohr ab. Die Zarentochter aber fuhr nach Hause und berichtete ihrem Vater, nicht die Generale hätten den Sieg errungen, sondern Weißnicht. Da sandte der Zar seine Diener aus, um Weißnicht zu holen, und gab ihnen eine eiserne Kutsche mit. Als sich Weißnicht aber hineinsetzte, bog sie sich bis zur Erde durch.

„Ich will lieber meine Pferde nehmen!“ sagte Weißnicht.

Er verbrannte von jedem Pferd ein Härchen, und flugs eilten die drei Pferde herbei. Sodann ergriff er die Pfähle, hängte sich den ersten als Gewehr über die Schulter, heftete sich den zweiten als Säbel an den Gürtel, nahm den dritten als Lanze in die Faust und packte die Streitkeule. Er schwang sich auf das goldmähnige Pferd, streifte das Lederzeug ab und ritt zum Haus des Zaren. Dort sprang



er aus dem Sattel, gebot den drei Pferden, vor der Treppe zu warten, und schritt an der Seite des Zaren die Steinstufen hinauf. Als sie ins Vorzimmer kamen, saßen da die Generale.

„Ihr spielt wohl auch jetzt?“ fragte Weißnicht. „Wo habt ihr denn eure kleinen Zehen, eure kleinen Finger und eure linken Ohren gelassen?“

Er griff in seine Tasche, hielt einem jeden die Zehe, den Finger und das Ohr an, und alles wuchs wieder am rechten Ort fest. Da ließ der Zar die Generale erschießen und vermählte seine jüngste Tochter mit Weißnicht. Nun endlich verriet er, daß er nicht Weißnicht, sondern Iwan heiße.

Auch mich lud man zur Hochzeit ein, ich trank viel Bier und süßen Wein, mein Mund hat aber nichts genossen, 's ist alles in den Bart geflossen. Drum schenkt' man mir 'nen Stab aus Stroh, darüber ward ich herzlich froh, und als ich ihn erklettern wollt, da bin ich in den Staub gerollt.





## Die Glasaugen

Ein Bauer brachte einmal seine Steuern in die Kreisstadt. Der Schreiber nahm sie entgegen, sah in seinem Buche nach und sagte:

„Hier steht noch ein Rückstand von zehn Rubeln verzeichnet!“

„Ich hab aber längst alles bezahlt“, widersprach der Bauer.

„Das hast du nicht. Du bist noch etwas schuldig.“

„Nein, nichts bin ich schuldig.“

„Doch bist du es!“

„Nein, nichts bin ich schuldig!“

Da erkannte der Schreiber, daß er den Bauern diesmal nicht betrügen konnte. Um sich aus der Sache herauszuwinden, sagte er zu seinem Untergebenen: „Gib mir mal die Brille!“ Setzte sie auf und sah noch einmal im Buche nach. „Stimmt, du bist nichts schuldig.“

Da erwiderte der Bauer: „Gott möge den Glasaugen Gesundheit schenken und die Eurigen zerspringen lassen!“

## Der Haarschopf des Pans

„Bauer, wenn du Gott fürchtest, rette mich!“ schrie ein böser Pan, als er im Wasser versank.

Der Bauer sah ihn vom Ufer aus, bedachte sich und sprach: „O Pan, wie sollte ich Euch retten? Dann müßt ich Euch ja an den Haaren ziehen, Ihr seid doch aber unser Pan!“

„Zieh mich, woran du willst, nur rette mich vom Tode!“

Der Bauer sann hin und her. Derweilen strömte viel Volk am Ufer zusammen.

„Ist's wohl erlaubt, einen Pan am Schopf zu packen?“ fragte einer.

„Was wär das für ein Pan, den der Bauer am Haarschopf zerren darf?“

„Ei, ei“, meinte ein anderer, „das möchte übel enden, der Haarschopf eines Pans ist dazu nicht geschaffen. Das bleibt allein dem Schopf des Bauern vorbehalten. Den zieht und zerrt der Pan, wie und wohin es ihm beliebt.“

So sprach das Volk am Ufer. Es rätselte und überlegte hin und her, wie wohl dem Pan zu helfen wär. Der schrie unablässig: „Ihr gottesfürcht'gen Leute, so rettet mich!“ Und ertrank.





## Vom Hühnchen, das goldene Eier legte

Es lebten einst ein alter Mann und eine alte Frau, die hatten ein gesprenkeltes Hühnchen. Das fütterten sie drei Jahre lang und warteten Tag um Tag, daß es ihnen Eier lege.

Nach genau drei Jahren legte ihnen das Hühnchen endlich ein Ei, aber kein gewöhnliches, sondern eins aus purem Gold. Da freuten sich die alten Leute, doch sie wußten nicht, was sie mit dem Ei anfangen sollten. Noch konnten sie es gar nicht fassen, daß ihnen das Hühnchen ein goldenes Ei gelegt hatte.

Sie versuchten, das Ei aufzuschlagen, doch es widerstand, so hart war es. Der alte Mann schlug und schlug, das Ei ging nicht entzwei; die alte Frau schlug und schlug, das Ei ging nicht entzwei. Schließlich legten sie es aufs Wandbrett. Da huschte ein Mäuslein herbei, stieß mit dem Schwänzlein daran. Plumps, fiel das Ei auf den Tisch und zerbrach. Der alte Mann weinte, die alte Frau weinte, das Hühnchen aber gackerte: „Weine nicht, Großvater, weine nicht, Großmutter, ich werd euch ein anderes Ei legen, kein gewöhnliches, sondern eins aus purem Gold, ihr müßt nur drei Jahre lang warten.“

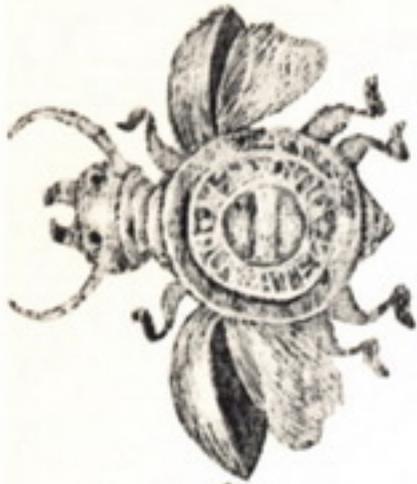
Die alten Leute sammelten die goldenen Schalen und verkauften sie einem Händler. Aber nur wenig Geld erhielten sie dafür, und das reichte nicht für die neue Hütte, die sie sich bauen wollten. Sie mußten also noch drei Jahre warten, dann hätten sie genügend Geld für eine neue Hütte. Sie warteten eine Woche, sie warteten zwei Wochen, sie warteten drei Wochen, aber die Zeit verging ihnen gar zu langsam, und sie wurden des Wartens müde.

Da sagte der alte Mann zu seiner Frau: „Weißt du was, Alte? Eh daß wir drei lange Jahre warten, wollen wir lieber gleich das Hühnchen schlachten und das goldene Ei aus ihm herausholen. Wer weiß, vielleicht hat es nicht nur eines in sich, sondern gar Stücker drei oder vier. Dann werden wir reich, bauen uns eine neue Hütte, kaufen uns ein Äckerlein und brauchen niemanden um etwas zu bitten.“

„Freilich, das ist wohl wahr, Alterchen. Laß uns das Hühnchen schlachten.“

Sie schlachteten das Hühnchen, aber kein einziges Ei war darin. Und wieder weinten die beiden alten Leute bitterlich.

Da steckte das Mäuslein sein Schnäuzlein aus dem Loch und sprach: „Weine nicht, Großvater, weine nicht, Großmutter! Begrabt euer Hühnchen vorm Garten am Kreuzweg, und wenn ihr drei



Jahre abwartet, könnt ihr an selbiger Stelle einen Schatz heben. Eines aber merkt euch, auf daß ihr es euer Lebtage nicht vergeßt: Es währt immer seine Zeit, bevor eure Wünsche in Erfüllung gehen.“

Die Frau vergrub das Hühnchen vor dem Garten am Kreuzweg, gleich neben dem Gehölz, und steckte als Merkzeichen einen Stock an die Stelle. Die alten Leute warteten ein Jahr, sie warteten zwei Jahre und wollten schier vergehen vor Ungeduld, den Schatz zu heben. Als das dritte Jahr angebrochen war, sprach die alte Frau zu ihrem Mann: „Laß uns doch einmal nachsehen, Alterchen.“

„Übereile nichts, Alte, wir wollen lieber noch ein Weilchen warten. Die längste Zeit haben wir hinter uns, nun dauert es nicht mehr lange.“

„Ach, Alterchen, wir wollen ja auch gar nicht dran rühren, wollen nur nachsehen, wie weit unser Schatz schon gediehen ist.“

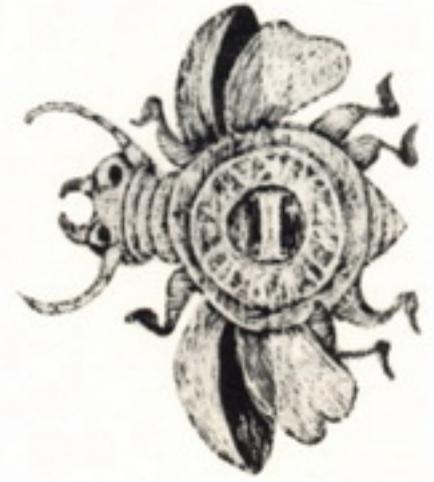
„Sei auf der Hut, Alte, am Ende verderben wir noch die ganze Sache.“

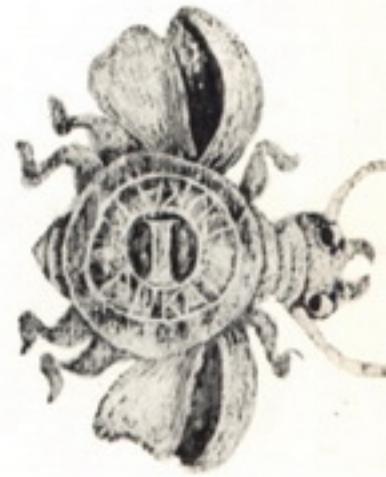
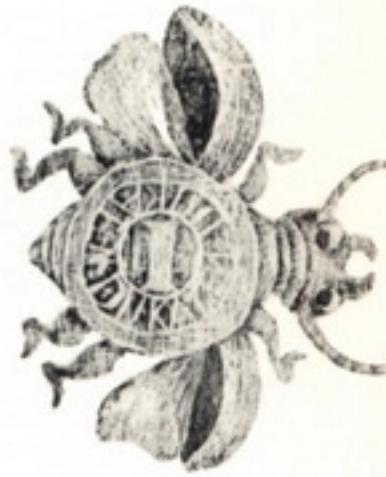
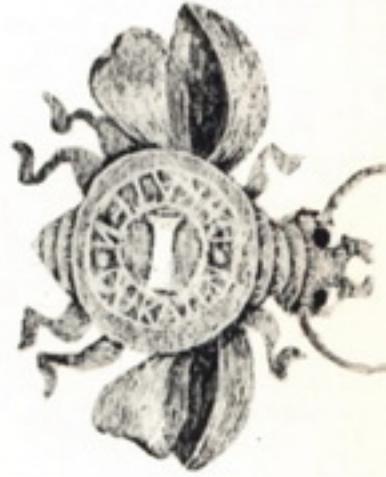
„Keine Angst, Alterchen, nichts Schlimmes wird geschehen.“

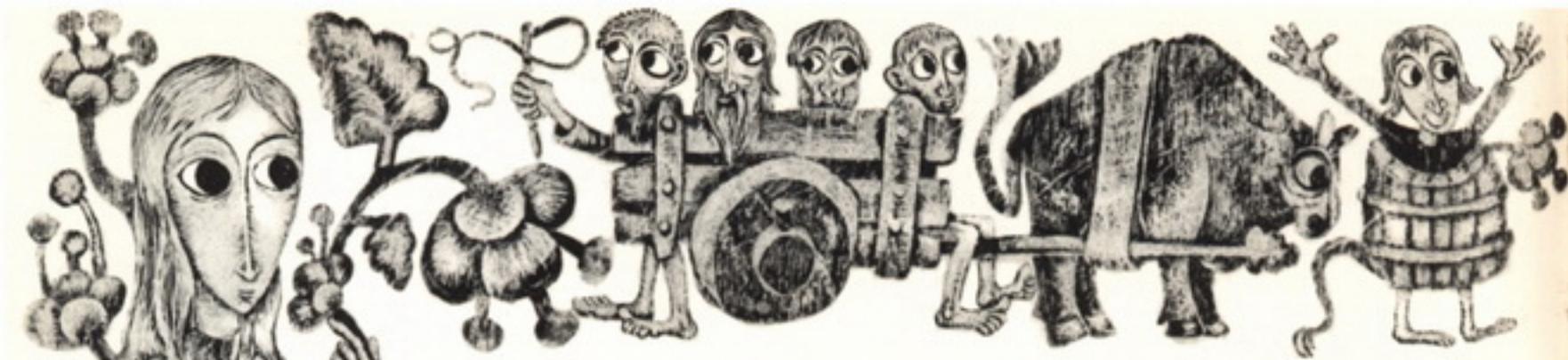
Sie nahmen einen Spaten, gingen in den Garten und gruben solange, bis sie auf einen großen Haufen von Goldkäfern stießen. Die surrten auf und flogen in alle Winde.

So mußten denn die alten Leute in ihrer elenden Hütte wohnen bleiben und konnten sich keine neue bauen.

Das Mäuslein aber steckte das Schnäuzchen aus seinem Loch und sprach: „Alt seid ihr geworden, aber dumm geblieben. Warum habt ihr nicht gewartet, bis die drei Jahre um waren? Dann besäzet ihr einen großen Haufen Goldstücke, nun aber sind sie in alle Winde geflogen.“







- 5 Das lahme Entchen  
*Übersetzt von Lieselotte Remané*
- 9 Die fliegende Truhe  
*Übersetzt von Lieselotte Remané*
- 12 Der Frost  
*Übersetzt von Lieselotte Remané*
- 15 Das Geschenk für den Vater  
*Übersetzt von Lieselotte Remané*
- 16 Der Fäustling  
*Übersetzt von Lieselotte Remané*
- 18 Iwan Findelkind  
*Übersetzt von Lieselotte Remané*
- 28 Telessik, das hölzerne Kindlein  
*Übersetzt von Lieselotte Remané*
- 36 Wie der Bauer sein Geld  
den Fröschen gab  
*Übersetzt von Lieselotte Remané*
- 37 Vom Rotschwanz, dem Fuchs-  
lein, und Graubart, dem Wolf  
*Übersetzt von Lisa Ossig*
- 41 Wie der Hummelbrummel  
um die Biene freite  
*Übersetzt von Lieselotte Remané*
- 42 Die mildtätige Gutsherrin  
*Übersetzt von Lieselotte Remané*
- 44 Der Hammel  
und der Ziegenbock  
*Übersetzt von Lieselotte Remané*
- 47 Die drei Brüder  
*Übersetzt von Lieselotte Remané*
- 48 Das Zauberhemd  
*Übersetzt von Lieselotte Remané*
- 67 Wie Großvater und ich  
reiche Leute wurden  
*Übersetzt von Lieselotte Remané*
- 70 Die geschwätzige Chweska  
*Übersetzt von Lieselotte Remané*
- 77 Kullerkorn  
*Übersetzt von Lisa Ossig*
- 91 Der gewitzte Knecht  
*Übersetzt von Lieselotte Remané*
- 96 Der Pflegevater  
*Übersetzt von Lisa Ossig*
- 100 Das Gericht der Vögel  
*Nachdichtung von Martin Remané*
- 101 Das Öchslein aus Stroh  
*Übersetzt von Lieselotte Remané*
- 106 Der Bursche, der sich mit  
dem Tod verbrüdete  
*Übersetzt von Lieselotte Remané*
- 108 Die Nachtigall  
*Übersetzt von Lieselotte Remané*
- 109 Der Recke Übereichen  
*Übersetzt von Lieselotte Remané*
- 126 Der Pan und sein Verwalter  
*Übersetzt von Lieselotte Remané*





- 130 Erbslein  
*Übersetzt von Lieselotte Remané*
- 138 Hähnchen und Hühnchen  
*Übersetzt von Lieselotte Remané*
- 143 Der arme Wolf  
*Übersetzt von Lieselotte Remané*
- 148 Der Soldat und Aptej  
*Übersetzt von Lieselotte Remané*
- 155 Herr Kater Schnurr  
*Übersetzt von Lisa Ossig*
- 158 Der wackere Held  
*Übersetzt von Lieselotte Remané*
- 166 Über die Dummheit  
*Übersetzt von Lieselotte Remané*
- 168 Die einzige Rettung  
*Übersetzt von Lieselotte Remané*
- 170 Der Iltis  
*Übersetzt von Lieselotte Remané*
- 172 Die Wunder-Gusli  
*Übersetzt von Lieselotte Remané*
- 174 Der eiserne Wolf  
*Übersetzt von Lieselotte Remané*
- 179 Der Bauer und der Krämer  
*Übersetzt von Lieselotte Remané*
- 180 Der Hellseher  
*Übersetzt von Lieselotte Remané*

- 184 Wieviel Land der Zar  
meinem Großvater zuteilte  
*Übersetzt von Lieselotte Remané*
- 186 Iwan Zarensohn  
und Iwan Köchinsohn  
*Übersetzt von Lieselotte Remané*
- 194 Zwei Gevattern  
*Übersetzt von Lieselotte Remané*
- 196 Der Wolf, der dem Bauern  
diente  
*Übersetzt von Lieselotte Remané*
- 202 Der Adler und die Hühner  
*Übersetzt von Lieselotte Remané*
- 204 Brüderchen Fuchs  
*Übersetzt von Lieselotte Remané*
- 209 Der Gerber Kirilo  
*Übersetzt von Lieselotte Remané*
- 213 Die hochmütige Ziege  
*Übersetzt von Lisa Ossig*
- 217 Hundert Wölfe  
*Übersetzt von Lieselotte Remané*
- 218 Weißnicht  
*Übersetzt von Lieselotte Remané*
- 232 Die Glasaugen  
*Übersetzt von Lieselotte Remané*
- 233 Der Haarschopf des Pans  
*Übersetzt von Lieselotte Remané*
- 235 Vom Hühnchen,  
das goldene Eier legte  
*Übersetzt von Lieselotte Remané*



1. Auflage

Verlag Kultur und Fortschritt, Berlin · L. N. 3-285/25/66

Printed in the German Democratic Republic

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Redakteur: Mimi Barillot

Einbandentwurf: Irmhild und Hilmar Proft

Satz, Textdruck und Einband: Grafischer Großbetrieb Völkerfreundschaft Dresden III 9 5

Reproduktion und Offsetdruck: H. F. Jütte, Leipzig













*Träumen und Sehnsüchten.*

*Immer wieder ist es der Held  
aus dem Volk, der den  
vielköpfigen Drachen bezwingt,  
den gefürchteten eisernen Wolf  
und andere Ungebeuer, der grausame,  
menschenfeindliche Zaren,  
hochmütige Gutsberren und habgierige  
Pans ihrer gerechten Strafe zuführt,  
der dem Guten über das Böse  
zum Siege verhilft.*

*In bunter Folge wechseln  
phantasiereiche Zaubermärchen mit  
Tiermärchen und anekdotenhaften  
Märchen aus dem Alltag.*

